Prosaische und poetische Werke

von

W. Hauff.

Elftes Bändchen.

Novellen.

Zweites Bändchen.

Berlin.

Gustav Hempel.

Novellen

von

W. Hauff.

Zweites Bändchen.

Die Sängerin. — Die letzten Ritter von Marienburg. —
Das Bild des Kaisers.

Berlin.
Gustav Hempel.

[1879]

Inhalt.

Die Sängerin . . . . . Seite 7

Die letzten Ritter von Marienburg . . . . . „ 51

Das Bild des Kaisers . . . . . „ 105

Die Sängerin.

1.

„Das ist ein sonderbarer Vorfall," sagte der Kommerzienrath Bolnau zu einem Bekannten, den er auf der breiten Straße in B. traf; „gesteht selbst, wir leben in einer argen Zeit."

„Ihr meint die Geschichte im Norden?" entgegnete der Bekannte. „Habt Ihr Handelsnachrichten, Kommerzienrath? Hat Euch der Minister des Auswärtigen aus alter Freundschaft etwas Näheres gesagt?"

„Ach, geht mir mit Politik und Staatspapieren! Meinetwegen mag geschehen, was da will. Nein, ich meine die Geschichte mit der Fiametti."

„Mit der Sängerin? Wie? Ist sie noch einmal engagirt? Man sagte ja, der Kapellmeister habe sich mit ihr überworfen —"

„Aber um Gottes willen!" rief der Kommerzienrath und blieb staunend stehen; „in welchen Spelunken treibet Ihr Euch umher, daß Ihr nicht wisset, was sich in der Stadt zuträgt? So wisset Ihr nicht, was der Fiametti arrivirte?"

„Kein Wort, auf Ehre! Was ist es denn mit ihr?"

„Nun, es ist weiter nichts mit ihr, als daß sie heute Nacht todtgestochen worden ist."

Der Kommerzienrath galt unter seinen Bekannten für einen Spaßvogel, der, wenn er Morgens von Elf bis Mittag seine Promenaden in der breiten Straße machte, die Leute gerne aufhielt und ihnen irgend etwas aus dem Stegreife aufband. Der Bekannte war daher nicht sehr gerührt von dieser Schreckensnachricht, sondern antwortete: „Weiter wisset Ihr also heute nichts, Bolnau? Ihr müßt doch nachgerade mit Eurem Witz zu Rande sein, weil Ihr die Farben so stark auftraget. Wenn Ihr mich übrigens ein ander Mal wieder stellet in der breiten Straße, so besinnt Euch auf etwas Vernünftigeres, sonst bin ich genöthigt, einen Umweg zu machen, wenn ich von der Kanzlei nach Hause gehe."

„Er glaubt's wieder nicht!“ rief der Spaziergänger. „Seht nur, er glaubt's wieder nicht! Wenn ich gesagt hätte, der Kaiser von Marokko sei erstochen worden, so hättet Ihr die Nachricht mit Dank eingesteckt und weitergetragen, weil sich dort schon Aehnliches zugetragen hat. Aber wenn eine Sängerin hier in B. todtgestochen wird, da will Keiner glauben, bis man den Leichenzug sieht. Aber, Freundchen, diesmal ist's wahr, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin!“

„Mensch! Bedenket, was Ihr sagt!“ rief der Freund mit Entsetzen. „Die Sängerin erstochen?“ Todt sagtet Ihr? Die Fiametti todtgestochen?“

„Todt war sie vor einer Stunde noch nicht; aber sie liegt in den letzten Zügen, so viel ist gewiß.“

„Aber sprechet doch ums Himmels willen! Wie kann man denn eine Sängerin todtstechen? Leben wir denn in Italien? Für was ist denn eine wohllöbliche Polizei da? Wie ging es denn zu? Todtgestochen!“

„Schreiet doch nicht so mörderlich,“ erwiderte Bolnau besänftigend; „die Leute fahren schon mit den Köpfen aus allen Fenstern und schauen nach dem Straßenlärm. Ihr könnet ja sotta voce jammern, so viel Ihr wollt. Wie es zuging? Ja sehet, da liegt es eben; das weiß bis jetzt kein Mensch. Gestern Nacht war das schöne Kind noch auf der Redoute, so liebenswürdig, so bezaubernd wie immer, und heute Nacht um zwölf Uhr wird der Medizinalrath Lange aus dem Bette geholt, Signora Fiametti liege im Sterben; sie habe eine Stichwunde im Herzen. Die ganze Stadt spricht schon davon, aber natürlich das tollste Zeug. Es sind allerdings fatale Umstände dabei, daß man nicht ins Reine kommen kann; so darf z. B. Niemand ins Haus als der Arzt und die Leute, die sie bedienen. Auch bei Hof weiß man es schon, und es kam ein Befehl, daß die Wache nicht am Haus vorbeiziehen dürfe; das ganze Bataillon mußte den Umweg über den Markt nehmen.“

„Was Ihr sagt! Aber weiß man denn gar nicht, wie es zuging? Hat man denn gar keine Spur?“

„Es ist schwer, sich aus den verschiedenen Gerüchten auf das Wahre durchzuarbeiten. Die Fiametti, das muß man ihr lassen, ist eine sehr anständige Person, der man auch nicht das Geringste nachsagen kann. Nun, wie aber die Leute sind, besonders die Frauen, wenn man da von dem ordentlichen Lebenswandel des armen Mädchens spricht, zuckt man die Achsel und will von ihrem frühern Leben Allerlei wissen. Von ihrem frühern Leben! Sie hat kaum siebzehn Jahre und ist schon anderthalb Jahre hier! Was ist das für ein früheres Leben?“

„Haltet Euch nicht so lange beim Eingang auf,“ unterbrach

ihn der Bekannte, „sondern kommt auf das Thema! Weiß man nicht, wer sie erstochen hat?“

„Nun, das sage ich ja eben; da soll es nun wieder ein abgewiesener aber eifersüchtiger Liebhaber sein, der sie umbrachte. Sonderbar sind allerdings die Umstände. Sie soll gestern auf der Redoute mit einer Maske, die Niemand kannte, ziemlich lange allein gesprochen haben. Sie ging bald nachher weg, und einige Leute wollen gesehen haben, daß dieselbe Maske zu ihr in den Wagen stieg. Weiter weiß Niemand etwas Gewisses; aber ich werde bald erfahren, was an der Sache ist.“

„Ich weiß, Ihr habt so Eure eigenen Kanäle, und gewiß habt Ihr auch bei der Fiametti einen dienstbaren Geist. Es giebt Leute, die Euch die Stadtchronik nennen.“

„Zu viel Ehre, zu viel Ehre,“ lachte der Kommerzienrath und schien sich ein Wenig geschmeichelt zu fühlen. „Diesmal habe ich aber keinen andern Spion als den Medizinalrath selbst. Ihr müßt bemerkt haben, daß ich, ganz gegen meine Gewohnheit, nicht die ganze Straße hinauf und hinab wandle, sondern mich immer zwischen der Karls- und der Friedrichsstraße halte.“

„Wol habe ich dies bemerkt; aber ich dachte, Ihr machtet Fensterparade vor der Staatsräthin Baruch.“

„Geht mir mit der Baruch! Wir haben seit drei Tagen gebrochen; meine Frau sah das Verhältniß nicht gerne, weil Jene so hoch spielt. Nein, der Medizinalrath Lange kommt alle Tage um zwölf Uhr durch die breite Straße, um ins Schloß zu gehen, und ich stehe hier auf dem Anstand, um ihn sogleich aufs Korn zu nehmen, wenn er um die Ecke kommt.“

„Da bleibe ich bei Euch,“ sprach der Freund; „die Geschichte der Fiametti muß ich genauer hören. Ihr erlaubt es doch, Bolnau?“

„Werthester, genirt Euch ganz und gar nicht,“ entgegnete Jener; „ich weiß, Ihr speiset um zwölf Uhr — lasset doch die Suppe nicht kalt werden! Ueberdies könnte Lange vor Euch nicht recht mit der Sprache heraus wollen; kommt lieber nach Tisch ins Kaffeehaus, dort sollet Ihr Alles hören. — Machet übrigens, daß Ihr fort kommt! Dort biegt er schon um die Ecke.“

2.

„Ich halte die Wunde nicht für absolut tödtlich,“ sprach der Medizinalrath Lange nach den ersten Begrüßungen; „der Stoß scheint nicht sicher geführt worden zu sein. Sie ist schon wieder ganz bei Besinnung, und die Schwäche abgerechnet, die der große Blutverlust verursachte, ist in diesem Augenblick wenigstens keine Spur von Gefahr.“

„Das freut mich," erwiderte der Kommerzienrath und schob vertraulich seinen Arm in den des Doktors; „ich begleite Ihn noch die paar Straßen bis ans Schloß; aber sag Er mir doch ums Himmels willen etwas Näheres über diese Geschichte; man kann ja gar nicht ins Klare kommen, wie sich das Alles zugetragen."

„Ich kann Ihm schwören," antwortete Jener, „es liegt ein furchtbares Dunkel über der Sache. Ich war kaum eingeschlafen, so weckt mich mein Johann mit der Nachricht, man verlange mich zu einem sehr gefährlichen Kranken. Ich werfe mich in die Kleider, renne hinaus, im Vorsaal steht ein Mädchen, bleich und zitternd, und flüstert so leise, daß ich es kaum hörte, ich solle mein Verbandzeug zu mir stecken. Schon das fällt mir auf; ich werfe mich in den Wagen, lasse die bleiche Mamsell auf den Bock zu Johann sitzen, daß sie den Weg zeige, und fort geht es bis in den Lindenhof. Ich steige vor einem kleinen Hause ab und frage die Mamsell, wer denn der Kranke sei?"

„Ich kann mir denken, wie Er staunte —"

„Wie ich staunte, als ich höre, es ist Signora Fiametti! Ich kannte sie zwar nur vom Theater, hatte sie sonst kaum zwei-, dreimal gesehen; aber die geheimnißvolle Art, wie ich zu ihr gerufen wurde, das Verbandzeug, das ich zu mir stecken sollte — ich gestehe, ich war sehr gespannt, was der Sängerin zugestoßen sein sollte. Es ging eine kurze Treppe hinan, einen schmalen Hausflur entlang. Das Mädchen ging voran, ließ mich einige Augenblicke im Dunkeln warten und kam mir dann schluchzend und noch bleicher als zuvor entgegen. ‚Treten Sie ein, Herr Doktor,' sagte sie, ‚ach! Sie werden zu spät kommen, sie wird's nicht überleben.' Ich trat ein, es war ein schrecklicher Anblick."

Der Medizinalrath schwieg sinnend und düster; es schien sich ein Bild vor seine Seele zu drängen, das er umsonst abzuwehren suchte. „Nun, was sah Er?" rief sein Begleiter, ungeduldig über diese Unterbrechung. „Er wird mich doch nicht so zwischen Thür und Angel stehen lassen wollen?"

„Es ist mir Manches in meinem Leben begegnet," fuhr der Doktor fort, nachdem er sich gesammelt hatte, „Manches, wovor mir graute, Manches, das mich erschreckte, aber nichts, was mir das Herz so in der Brust umdrehte wie dieser Anblick. In einem matt erleuchteten Zimmer lag ein bleiches junges Weib auf dem Sopha; vor ihr kniete eine alte Magd und preßte ihr ein Tuch auf das Herz. Ich trat näher; weiß und starr wie eine Büste lag der Kopf der Sterbenden zurück; die schwarzen, herabfallenden Haare, die dunkeln Brauen und Wimpern der geschlossenen Augen bildeten einen schrecklichen Kontrast gegen die glänzende Bläße der Stirn,

des Gesichtes, des schönen Halses. Die weißen, faltenreichen Gewänder, die wol zu ihrer Maske gehört hatten, waren von Blut überströmt, Blut auf dem Fußboden, und von dem Herzen schien der rothe Strom auszugehen, — dies Alles stellte sich mir in einem Augenblick dar — es war Fiametti, die Sängerin."

„O Gott, wie mich das rührt!" sprach der Kommerzienrath bewegt und zog ein langes seidenes Tuch hervor, um sich die Augen zu wischen. „Geradeso lag sie noch letzten Sonntag vor acht Tagen in der Oper Othello da, als sie die Desdemona spielte. Schon damals war der Effekt so grausam wahr und wahrhaft gräulich, daß man meinte, der Mohr habe sie in der That erdolcht; und jetzt ist es wirklich so mit ihr gekommen! Was mich das rührt!"

„Habe ich Ihm nicht jede übermäßige Rührung verboten?" unterbrach ihn der Arzt. „Will Er mit Gewalt wieder Seine Zufälle bekommen?"

„Er hat Recht," sagte der Kommerzienrath Bolnau und fuhr schnell mit dem Tuch in die Tasche; „Er hat Recht; meine Konstitution ist nicht für den Affekt. Erzähl Er nur weiter! Ich werde die Tafelscheiben am Kriegsministerio im Vorbeigehen zählen; das hilft gegen solche Anfälle."

„Zähl Er nur, und wenn es nicht hilft, so kann Er auch noch den obern Stock des Palais mitnehmen. — Die alte Magd nahm das Tuch weg, und mit Erstaunen erblickte ich eine Wunde wie von einem Messerstich, die dem Herzen sehr nahe war. Es war nicht Zeit, mich mit Fragen aufzuhalten, so viele derselben mir auch auf der Zunge schwebten; ich untersuchte die Wunde und legte den Verband um. Die Verwundete hatte während der ganzen Operation kein Zeichen von Leben gezeigt; nur als ich die Wunde sondirte, war sie schmerzlich zusammengezuckt. Ich ließ sie ruhen und bewachte ihren Schlummer."

„Aber das Mädchen und die alte Magd, — hat Er denn Diese nicht gefragt, woher die Wunde rühre?"

„Ich will es Ihm nur gestehen, Kommerzienrath, weil Er mein alter Freund ist; ja, als für die Kranke im Augenblick nichts mehr zu thun war, habe ich ihnen rund genug erklärt, daß ich weiter keine Hand mehr an die Dame legen werde, wenn sie mir nicht Alles beichten."

„Und was sagten sie? So sprech Er doch!"

„Nach elf Uhr war die Sängerin zu Hause gekommen, und zwar von einer großen männlichen Maske begleitet. — Ich mochte bei dieser Nachricht die beiden Weiber etwas sehr zweideutig angesehen haben; denn sie fingen aufs Neue an zu weinen und betheuerten mir mit den außerordentlichsten Schwüren, ich solle doch

nichts Schlechtes von ihrer Herrschaft denken; es sei die lange Zeit, seit sie ihr dienen, nie nach vier Uhr Abends ein Mann über ihre Schwelle gekommen; das kleine Mädchen, das wol Romane gelesen haben mußte, wollte sogar behaupten, Signora sei ein Engel an Reinheit."

„Das behaupte ich auch," sagte der Kommerzienrath, indem er gerührt die Scheiben des Palais, dem sie sich näherten, zu zählen anfing; „das sage ich auch; der Fiametti kann man nichts Böses nachsagen; sie ist ein liebes frommes Kind, und was kann sie denn dafür, daß sie schön ist und ihr Leben durch Gesang fristen muß?"

„Glaub Er mir," entgegnete Lange, „ein Arzt hat hierin einen untrüglichen psychologischen Maaßstab. Ein Blick auf die engelreinen Züge des unglücklichen Mädchens überzeugte mich mehr von ihrer Tugend als die Schwüre ihrer Zofen. Doch höre Er weiter: die Sängerin trat mit dem Fremden in dieses Zimmer und hieß ihr Mädchen hinausgehen. Diese war vielleicht aus Neugierde, was wol dieser nächtliche Besuch zu bedeuten habe, der Thüre nahe geblieben; sie hörte einen heftigen Wortwechsel, der zwischen ihrer Dame und einer tiefen, hohlen Männerstimme in französischer Sprache geführt wurde; Signora sei endlich in heftiges Weinen ausgebrochen, der Mann habe schrecklich geflucht; plötzlich hörte sie ihre Dame einen gellenden Schrei ausstoßen, sie kann sich vor Angst nicht mehr zurückhalten, reißt die Thüre auf, und in demselben Augenblicke fährt die Maske an ihr vorbei und durch den Gang an die Treppe. Sie folgt ihr einige Schritte, von der Treppe hört sie ein schreckliches Gepolter; sie mußte hinuntergestürzt sein. Von unten dringt ein Aechzen und Stöhnen herauf, wie das eines Sterbenden; aber es graut ihr, sie wagt keinen Schritt weiter vorzugehen. Sie geht zurück in die Thüre — die Sängerin liegt in ihrem Blute und schließt nach wenigen Momenten die Augen. Das Mädchen weiß sich nicht zu rathen; sie weckt die alte Magd, ihrer Herrschaft einstweilen beizustehen, und springt zu mir, um vielleicht ihre Signora noch zu retten."

„Und die Fiametti hat noch nichts geäußert? Hat Er sie nicht befragt?"

„Ich ging sogleich auf die Polizei und weckte den Direktor; er ließ noch um Mitternacht alle Gasthöfe, alle Gassenkneipen, alle Winkel der Stadt durchsuchen; aus dem Thore ist in jener Stunde Niemand passirt, und von jetzt an wird Jedermann strenge untersucht. Die Hausleute, die im obern Stock wohnen, erfuhren die ganze Sache erst, als die Polizei das Haus durchsuchte; unbegreiflich war es, wie der Mörder entspringen konnte, da er durch seinen

Fall hart beschädigt sein mußte; man fand viel Blut unten an der Treppe, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß er sich im Fallen durch seinen eigenen Dolch verwundet hat. Es ist um so unbegreiflicher, wie er entkam, da die Hausthüre verschlossen war. Die Fiametti selbst erwachte um zehn Uhr und gab dem Polizeidirektor zu Protokoll, daß sie im strengsten Sinne nicht wisse, auch nicht einmal ahne, wer die Maske sein könne. Alle Aerzte und Chirurgen sind verpflichtet worden, wenn sie zu einem Patienten, der durch einen Fall oder durch eine Messerwunde lädirt ist, gerufen würden, Solches anzuzeigen, weil man vielleicht auf diesem Wege dem Mörder auf die Spur kommen könnte. So stehen die Sachen. Ich bin aber überzeugt wie von meinem Leben, daß ein tiefes Geheimniß zum Grunde liegt, das die Sängerin nicht entdecken will; denn die Fiametti ist nicht die Person, die sich von einem ihr völlig unbekannten Mann nach Hause begleiten läßt. Das scheint auch ihr Mädchen, das beim Verhör zugegen war, zu ahnen. Denn als sie sah, daß Signora nichts wissen wolle, gab sie nichts von dem Wortwechsel an, den sie gehört hatte; mir aber warf sie einen bittenden Blick zu, sie nicht zu verrathen. ‚Es ist eine entsetzliche Geschichte,‘ sagte sie, als sie mich nachher zur Treppe begleitete, ‚aber keine Welt brächte mich dazu, etwas zu verrathen, was Signora nicht bekannt werden lassen will.‘ Sie gestand mir noch etwas, das auf die ganze Sache vielleicht Licht verbreiten würde.“

„Nun, und darf ich diesen Umstand nicht auch wissen?“ fragte der Kommerzienrath. „Er sieht, wie ich gespannt bin; spann Er ab, spann Er ab, um Gottes willen, ich könnte sonst leicht meine Zufälle bekommen!“

„Höre Er, Bolnau, besinn Er sich: lebt noch ein Bolnau außer Ihm in dieser Stadt? Existirt noch irgend ein Anderer in der Welt, und wo, sag Er, wo?“

„Außer mir keine Seele in dieser Stadt,“ antwortete Bolnau; „als ich vor acht Jahren hieher zog, freute es mich, daß ich nicht Schwarz, Weiß oder Braun, nicht Meier, Miller oder Bauer heiße, weil damit allerlei unangenehme Verwechslungen geschehen. In Kassel war ich der einzige Mann in meiner Familie, und sonst giebt es auf Gottes Erdboden keinen Bolnau mehr als meinen Sohn, den unglücklichen Musiknarren; der ist verschollen, seit er nach Amerika segelte. Aber warum fragt Er nach meinem Namen, Doktor?“

„Nun, Er kann es nicht sein, Kommerzienrath, und Sein Sohn ist in Amerika. Aber es ist schon ein Viertel über zwölf Uhr, Prinzeß Sophie ist krank, ich habe mich nur zu lang’ mit Euch verschwatzt; lebt wohl, à revoir!“

„Nicht von der Stelle," rief Bolnau und hielt ihn fest am Arm, „saget mir zuvor, was das Mädchen noch gesagt hat!"

„Nun ja, aber reinen Mund gehalten, Freund! Ihr letztes Wort, ehe sie in jene tiefe Ohnmacht sank, war Bolnau."

3.

Man hatte den Kommerzienrath Bolnau noch nie so ernst und düster durch die Straßen schleichen sehen wie damals, als ihn der Doktor Lange vor dem Palais verließ. Sonst war er munter und rüstig einhergeschritten, und wenn er mit dem freundlichsten Lächeln alle Mädchen und Frauen grüßte, mit den Männern viel lachte und ihnen allerlei Neues erzählte, so hätte man ihm noch keine sechzig Jahre zugetraut. Er schien auch alle Ursache zu haben, fröhlich und guter Dinge zu sein; er hatte sich ein hübsches Vermögen zusammenspekulirt, hatte sich, als es genug schien, mit seiner Frau in B. zur Ruhe gesetzt und lebte nun in Freude und Jubel Jahr aus, Jahr ein. Er hatte einen einzigen Sohn gehabt; dieser sollte die Laufbahn des alten Herrn auch durchlaufen und handeln und sich umthun im Kommerz; so wollte er es haben.

Der Sohn aber lebte und webte nur im Reich der Töne; die Musik war ihm Alles, der Handel und Kommerz des Vaters war ihm zu gemein und niedrig. Der Vater hatte einen harten Sinn, der Sohn auch; der Vater brauste leicht auf, der Sohn auch; der Vater stellte gleich Alles auf die Spitze, der Sohn auch; kein Wunder, daß sie nicht mit einander leben konnten. Und als der Sohn sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte, war der Vater fünfzig; da brach er ab, sich zur Ruhe zu setzen und wollte dem Sohn den Handel geben. Es war auch bald Alles in Richtigkeit und Ruhe; denn in einer schönen Sommernacht war der Sohn nebst einigen Klavierauszügen verschwunden, kam auch richtig nach England und schrieb ganz freundschaftlich, daß er nach Amerika gehen werde. Der Kommerzienrath wünschte ihm Glück auf den Weg und begab sich nach B.

Der Gedanke an den Musiknarren, wie er seinen Sohn nannte, trübte ihm zwar manche Stunde; denn er hatte ihn ersucht, sich nie mehr vor ihm sehen zu lassen, und es stand nicht zu erwarten, daß Jener ungerufen wiederkehre; es wollte ihn zuweilen bedünken, als habe er doch thöricht gethan, als er ihn durchaus im Kommerz haben wollte; aber die Zeit, Gesellschaft und seine heitere Laune ließen diese trüben Gedanken nicht lange aufkommen; er lebte in Jubel und Freude, und wer ihn recht heiter sehen wollte, durfte nur zwischen elf Uhr und Mittag durch die breite Straße wandeln. Sah er dort einen langen, hagern Mann, dessen sehr moderne Kleidung, dessen Lorgnette und Reitpeitsche, dessen bewegliche Manieren nicht

mehr recht zu seinen grauen Haaren passen wollten, sah er diesen Mann nach allen Seiten grüßen, alle Augenblicke bei Diesem oder Jenem stillstehen und schwatzen und mit den Armen fechten, so konnte er sich darauf verlassen, es war der Kommerzienrath Bolnau.

Aber heute war dies Alles ganz anders. Hatte ihn schon zuvor die Ermordungsgeschichte der Sängerin fast zu sehr affizirt, so war ihm das letzte Wort des Doktors in alle Glieder geschlagen. „Bolnau" hatte die Fiametti noch gesagt, ehe sie vom Bewußtsein kam. Seinen eigenen ehrlichen Namen hatte sie unter so verfänglichen Umständen ausgesprochen! Seine Kniee zitterten und wollten ihm die Dienste versagen, sein Haupt senkte sich auf die Brust sorgenvoll und gedankenschwer. „Bolnau!" dachte er, „königlicher Kommerzienrath! Wenn sie jetzt stürbe, die Sängerin, wenn das Mädchen dann ihr Geheimniß von sich gäbe und den Polizeidirektor mit den nähern Umständen des Mordes und mit dem verhängnißvollen Worte bekannt machte! Was kann nicht ein geschickter Jurist aus einem einzigen Wort argumentiren, besonders wenn ihn die Eitelkeit anfeuert, in einer solchen Cause célèbre seinen Scharfsinn zu zeigen." Er lorgnettirte mit verzweiflungsvollen Mienen das Zuchthaus, dessen Giebel aus der Ferne ragte. „Dorthin, Bolnau, aus ganz besonderer Gnade und Rücksicht auf mehrjährige Dienste!"

Er athmete schwerer, er lüftete die Halsbinde; aber erschreckt fuhr er zurück. War dies nicht der Ort, wo man das hänfene Halsband umknüpfte? War nicht dies die Stelle, wo das kalte Schwert durchging?

Begegnete ihm ein Bekannter und nickte ihm zu, so dachte er: „Holla, Der weiß schon um die Sache und will mir zu verstehen geben, daß er wohl unterrichtet sei." Ging ein Anderer vorüber, ohne zu grüßen, so schien ihm nichts gewisser, als daß man ihn nicht kennen, sich nicht mit dem Umgang eines Mörders beflecken wolle. Es fehlte wenig, so glaubte er selbst, er sei schuldig am Mord, und es war kein Wunder, daß er einen großen Bogen machte, um das Polizeibureau zu vermeiden; denn konnte nicht der Direktor am Fenster stehen, ihn erblicken und herausrufen: „Werthester, beliebt es nicht, ein Wenig heraufzuspazieren? Ich habe ein Wort mit Ihnen zu sprechen!" Verspürte er nicht schon jetzt ein gewisses Zittern, fühlte er nicht jetzt schon seine Züge sich zu einem Armensündergesicht verziehen, nur weil man glauben könnte, er sei Der, den die Sängerin mit ihrem letzten Worte angeklagt?

Und dann fiel ihm wieder ein, wie schädlich eine solche Gemüthsbewegung für seine Konstitution sei; ängstlich suchte er nach Fensterscheiben, um sich ruhig zu zählen; aber die Häuser und

Straßen tanzten um ihn her, der Glockenthurm schien sich höhnisch vor ihm zu neigen, ein wahnsinniges Grauen erfaßte ihn, er rannte durch die Straßen, bis er erschöpft in seiner Behausung niedersank, und seine erste Frage war, als er wieder ein Wenig zu sich gekommen, ob nicht ein Polizeidiener nach ihm gefragt habe.

4.

Als gegen Abend der Medizinalrath Lange zu seiner Kranken kam, fand er sie um Vieles besser, als er sich gedacht hatte. Er setzte sich an ihrem Bette nieder und besprach sich mit ihr über diesen unglücklichen Vorfall. Sie hatte ihren Arm auf die Kissen gestützt, in der zartgeformten Hand lag ihr schöner Kopf. Ihr Gesicht war noch sehr bleich; aber selbst die Erschöpfung ihrer Kräfte schien ihr einen eigenthümlichen Reiz zu geben. Ihr dunkles Auge hatte nichts von jenem Feuer, jenem Ausdruck verloren, der den Doktor, obgleich er ein bedächtiger Mann und nicht mehr in den Jahren war, wo Phantasie der Schönheit zu Hilfe kommt, schon früher von der Bühne aus angezogen hatte. Er mußte sich gestehen, daß er selten einen so schönen Kopf, ein so liebliches Gesicht gesehen hatte; ihre Züge waren nichts weniger als regelmäßig, und dennoch übten sie durch ihre Verbindung und Harmonie einen Zauber aus, für welchen er lange keinen Grund wußte; doch dem psychologischen Blicke des Medizinalrathes blieb dieser Grund nicht verborgen; es war jene Reinheit der Seele, jener Adel der Natur, was diese jungfräulichen Züge mit einem überraschenden Glanz von Schönheit übergoß. „Es scheint, Sie studiren meine Züge, Doktor," sprach die Sängerin lächelnd; „Sie sitzen so stumm und sinnend da, starren mich an und scheinen ganz zu vergessen, was ich fragte. Oder ist es zu schrecklich, als daß ich es hören sollte? Darf ich nicht erfahren, was die Stadt über mein Unglück sagt?"

„Was wollen Sie alle die thörichten Vermuthungen hören, die müßige Menschen erfinden und weitersagen? Ich habe eben darüber nachgedacht, wie rein sich Ihre Seele auf Ihren Zügen spiegle; Sie haben Frieden in Sich — was kümmert Sie das Urtheil der Menschen?"

„Sie weichen mir aus," entgegnete sie, „Sie wollen mir entschlüpfen, indem Sie mir schöne Dinge sagen. Und mich sollte das Urtheil der Menschen nicht kümmern? Welches rechtliche Mädchen darf sich so über die Gesellschaft, in welcher sie lebt, hinwegsetzen, daß es ihr gleich gilt, was man von ihr spricht? Oder glauben Sie etwa," setzte sie ernster hinzu, „ich werde nichts darnach fragen, weil ich einem Stand angehöre, dem man nicht viel Gutes zutraut? Gestehen Sie nur, Sie halten mich für recht leichtsinnig."

„Nein, gewiß nicht; ich habe immer nur Schönes von Ihnen gehört, Mademoiselle Fiametti, von Ihrem stillen, eingezogenen Leben, und daß Sie mit so sicherer Haltung in der Welt stehen, obgleich Sie so einsam und mancher Kabale ausgesetzt sind. Aber warum wollen Sie gerade wissen, was die Menschen sagen? Wenn ich nun als Arzt solche Neuigkeiten nicht für zuträglich hielt?“

„Bitte, Doktor, bitte, foltern Sie mich nicht so lange,“ rief sie; „sehen Sie, ich lese in Ihren Augen, daß man nicht gut von mir spricht. Warum mich in Ungewißheit lassen, die gefährlicher für die Ruhe ist als die Wahrheit selbst?“

Diesen letzten Grund fand der Medizinalrath sehr richtig; und konnte in seiner Abwesenheit nicht irgend eine geschwätzige Frau sich eindrängen und noch Aergeres berichten, als er sagen konnte? „Sie kennen die hiesigen Leute,“ antwortete er; „B. ist zwar ziemlich groß, aber, Du lieber Gott, bei einer Neuigkeit der Art zeigt es sich, wie kleinstädtisch man ist. Es ist wahr, Sie sind das Gespräch der Stadt, dies kann Sie nicht wundern, und weil man nichts Bestimmtes weiß, so — nun, so macht man sich allerhand seltsame Geschichten. So soll z. B. die männliche Maske, die man auf der Redoute mit Ihnen sprechen sah und die ohne Zweifel dieselbe ist, welche diese That beging, ein —“

„Nun, so reden Sie doch aus,“ bat die Sängerin in großer Spannung, „vollenden Sie!“

„Es soll ein früherer Liebhaber gewesen sein, der Sie in — in einer andern Stadt geliebt hat und aus Eifersucht Sie umbringen wollte.“

„Von mir das! O, ich Unglückliche!“ rief sie schmerzlich bewegt, und Thränen glänzten in ihren schönen Augen; „wie hart sind doch die Menschen gegen ein so armes, armes Mädchen, das ohne Schutz und Hilfe ist! Aber reden Sie aus, Doktor, ich beschwöre Sie! Es ist noch etwas Anderes zurück, das Sie mir nicht sagten. In welcher Stadt, sagen die Leute, soll ich —“

„Signora, ich hätte Ihnen mehr Kraft zugetraut,“ sprach Lange, besorgt über die Bewegung seiner Kranken. „Wahrlich, ich bereue es, nur so viel gesagt zu haben; ich hätte es nie gethan, wenn ich nicht fürchtete, daß Andere mir unberufen zuvorkämen.“

Die Sängerin trocknete schnell ihre Thränen. „Ich will ruhig sein,“ sagte sie wehmüthig lächelnd, „ruhig will ich sein wie ein Kind; ich will fröhlich sein, als hätten mir diese Menschen, die mich jetzt verdammen, ein tausendstimmiges Bravo zugerufen. Nur erzählen Sie weiter, lieber, guter Doktor!“

„Nun, die Leute schwatzen dummes Zeug,“ fuhr Jener ärgerlich fort. „So soll, als Sie letzthin im Othello auftraten, in

einer der ersten Ranglogen ein fremder Graf gewesen sein; dieser will Sie erkannt und vor etwa zwei Jahren in Paris in einem schlechten Hause gesehen haben. — Aber, mein Gott, Sie werden immer bläßer —"

„Es ist nichts, der Schein der Lampe fiel nur etwas matter herüber; weiter, weiter!"

„Nun, dieses Gerede blieb von Anfang nur in den ersten Zirkeln; nach und nach kam es aber ins Publikum, und da dieser Vorfall hinzukommt, verbindet man Beides und versetzt das frühere Verhältniß zu Ihrem Mörder in jenes berüchtigte Haus in Paris."

Auf den ausdrucksvollen Zügen der Kranken hatte während dieser Rede die tiefste Bläße mit flammender Röthe gewechselt. Sie hatte sich höher aufgerichtet, als solle ihr kein Wort dieser schrecklichen Kunde entgehen; ihr Auge haftete starr und brennend auf dem Mund des Arztes, sie athmete kaum, ihr Herz schien stillzustehen. „Jetzt ist's aus," rief sie mit einem schmerzlichen Blick zum Himmel, indem Thränen ihrem Auge entstürzten. „jetzt ist es aus; wenn er dies hörte, so war es zu viel für seine Eifersucht. Warum bin ich nicht gestern gestorben! Ach, da hätte ich meinen guten Vater gehabt, und meine süße Mutter hätte mich getröstet über den Hohn dieser grausamen Menschen!"

Der Doktor staunte über diese räthselhaften Worte; er wollte eben ein tröstendes, besänftigendes Wort zu ihr sprechen, als die Thüre mit Geräusch aufflog und ein großer junger Mann hereinfuhr. Sein Gesicht war auffallend schön, aber ein wilder Trotz verfinsterte seine Züge, sein Auge rollte, sein Haar hing verwildert um die Stirne. Er hatte ein großes zusammengerolltes Notenblatt in der Faust, mit welchem er in der Luft herumfuhr und gleichsam agirte, ehe er Athem zum Sprechen fand. Bei seinem Anblick schrie die Sängerin laut auf, der Doktor glaubte anfangs, aus Angst, aber es war Freude; denn ein holdes Lächeln zog um ihren Mund, ihr Auge glänzte ihm durch Thränen entgegen. „Carlo!" rief sie, „Carlo! Endlich kommst Du, nach mir zu sehen!"

„Elende!" rief der junge Mann, indem er majestätisch den Arm mit der langen Notenrolle nach ihr ausstreckte. „Laß ab von Deinem Sirenengesang, ich komme — Dich zu richten!"

„O Carlo! wie kannst Du so zu Deiner Giuseppa sprechen!" unterbrach ihn die Sängerin, und ihre Töne klangen schmelzend und süß wie die Klänge der Flöte.

Der junge Mann wollte mit tragischem Pathos antworten; aber der Doktor, dem dieser Auftritt für seine Kranke zu angreifend schien, warf sich dazwischen. „Werthester Herr Carlo," sagte er,

indem er ihm eine Prise bot, „belieben Sie zu bedenken, daß Mademoiselle in einem Zustand ist, wo solche Scenen allzu sehr ihre schwachen Nerven affiziren!“

Jener schaute ihn groß an und wandte die Notenrolle gegen ihn: „Wer bist Du, Erdenwurm?“ rief er mit tiefer, dröhnender Stimme. „Wer bist Du, daß Du Dich zwischen mich stellst und meinen Zorn?“

„Ich bin der Medizinalrath Lange,“ entgegnete Dieser und schlug die Dose zu, „und in meinen Titeln befindet sich nichts von einem Erdenwurme. Ich bin hier Herr und Meister, so lange Signora krank ist, und ich sage Ihnen im Guten, packen Sie Sich hinaus, oder moduliren Sie Ihr Presto assai zu einem anständigen Larghetto!“

„O, lassen Sie ihn doch, Doktor,“ rief die Kranke ängstlich, „lassen Sie ihn doch, bringen Sie ihn nicht auf! Er ist mein Freund; Carlo wird mir nichts Böses thun, was ihm auch die schlechten Menschen wieder von mir gesagt haben.“

„Ha! Du wagst es noch zu spotten! Aber wisse, ein Blitzstrahl hat die Thore Deines Geheimnisses gesprengt und hat die Nacht erhellt, in welcher ich wandelte. Also darum sollte ich nicht wissen, was Du warst, woher Du kamst? Darum verschlossest Du mir den Mund mit Deinen Küssen, wenn ich nach Deinem Leben fragte? Ich Thor! Daß ich von einer Weiberstimme mich bezaubern ließ und nicht bedachte, daß sie nur Trug und Lug ist! Nur im Gesang des Mannes wohnt Kraft und Wahrheit. Ciel! Wie konnte ich mich von den Rouladen einer Dirne bethören lassen!“

„O Carlo,“ flüsterte die Kranke, „wenn Du wüßtest, wie Deine Worte mein Herz verwunden, wie Dein schrecklicher Verdacht noch tiefer dringt als der Stahl des Mörders!“

„Nicht wahr, Täubchen,“ schrie Jener mit schrecklichem Lachen, „Deine Amorosi sollten blind sein, da wäre gut mit ihnen spielen? Der Pariser muß doch ein wackerer Kerl sein, daß er endlich doch noch das fromme Täubchen fand!“

„Jetzt aber wird es mir doch zu bunt, Herr,“ rief der Doktor und packte den Rasenden am Rock; „auf der Stelle marschir' Er Sich zu dem Zimmer hinaus, sonst werde ich die Hausleute rufen, daß sie Ihn expediren!“

„Ich gehe schon, Erdenwurm, ich gehe,“ schrie Jener und stieß den Medizinalrath zurück, daß er ganz bequem in einen Fauteuil niedersaß; „ja, ich gehe, Giuseppa, um nimmer wiederzukehren. Lebe wohl oder stirb lieber, Unglückliche, verbirg Deine Schmach unter der Erde! Aber jenseits verbirg Deine Seele an einen Ort, wo ich Dir nie begegnen möge; ich würde der Seligkeit

fluchen, wenn ich sie mit Dir theilte, weil Du mich hier so schändlich um meine Liebe, um mein Leben betrogen.“ Er rief es, indem er noch etwas Weniges mit den Noten agirte; aber sein wildes, rollendes Auge schmolz in Thränen, als er den letzten Blick auf die Geliebte warf, und schluchzend rannte er aus dem Zimmer.

„Ihm nach, halten Sie ihn auf,“ rief die Sängerin, „führen Sie ihn zurück, es gilt meine Seligkeit!“

„Mit Nichten, Werthgeschätzte,“ entgegnete Doktor Lange, indem er sich aus seinem Lehnstuhl aufrichtete; „diese Scene darf nicht fortgespielt werden. Ich will Ihnen etwas Niederschlagendes aufschreiben, das Sie, alle Stunden zwei Eßlöffel voll, einnehmen werden.“

Die Unglückliche war in ihre Kissen zurückgesunken, ihre Kräfte waren erschöpft; sie verlor das Bewußtsein von Neuem.

Der Doktor rief das Mädchen und suchte mit ihrer Hilfe die Kranke wieder ins Leben zurückzubringen, doch konnte er sich nicht enthalten, während er die Essenzen einflößte, das Mädchen tüchtig auszuschmälen. „Habe ich nicht befohlen, man solle Niemand, gar Niemand hereinlassen, und jetzt läßt man diesen Wahnsinnigen zu, der Ihr armes Fräulein beinahe zum zweiten Mal ums Leben brachte!“

„Ich habe gewiß sonst Niemand hereingelassen,“ sprach die Zofe weinend; „aber ihn konnte ich doch nicht abweisen; sie schickte mich ja heute schon dreimal in sein Haus, um ihn zu beschwören, nur auf einen kleinen Augenblick zu kommen; ich mußte ja sogar sagen, sie sterbe und wolle ihn vor ihrem Tode nur noch ein einziges Mal sehen!“

„So? Und wer ist denn dieser —“

Die Kranke schlug die Augen auf. Sie sah bald den Doktor, bald das Mädchen an; ihre Blicke irrten suchend durchs Zimmer. „Er ist fort, er ist auf ewig hin,“ flüsterte sie; „ach, lieber Doktor, gehen Sie zu Bolnau!“

„Aber, mein Gott, was wollen Sie nur von meinem unglücklichen Kommerzienrath? Er hat sich über Ihre Geschichte schon genug alterirt, daß er zu Bette liegen muß; was kann denn er Ihnen helfen?“

„Ach, ich habe mich versprochen,“ erwiderte sie, „zu dem fremden Kapellmeister sollen Sie gehen; er heißt Bolani und logirt im Hotel de Portugal.“

„Ich erinnere mich, von ihm gehört zu haben,“ sprach der Doktor, „aber was soll ich bei Diesem thun?“

„Sagen Sie ihm, ich wolle ihm Alles sagen, er soll nur noch einmal kommen — doch nein, ich kann es ihm nicht selbst

sagen; Doktor, wenn Sie — ja, ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich will Ihnen Alles sagen, und dann sagen Sie es wieder dem Unglücklichen, nicht wahr?"

„Ich stehe zu Befehl; was ich zu Ihrer Beruhigung thun kann, werde ich mit Freuden thun."

„Nun, so kommen Sie morgen früh; ich kann heute nicht mehr so viel sprechen. Adieu, Herr Medizinalrath; doch noch ein Wort; Babette, gieb dem Herrn Doktor sein Tuch!"

Das Mädchen schloß einen Schrank auf und reichte dem Doktor ein Tuch von gelber Seide, das einen starken angenehmen Geruch im Zimmer verbreitete.

„Das Tuch gehört nicht mir," sprach Jener, „Sie irren Sich, ich führe nur Schnupftücher von Leinwand."

„Unmöglich!" entgegnete das Mädchen; „wir fanden es heute Nacht am Boden, ins Haus gehört es nicht, und sonst war noch Niemand da als Sie."

Der Doktor begegnete den Blicken der Sängerin, die erwartungsvoll auf ihm ruhten. „Könnte nicht dieses Tuch Jemand Anderem entfallen sein?" fragte er mit einem festen Blick auf sie.

„Zeigen Sie her," erwiderte sie ängstlich; „daran hatte ich noch nicht gedacht." Sie untersuchte das Tuch und fand in der Ecke einen verschlungenen Namenszug; sie erbleichte, sie fing an zu zittern.

„Es scheint, Sie kennen dieses Tuch und die Person, die es verloren hat," fragte Lange weiter; „es könnte zu etwas führen; darf ich es nicht mit mir nehmen? Darf ich Gebrauch davon machen?"

Giuseppa schien mit sich zu kämpfen; bald reichte sie ihm das Tuch, bald zog sie es ängstlich und krampfhaft zurück. „Es sei," sagte sie endlich; „und sollte der Schreckliche noch einmal kommen und mein wundes Herz diesmal besser treffen, ich wage es; nehmen Sie, Doktor. Ich will Ihnen morgen Erläuterungen zu diesem Tuche geben."

5.

Man kann sich denken, wie ausschließlich diese Vorfälle die Seele des Medizinalraths Lange beschäftigten. Seine ausgebreitete Praxis war ihm jetzt ebenso sehr zur Last, als sie ihm vorher Freude gemacht hatte; denn verhinderten ihn nicht die vielen Krankenbesuche, die er vorher zu machen hatte, die Sängerin am andern Morgen recht bald zu besuchen und jene Aufschlüsse und Erläuterungen zu vernehmen, denen sein Herz ungeduldig entgegenpochte? Doch zu etwas waren diese Besuche in dreißig bis vierzig Häusern gut; er konnte, wie er zu sagen pflegte, hinhorchen, was man über die Fiametti sage, vielleicht konnte er auch

über ihren sonderbaren Liebhaber, den Kapellmeister Bolani, Eines oder das Andere erfahren.

Ueber die Sängerin zuckte man die Achseln. Man urtheilte um so unfreundlicher über sie, je ärgerlicher man darüber war, daß so lange nichts Offizielles und Sicheres über ihre Geschichte ins Publikum kam. Ihre Neider — und welche ausgezeichnete Sängerin, wenn sie dazu schön und achtzehn Jahre alt ist, hat deren nicht genug? — ihre Neider gönnten ihr Alles und machten hämische Bemerkungen; die Gemäßigten sagten: so ist es mit solchem Volke! einer Deutschen wäre dies auch nicht passirt. Ihre Freunde beklagten sie und fürchteten für ihren Ruf beinahe noch mehr als für ihre Gesundheit. Das arme Mädchen! dachte Lange und beschloß, um so eifriger ihr zu dienen.

Vom Kapellmeister wußte man wenig, weder Schlechtes noch Gutes. Er war vor etwa drei Vierteljahren nach B. gekommen, hatte sich im Hotel de Portugal ein Dachstübchen gemiethet und lebte sehr eingezogen und mäßig. Er schien sich von Gesangstunden und musikalischen Kompositionen zu nähren. Alle wollten übrigens etwas Ueberspanntes, Hochfahrendes an ihm bemerkt haben; Die, welche ihn näher kennen gelernt hatten, fanden ihn sehr interessant, und schon mancher Musikfreund soll sich ein Couvert an der Abendtafel im Hotel de Portugal bestellt haben, nur um seine herrliche Unterhaltung über die Musik zu genießen. Aber auch Diese kamen darin überein, daß es mit Bolani nicht ganz richtig sei; denn er vernachlässige, verachte sogar den weiblichen Gesang, während er mit Entzücken von Männerstimmen, besonders von Männerchören spreche. Er hatte übrigens keinen näheren Bekannten, keinen Freund; von seinem Verhältniß zur Sängerin Fiametti schien Niemand etwas zu wissen.

Den Kommerzienrath Bolnau fand er noch immer unwohl und im Bette; er schien sehr niedergeschlagen und sprach mit unsicherer, heiserer Stimme allerlei Unsinn über Dinge, die sonst gänzlich außer seinem Gesichtskreise lagen. Er hatte eine Sammlung berühmter Rechtsfälle um sich her, in welchen er eifrig studirte; die Frau Kommerzienräthin behauptete, er habe die ganze Nacht darin gelesen und hie und da schrecklich gewinselt und gejammert. Seine Lektüre betraf besonders die unschuldig Hingerichteten, und er äußerte gegen den Medizinalrath, es liege eigentlich für den Menschenfreund ein großer Trost in der Langsamkeit der deutschen Justiz; denn es lasse sich erwarten, daß, wenn ein Prozeß zehn oder mehrere Jahre daure, die Unschuld doch leichter an den Tag komme, als wenn man heute gefangen und morgen gehangen werde.

Die Sängerin Fiametti, für welche der Doktor endlich ein Stündchen erübrigt hatte, war düster und niedergeschlagen, als sei keine Hoffnung mehr für sie auf Erden. Ihr Auge war trübe, sie mußte geweint haben. Die Wunde war über alle Erwartung gut; aber mit ihrem zunehmenden körperlichen Wohlbefinden schien die Ruhe und Gesundheit ihrer Seele zu schwinden. „Ich habe lange darüber nachgedacht," sagte sie, „und fand, daß Sie, lieber Doktor, doch auf höchst sonderbare Weise in mein Schicksal verwebt werden. Ich kannte Sie vorher nicht; ich gestehe, ich wußte kaum, daß ein Medizinalrath Lange in B. existire. Und jetzt, da ich mit einem Schlage so unglücklich geworden bin, sendet mir Gott einen so theilnehmenden, väterlichen Freund."

„Mademoiselle Fiametti," erwiderte Lange, „der Arzt hat an manchem Bette mehr zu thun, als nur den Puls an der Linken zu fühlen, Wunden zu verbinden und Mixturen zu verschreiben. Glauben Sie mir, wenn man so allein bei einem Kranken sitzt, wenn man den innern Puls der Seele unruhig pochen hört, wenn man Wunden verbinden möchte, die Niemand sieht, da wird auf wunderbare Weise der Arzt zum Freunde, und der geheimnißvolle Zusammenhang zwischen Körper und Seele scheint auch in diesem Verhältnisse auffallend zu wirken."

„So ist es," sprach Giuseppa, indem sie zutraulich seine Hand faßte; „so ist es, und auch meine Seele hat einen Arzt gefunden. Sie werden vielleicht viel für mich thun müssen. Es möchte sein, daß Sie sogar vor den Gerichten in meinem Namen handeln müssen. Wenn Sie einem armen Mädchen, das sonst gar keine Stütze hat, dieses große Opfer bringen wollen, so will ich mich Ihnen entdecken."

„Ich will es thun," sprach der freundliche Alte, indem er ihre Hand drückte.

„Aber bedenken Sie es wohl: die Welt hat meinen Ruf angegriffen, sie klagt mich an, sie verdammt mich. Wenn nun die Menschen auch auf Sie höhnisch mit den Fingern deuten, daß Sie der verrufenen Sängerin, der schlechten Italienerin, ach! meiner sich angenommen haben, werden Sie das ertragen können?"

„Ich will es," rief der Doktor mit Ernst. „Erzählen Sie!"

6.

„Mein Vater," erzählte die Sängerin, „war Antonio Fiametti, ein berühmter Violinspieler, der Ihnen aus jüngeren Jahren nicht unbekannt sein kann; denn sein Ruf hatte sich durch die Konzerte,

die er an Höfen und in großen Städten gab, überall verbreitet. Ich kann mir ihn nur noch aus meiner frühesten Kindheit denken, wie er mir die Skala vorgeigte, die ich schon im dritten Jahre sehr richtig nachsang. Meine Mutter war zu ihrer Zeit eine vorzügliche Sängerin gewesen und pflegte in den Konzerten meines Vaters einige Arien und Kanzonetten vorzutragen. Ich war vier Jahre alt, als mein Vater auf der Reise starb und uns in Armuth zurückließ. Meine Mutter mußte sich entschließen, durch Singen uns fortzubringen. Sie heirathete nach einem Jahre einen Musiker, der ihr von Anfang sehr geschmeichelt haben soll; nachher aber zeigte es sich, daß er sie nur geheirathet, um ihre Stimme zu benützen. Er wurde Musikdirektor in W—b—g, einer kleinen deutschen Stadt in Frankreich, und da fing erst unser Leiden recht an.

„Meine Mutter bekam noch drei Kinder und verlor ihre Stimme so sehr, daß sie beinahe keinen Ton mehr singen konnte. Dadurch war die größte Geldquelle meines Stiefvaters versiegt, denn seine Konzerte waren nur durch meine Mutter glänzend und zahlreich gewesen. Er plagte sie von jetzt an schrecklich; mir wollte er gar nicht mehr zu essen geben, bis er endlich auf ein Mittel verfiel, mich brauchbar zu machen. Er marterte mich ganze Tage lang und geigte mir die schwersten Sachen von Mozart, Gluck, Rossini und Spontini ein, die ich dann Sonntag Abends mit großem Applaus absang; das arme Schepperl, so hatte man meinen Namen Giuseppa verketzert, wurde eines jener unglücklichen Wunderkinder, denen die Natur ein schönes Talent zu ihrem größten Unglück gegeben hat; der Grausame ließ mich alle Tage singen, er peitschte mich, er gab mir Tage lang nichts zu essen, wenn ich nicht richtig intonirt hatte; die Mutter aber konnte meine Qualen nicht mehr lange sehen; es war, als ob ihr Leben in ihren stillen Thränen dahinfließe; an einem schönen Frühlingsmorgen fanden wir sie todt. Was soll ich Sie von meinen Marterjahren unterhalten, die jetzt anfingen? Ich war elf Jahre alt und sollte die Haushaltung führen, die kleinen Geschwister erziehen und dabei noch singen lernen für die Konzerte! O, es war eine Qual der Hölle!

„Um diese Zeit kam oft ein Herr zu uns, der dem Vater immer einen Sack voll Fünffrankenstücke mitbrachte. Ich kann nicht ohne Grauen an ihn denken. Er war ein großer, hagerer Mann von mittlerem Alter; er hatte kleine, blitzende graue Augen, die ihn durch ihren unangenehmen, stechenden Ausdruck vor allen Menschen, die ich je gesehen, auszeichneten. Mich schien er besonders liebgewonnen zu haben. Er lobte, wenn er kam, meine Größe, meinen Anstand, mein Gesicht, meinen Gesang. Er setzte

mich auf seine Kniee, obgleich mich ein unwillkürliches Grauen von ihm wegdrängte; er küßte mich trotz meines Schreiens, er sagte wohlgefällig: ‚Noch zwei — drei Jahre, dann bist Du fertig, Schepperl!‘ Und er und mein Stiefvater brachen in ein wildes Lachen bei dieser Prophezeihung aus. An meinem funfzehnten Geburtsfest sagte mein Stiefvater zu mir: ‚Höre, Schepperl, Du hast nichts, Du bist nichts, ich gebe Dir nichts, ich will nichts von Dir, habe auch hinlänglich genug an meinen drei übrigen Rangen; die Christel (meine Schwester) wird jetzt statt Deiner das Wunderkind. Was Du hast, Dein Bißchen Gesang, hast Du von mir, damit wirst Du Dich fortbringen. Der Onkel in Paris will Dich übrigens aus Gnade in sein Haus aufnehmen.‘ — ‚Der Onkel in Paris?‘ rief ich staunend; denn bisher wußte ich nichts von einem solchen. ‚Ja, der Onkel in Paris,‘ gab er zur Antwort, ‚er kann alle Tage kommen.‘

„Sie können Sich denken, wie ich mich freute; es ist jetzt drei Jahre her, aber noch heute ist die Erinnerung an jene Stunden so lebhaft in mir, als wäre es gestern gewesen. Das Glück, aus dem Hause meines Vaters zu kommen, das Glück, einen Onkel zu haben, der sich meiner erbarme, das Glück, nach Paris zu kommen, wo ich mir den Sitz des Putzes und der Seligkeit dachte, — ich war berauscht von so vielem Glück; so oft ein Wagen fuhr, sah ich hinaus, ob nicht der Onkel komme, mich in sein Reich abzuholen. Endlich fuhr eines Abends ein Wagen vor unserem Hause vor. ‚Das ist Dein Onkel,‘ rief der Vater; ich flog hinab, ich breitete meine Arme aus nach meinem Erretter — grausame Täuschung! Es war der Mann mit den Fünffrankenstücken.

„Ich war beinahe bewußtlos in jenen Augenblicken; aber dennoch vergesse ich die teuflische Freude nie, die aus seinen grauen Augen blitzte, als er mich hoch aufgewachsen fand; noch immer klingt mir seine krächzende Stimme in den Ohren: ‚Jetzt bist Du recht, mein Täubchen; jetzt will ich Dich einführen in die große Welt.‘ Er faßte mich mit der einen Hand, mit der andern warf er einen großen Geldsack auf den Tisch; der Sack fuhr auf, ein glänzender Regen von Silber- und Goldstücken rollte auf den Boden; meine drei kleinen Geschwister und der Vater jubelten, rutschten auf dem Boden umher und lasen die Stücke auf, — es war — mein Kaufpreis.

„Schon den folgenden Tag ging es nach Paris. Der hagere Mann — ich vermochte es nicht, ihn Onkel zu nennen — predigte mir beständig vor, welch glänzende Rolle ich in seinen Salons spielen werde. Ich konnte mich nicht freuen; eine Angst, eine

unerklärliche Bangigkeit waren an die Stelle meiner Freude, meines Glückes getreten. Vor einem großen, erleuchteten Hause hielt der Wagen; wir waren in Paris. Zehn bis zwölf schöne, allerliebste Mädchen hüpften die breiten Treppen herab uns entgegen. Sie herzten und küßten mich und nannten mich Schwester Giuseppa; ich fragte den Hagern: ‚Sind dies Ihre Töchter, mein Herr?‘ — ‚Oui, ce sont des filles,‘ rief er lachend, und die Mädchen und die zahlreiche Dienerschaft stimmten ein mit einem rohen, schallenden Gelächter.

„Schöne Kleider, prachtvolle Zimmer zerstreuten mich. Ich wurde am folgenden Abend herrlich angekleidet; man führte mich in den Salon. Die zwölf Mädchen saßen im schönsten Putz an Spieltischen, auf Kanapees, am Flügel. Sie unterhielten sich mit jungen und älteren Herren sehr lebhaft. Als ich eintrat, brachen Alle auf, gingen mir entgegen und betrachteten mich. Der Herr des Hauses führte mich zum Flügel, ich mußte singen; allgemeiner Beifall wurde mir zu Theil. Man zog mich ins Gespräch, meine ungebildeten, halb italienischen Ausdrücke galten für Naivetät; man bewunderte mich, ich erröthe heute noch, mit welchen Worten mir man dieses sagte. So ging es mehrere Tage herrlich und in Freuden. Ich lebte ungenirt, ich hätte zufrieden leben können, wenn ich mich nicht höchst unbehaglich, beinahe bänglich in diesem Hause, in dieser Gesellschaft gefühlt hätte; in meiner naiven Unschuld glaubte ich, so sei nun einmal die große Welt, und man müsse sich in ihre Sitten fügen. Eines fiel mir jedoch auf. Als ich an einem Abend zufällig an der Treppe vorbeiging, sah ich, daß die Herren, die uns besuchten, dem Portier Geld gaben, dafür blaue oder rothe Karten bekamen und solche einem Bedienten vor dem Salon wieder übergaben. Ein junger Stutzer, der an mir vorüberkam, wies mir mit zärtlichen Blicken eine dieser rothen Karten; ich weiß heute noch nicht, warum ich darüber erröthete. Aber hören Sie weiter, was sich bald zutrug!

„Sehen Sie, lieber Doktor, hier habe ich ein kleines unscheinbares Papier. Diesem bin ich meine Rettung schuldig. Ich fand es eines Morgens unter den Brödchen meines Frühstücks. Ich weiß nicht, von welcher gütigen Hand es kam; aber möge der Himmel das Herz belohnen, das sich meiner erbarmte. Es lautet:

‚Mademoiselle!

‚Das Haus, welches Sie bewohnen, ist ein Freudenhaus; die Damen, die Sie um Sich sehen, sind Freudenmädchen; sollten wir uns in Giuseppa geirrt haben? Wird sie einen kurzen Schimmer von Glück mit langer Reue erkaufen wollen?‘

„Es war ein schreckliches Licht, es drohte mich völlig zu erblinden, denn es zerriß beinahe zu plötzlich meinen unschuldigen Kindersinn und den Traum von einer unbesorgten glücklichen Lage. Was war zu thun? Ich hatte in meinem Leben noch nicht gelernt, Entschlüsse zu fassen. Der Mann, dem dieses Haus gehörte, war mir wie ein fürchterlicher Zauberer, der jeden meiner Gedanken lesen könne, der jetzt schon darum wissen müsse, was ich erfahren. Und dennoch wollte ich lieber sterben, als noch einen Augenblick hier verweilen. — Ich hatte ein Mädchen geradeüber von unserer Wohnung zuweilen Italienisch sprechen hören; ich kannte sie nicht, — aber kannte ich denn sonst Jemand in dieser ungeheuren Stadt? Diese vaterländischen Klänge erweckten Zutrauen in mir; zu ihr wollte ich flüchten, ich wollte sie auf den Knieen anflehen, mich zu retten.

„Es war sieben Uhr frühe; ich war meiner ländlichen Gewohnheit treu geblieben, stand immer frühe auf und pflegte gleich nachher zu frühstücken, und dies rettete mich. Um diese Zeit schliefen noch Alle, sogar ein großer Theil der Domestiken. Nur der Portier war zu fürchten. Doch — konnte er denken, daß Jemand aus diesem Tempel der Herrlichkeit entfliehen werde? Ich wagte es; ich warf mein schwarzes, unscheinbares Mäntelchen um, ich eilte die Treppe hinab; meine Kniee schwankten, als ich an der Loge des Portiers vorbeiging; er bemerkte mich nicht; drei Schritte, und ich war frei.

„Rechts über die Straße hinüber wohnte das italienische Mädchen. Ich sprang über die breite Straße; ich pochte am Haus, ein Diener öffnete. Ich fragte nach der Signora mit dem schwarzen Lockenköpfchen, die Italienisch spreche. Der Diener lachte und sagte, ich meine wol die kleine Excellenza Seraphine. ‚Dieselbe, dieselbe,‘ antwortete ich, ‚führen Sie mich geschwind zu ihr!‘ Er schien anfangs Bedenken zu tragen, weil es noch so früh am Tag sei, doch meine Bitten überredeten ihn. Er führte mich in dem zweiten Stock in ein Zimmer, hieß mich warten und rief dann eine Zofe, der Excellenza mich zu melden. Ich hatte mir gedacht, das hübsche italienische Mädchen werde meines Standes sein; ich schämte mich, einer Höheren mich zu entdecken; aber man ließ mir keine Zeit, mich zu besinnen; die Zofe erschien, mich vor das Bett ihrer Gebieterin zu führen. Ja, sie war es, es war die schöne junge Dame, die ich hatte Italienisch sprechen hören. Ich stürzte vor ihr nieder und flehte sie um ihren Schutz an; ich mußte ihr meine ganze Geschichte erzählen. Sie schien gerührt und versprach, mich zu retten. Sie ließ den Diener, der mich heraufgeführt hatte, kommen und legte ihm das strengste

Stillschweigen auf; dann wies sie mir ein kleines Stübchen an, dessen Fenster in den Hof gingen, gab mir zu arbeiten und zu lesen, und so lebte ich mehrere Tage in Freude über meine Rettung, in Angst über meine Zukunft.

„Es war das Haus des Gesandten eines kleinen deutschen Hofes, in welches ich aufgenommen war. Die Excellenza war seine Nichte, eine geborene Italienerin, die bei ihm in Paris erzogen worden war. Sie war ein gütiges, liebenswürdiges Geschöpf, dessen Wohlthaten ich nie vergessen werde. Sie kam alle Tage zu mir und tröstete mich; sie sagte mir, daß der Gesandte durch seine Bedienten in dem Hause des argen Mannes nachgeforscht habe. Man sei sehr in Bestürzung, suche es aber zu verbergen. Die Diener drüben flüstern geheimnißvoll, es habe sich eine Mamsell aus einem Fenster des zweiten Stocks in den Kanal der Seine gestürzt. Sonderbare Fügung! Mein Zimmer war ein Eckzimmer und sah mit der einen Seite nach der Straße, die andere ging schroff hinab in einen Kanal. Ich erinnerte mich, an jenem Morgen ein Fenster dieser Seite geöffnet zu haben; wahrscheinlich war es offen geblieben, und so mochte man sich mein Verschwinden erklären. Signora Seraphina sollte um diese Zeit nach Italien zurückkehren, sie war so gütig mich mitzunehmen. Ja, sie that noch mehr für mich; sie bewog ihre Eltern in Piacenza, daß sie mich wie ihr Kind in ihr Haus aufnahmen; sie ließ mein Talent ausbilden, ihr habe ich Freiheit, Leben, Kunst, o! vielleicht mehr, als ich weiß, zu danken. In Piacenza lernte ich den Kapellmeister Bolani, der übrigens kein Italiener ist, kennen; er schien mich zu lieben, aber er sagte es mir nicht. Ich nahm bald nachher den Ruf an das hiesige Theater an. Man schätzte mich hier, man hat mir sonst wohlgewollt, mein Leben und mein Ruf waren unsträflich, ach, ich habe in dieser langen Zeit nie einen Mann bei mir gesehen, als — ich kann Ihnen dieses schöne Verhältniß ohne Erröthen gestehen — als Bolani, der mir bald hieher nachgereist war. Sie haben mein Leben jetzt gehört; sagen Sie mir, habe ich etwas gethan, um so bittere Strafe zu verdienen? Habe ich so Entsetzliches verschuldet?“

7.

Als die Sängerin geendet hatte, ergriff der Medizinalrath Lange ihre Hand. „Ich wünsche mir Glück,“ sagte er, „den wenigen guten Menschen, die Sie auf Ihrem Lebenswege gefunden haben, beitreten zu können. Meine Kräfte sind zwar zu schwach, um für Sie thun zu können, was die treffliche kleine Excellenza für

Sie that; aber ich will suchen, Ihr trauriges Geschick entwirren zu helfen; ich will den Brausewind, Ihren Freund, zu versöhnen suchen. Aber sagen Sie mir nur, was ist denn Herr Bolani eigentlich für ein Landsmann?" — „Da fragen Sie mich zu viel," erwiderte sie ausweichend; „ich weiß nur, daß er ein Deutscher von Geburt ist und, wenn ich nicht irre, wegen Familienverhältnissen vor mehreren Jahren sein Vaterland verließ. Er hielt sich in England und Italien auf und kam vor etwa drei Vierteljahren hieher."

„So, so? Aber warum haben Sie ihm das, was Sie mir erzählten, nicht schon früher selbst gesagt?"

Giuseppa erröthete bei dieser Frage; sie schlug die Augen nieder und antwortete: „Sie sind mein Arzt, mein väterlicher Freund, es ist mir, wenn ich zu Ihnen spreche, als spräche ein Kind zu seinem Vater. — Aber konnte ich denn dem jungen Manne von diesen Dingen erzählen? Und ich kenne ja seine schreckliche Eifersucht, seinen leicht gereizten Argwohn; ich konnte es nie über mich vermögen, ihm zu sagen, welchen Schlingen ich entflohen war."

„Ich ehre, ich bewundere Ihr Gefühl; Sie sind ein gutes Kind; glauben Sie mir, es thut einem alten Manne wohl, auf solche decente Gefühle aus der alten Zeit zu stoßen; denn heutzutage gilt es für guten Ton, sich über dergleichen wegzusetzen. Aber noch haben Sie mir nicht Alles erzählt; der Abend auf der Redoute, jene schreckliche Nacht? —"

„Es ist wahr, ich muß Ihnen noch weiter sagen. Ich habe, so oft ich im Stillen über meine Rettung nachdachte, die Vorsehung gepriesen, daß man in jenem Hause glaubte, ich habe mich selbst getödtet; denn es war mir nur zu gewiß, daß, wenn jener Schreckliche nur die entfernte Ahnung von meinem Leben habe, er kommen würde, sein Opfer zurückzuholen oder es zu verderben; denn er mochte manches Fünffrankenstück für mich bezahlt haben. Deswegen habe ich, so lange ich in Piacenza war, manches schöne Anerbieten zu Theatern abgelehnt, weil ich mich scheute, öffentlich aufzutreten. Als ich aber etwa anderthalb Jahre dort war, brachte mir eines Morgens Seraphina ein Pariser Zeitungsblatt, worin der Tod des Chevalier de Planto angezeigt war."

„Chevalier de Planto?" unterbrach sie der Arzt; „hieß so jener Mann, der Sie aus dem Hause Ihres Stiefvaters führte?"

„So hieß er. Ich war voll Freude, meine letzte Furcht war verschwunden, und es stand nichts mehr im Wege, meiner Wohlthäterin nicht mehr beschwerlich zu fallen. Schon einige Wochen

nachher kam ich nach B. Ich ging vorgestern Abend auf die Redoute; ich will Ihnen nur gestehen, daß ich recht freudig gestimmt war. Bolani durfte nicht wissen, in welchem Kostüm ich erscheinen würde; ich wollte ihn necken und dann überraschen. Auf einmal, wie ich allein durch den Saal gehe, flüsterte eine Stimme in mein Ohr: ‚Schepperl! was macht Dein Onkel?‘ Ich war wie niedergedonnert; diesen Namen hatte ich nicht mehr gehört, seit ich den Händen jenes Fürchterlichen entgangen war. Mein Onkel! Ich hatte ja keinen, und nur Einer hatte gelebt, der sich vor der Welt dafür ausgab, der Chevalier de Planto. Ich hatte kaum so viel Fassung, zu erwidern: ‚Du irrst Dich, Maske!‘ Ich wollte hinwegeilen, mich unter das Gewühl der Menge verbergen; aber die Maske schob ihren Arm in den meinigen und hielt mich fest. ‚Schepperl!‘ sprach der Unbekannte, ‚ich rathe Dir, ruhig neben mir herzugehen, sonst werde ich den Leuten erzählen, in welcher Gesellschaft Du Dich früher umhergetrieben.‘ Ich war vernichtet, es wurde Nacht in meiner Seele; nur ein Gedanke war in mir lebhaft, die Furcht vor der Schande. Was konnte ich armes, hilfloses Mädchen machen, wenn dieser Mensch, wer er auch sein mochte, solche Dinge von mir aussagte? Die Welt würde ihm geglaubt haben, und Carlo! ach, Carlo wäre nicht der Letzte gewesen, der mich verdammt hätte. Ich folgte dem Mann an meiner Seite willenlos. Er flüsterte mir die schrecklichsten Dinge zu; meinen Onkel, wie er den Chevalier nannte, habe ich unglücklich gemacht, meinen Vater, meine Familie ins Verderben gestürzt. Ich konnte es nicht mehr aushalten, ich riß mich los und rief nach meinem Wagen. Als ich mich aber auf der Treppe umsah, war diese schreckliche Gestalt mir gefolgt. ‚Ich fahre mit Dir nach Hause, Schepperl,‘ sprach er mit schrecklichem Lachen; ‚ich habe noch ein paar Worte mit Dir zu reden.‘ Die Sinne vergingen mir, ich fühlte, daß ich ohnmächtig wurde, ich erwachte erst wieder im Wagen, die Maske saß neben mir. Ich stieg aus und ging auf mein Zimmer, er folgte; er fing sogleich wieder an zu reden; in der Todesangst, ich möchte verrathen werden, schickte ich Babette hinaus.

‚Was willst Du hier, Elender?‘ rief ich, voll Wuth, mich so beleidigt zu sehen. ‚Was kannst Du von mir Schlechtes sagen? Ohne meinen Willen kam ich in jenes Haus; ich verließ es, als ich sah, was dort meiner warte.‘

‚Schepperl, mache keine Umstände! Es giebt nur zwei Wege, Dich zu retten. Entweder zahlst Du auf der Stelle zehntausend Franken, sei es in Juwelen oder Gold, oder Du folgst mir nach Paris; sonst weiß morgen die ganze Stadt mehr von Dir, als Dir

lieb ist.' Ich war außer mir. ‚Wer giebt Dir dieses Recht, mir solche Zumuthungen zu machen?' rief ich. ‚Wolan! sage der Stadt, was Du willst; aber auf der Stelle verlasse dieses Haus! Ich rufe die Nachbarn.'

„Ich hatte einige Schritte gegen das Fenster gethan; er lief mir nach, packte meinen Arm. ‚Wer mir das Recht giebt?' sprach er. ‚Dein Vater, Täubchen, Dein Vater.' Ein teuflisches Lachen tönte aus seinem Mund, der Schein der Kerze fiel auf ein paar graue, stechende Augen, die mir nur zu bekannt waren. In demselben Moment war mir klar, wen ich vor mir hatte; ich wußte jetzt, daß sein Tod nur ein Blendwerk war, das er zu irgend einem Zweck erfunden hatte; die Verzweiflung gab mir übernatürliche Kraft; ich rang mich los, ich wollte ihm seine Maske abreißen. ‚Ich kenne Euch, Chevalier de Plantо,' rief ich, ‚aber Ihr sollt den Gerichten Rechenschaft über mich geben müssen.' — ‚So weit sind wir noch nicht, Täubchen,' sagte er, und in demselben Augenblick fühlte ich sein Eisen in meiner Brust; ich glaubte zu sterben —"

Der Doktor schauderte; es war heller Tag, und doch graute ihm, wie wenn man im Dunkeln von Gespenstern spricht. Er glaubte das heisere Lachen dieses Teufels zu hören; er glaubte hinter den Gardinen des Bettes die grauen, stechenden Augen dieses Ungeheuers glänzen zu sehen. „Sie glauben also," sagte er nach einer Weile, „daß der Chevalier nicht todt ist, daß es Derselbe ist, der Sie ermorden wollte?"

„Seine Stimme, sein Auge überzeugten mich; das Tuch, das ich Ihnen gestern gab, machte es mir zur Gewißheit. Die Anfangslettern seines Namens sind dort eingezeichnet."

„Und geben Sie mir Vollmacht, für Sie zu handeln? Darf ich Alles, was Sie mir sagten, selbst vor Gericht angeben?"

„Ich habe keine Wahl, Alles! Aber nicht wahr, Doktor, Sie gehen zu Bolani und sagen ihm, was ich Ihnen sagte? Er wird Ihnen glauben, er kannte ja auch Seraphine."

„Und darf ich nicht auch wissen," fuhr der Medizinalrath fort, „wie der Gesandte hieß, in dessen Haus Sie Sich verbargen?"

„Warum nicht? Es war ein Baron Martenow."

„Wie?" rief Lange in freudiger Bewegung. „Der Baron Martenow? Ist er nicht in .... schen Diensten?"

„Ja, kennen Sie ihn? Er war Gesandter des .... schen Hofes in Paris und nachher in Petersburg."

„O, dann ist es gut, sehr gut," sagte der Medizinalrath und rieb sich freudig die Hände. „Ich kenne ihn, er ist seit gestern hier; er hat mich rufen lassen; er wohnt im Hotel de Portugal."

Eine Thräne blinkte in dem Auge der Sängerin, und von frommen Empfindungen schien ihr Herz bewegt. „So mußte ein Mann," sagte sie, „den ich viele hundert Meilen entfernt glaubte, hieher kommen, um die Wahrheit meiner Erzählung zu bekräftigen! Gehen Sie zu ihm; ach, daß auch Carlo zuhören könnte, wenn er Ihnen versichert, daß ich die Wahrheit sprach!"

„Er soll es, er soll mit mir, ich will es schon machen. Adieu, gutes Kind; seien Sie recht ruhig, es muß Ihnen noch gut gehen auf Erden, und nehmen Sie doch die Mixtur recht fleißig, alle Stunden zwei Löffel voll!" So sprach der Doktor und ging. Die Sängerin aber dankte ihm durch ihre freundschaftlichsten Blicke. Sie war ruhiger und heiter; es war, als habe sie eine große Last mit ihrem Geheimniß hinweggewälzt. Sie sah vertrauungsvoller in die Zukunft; denn ein gütiges Geschick schien sich des armen Mädchens zu erbarmen.

8.

Der Baron Martenow, dem Lange früher einmal einen wichtigen Dienst zu leisten Gelegenheit gehabt hatte, nahm ihn freundlich auf und gab ihm über die Sängerin Fiametti die genügendsten Aufschlüsse. Er bestätigte nicht nur beinahe wörtlich ihre Erzählung, sondern er brach auch in die lauteste Lobeserhebung ihres Charakters aus; ja, er versprach, wohin er in dieser Stadt kommen würde, überall zu ihren Gunsten zu sprechen und die Gerüchte zu widerlegen, die über sie im Umlauf waren. Er hat auch Wort gehalten; denn hauptsächlich seinem Ansehen und der edelmüthigen Art, womit er sich der Italienerin annahm, schrieben es ihre Freunde zu, daß die Gesinnungen des Publikums über sie in wenigen Tagen wie durch einen Zauberschlag sich änderten. Der Medizinalrath Lange aber stieg an jenem Tage, als er vom Gesandten kam, aus der Beletage des Hotel de Portugal noch einige Treppen höher, in die Mansarden; in Nr. 54 sollte der Kapellmeister wohnen. Er stand vor der Thüre still, um Athem zu schöpfen; denn die steilen Treppen hatten ihn angegriffen. Sonderbare Töne drangen aus dieser Thüre in sein Ohr. Es schien ein schwer Kranker darin zu sein; denn er vernahm ein tiefes Stöhnen und Seufzen, das aus hohler Brust aufzusteigen schien. Dann klangen wieder schreckliche französische und italienische Flüche dazwischen, wie wenn Ungeduld dem Jammer Luft machen will, und ein heiseres Lachen der Verzweiflung bildete wieder den Uebergang zu jenen tiefen Seufzern. Der Medizinalrath schauderte. „Habe ich doch schon neulich etwas Weniges Wahnsinn an dem

Maestro verspürt," dachte er, „sollte er vollends übergeschnappt sein, oder ist er krank geworden aus Schmerz?" Er hatte schon den Finger gekrümmt, um anzuklopfen, als sein Blick noch einmal auf die Nummer der Thüre fiel; es war Nr. 53. Wie hatte er sich doch täuschen können! fast wäre er zu einem ganz fremden Menschen eingetreten. Unwillig über sich selbst ging er eine Thüre weiter; hier erst war 54; hier lautete es auch ganz anders. Eine tiefe schöne Männerstimme sang ein Lied, begleitet von dem Pianoforte; der Medizinalrath trat ein; es war jener junge Mann, den er gestern bei der Sängerin gesehen.

Im Zimmer lagen Notenblätter, Guitarren, Violinen, Saiten und anderer Musikbedarf umher, und mitten unter diesen Trümmern stand der Kapellmeister in einem weiten schwarzen Schlafrock, eine rothe Mütze auf dem Kopf und eine Notenrolle in der Hand; der Doktor hat nachher gestanden, es sei ihm bei seinem Anblick Marius auf den Trümmern von Karthago eingefallen.

Der junge Mann schien sich seiner von gestern zu erinnern und empfing ihn beinahe finster; doch war er so artig, einen Stoß Notenblätter mit einem Ruck von einem Sessel auf den Boden zu werfen, um seinem Besuche Platz anzubieten; er selbst stieg mit großen Schritten im Zimmer umher, und sein fliegender Schlafrock nahm geschickt den Staub von Tischen und Büchern.

Er ließ den Medizinalrath nicht zum Wort gelangen, er überschrie ihn. „Sie kommen von ihr?" rief er. „Schämen sich Ihre grauen Haare nicht, der Kuppler eines solchen Weibes zu werden? Ich will nichts mehr hören; ich habe mein Glück zu Grabe getragen; Sie sehen, ich traure um meine Seligkeit; ich habe meinen schwarzen Schlafrock an — schon dies sollte Ihnen, wenn Sie Sich entfernt auf Psychologie verstehen, ein Zeichen sein, daß ich jene Person für mich als gestorben ansehe. O Giuseppa, Giuseppa!"

„Werthester Herr Kapellmeister," unterbrach ihn der Doktor, „so hören Sie mich nur an —"

„Hören? Was wissen Sie von Hören? Lauschen Sie, wenn Sie von Hören sprechen; ich will prüfen, ob Du Gehör hast, Alter! Siehe, das ist das Weib," fuhr er fort, indem er den Flügel aufriß und Einiges spielte, das übrigens dem Doktor, der kein großer Musikkenner war, vorkam wie andere Musik auch. „Hören Sie dieses Weiche, Schmelzende, Anschmiegende? Aber bemerken Sie nicht in diesen Uebergängen das unzuverlässige, flüchtige, charakterlose Wesen dieser Geschöpfe? Aber hören Sie weiter," sprach er mit erhobener Stimme und glänzendem Auge, indem er die weiten Aermel des Trauerschlafrockes zurückschüttelte; „wo Männer wirken, ist Kraft und Wahrheit; hier kann nichts Unreines aufkommen,

es sind heilige, göttliche Laute!“ Er hämmerte mit großer Macht auf den Tasten umher; aber dem Doktor wollte es wieder bedünken, als sei dies nur ganz gewöhnliche Musik.

„Sie haben da eine sonderbare Charakteristik der Menschen,“ sagte er; „da wir doch einmal so weit sind, dürfte ich Sie nicht bitten, Verehrter, daß Sie mir auch einmal einen Medizinalrath auf dem Klavier vorstellten?“

Der Musiker sah ihn verächtlich an. „Wie magst Du nur mit einem schlechten quiekenden Fis hereinfahren, Erdenwurm, wenn ich den herrlichen, strahlenwerfenden C-Akkord anschlage!“

Die Antwort des Doktors wurde durch ein Klopfen an der Thüre unterbrochen; eine kleine verwachsene Figur trat herein, machte eine Reverenz und sprach: „Der kranke Herr auf Nro. 53 läßt den Herrn Kapellmeister höflichst ersuchen, doch nicht so gar erschrecklich zu hantiren und zu haseliren, wasmaßen derselbe von gar schwacher Konstitution und dem zeitlichen Hinscheiden nahe ist.“

„Ich lasse dem Herrn meinen gehorsamsten Respekt vermelden,“ erwiderte der junge Mann, „und meinetwegen könne er abfahren, wenn es ihm gefällig. Es graut mir ohnedies alle Nacht vor seinem Jammern und Stöhnen, und das Gräulichste sind mir seine gottlosen Flüche und sein tolles Lachen. Meint vielleicht der Franzose, er sei allein Herr im Hotel de Portugal? Genirt er mich, so genire ich ihn wieder.“

„Aber verzeihen Euer Hochedelgeboren,“ sagte der verwachsene Mensch, „er treibt's nicht mehr lange; wollen Sie ihm nicht die letzten Augenblicke —“

„Ist er so gar krank, der Herr?“ fragte der Medizinalrath theilnehmend. „Was fehlt ihm? Wer behandelt ihn? Wer ist er?“

„Wer er ist, weiß ich gerade nicht; ich bin der Lohnlakai; ich denke, er nennt sich Lorier und ist aus Frankreich; vorgestern war er noch wohlauf, aber etwas melancholisch, denn er ging gar nicht aus, hatte auch keine Lust, die Merkwürdigkeiten hiesiger Stadt zu inspiziren; aber am andern Morgen fand ich ihn schwer krank im Bette. Es scheint, er hat in der Nacht einen Schlaganfall bekommen. Aber um alle Welt will er keinen Arzt. Er flucht gräßlich, wenn ich frage, ob ich nicht einen zu ihm führen solle. Er pflegt und verbindet sich selbst; ich glaube, er hat auch eine alte Schußwunde aus dem Kriege, die jetzt wieder aufgegangen ist.“

Man hörte in diesem Augenblicke den Kranken nebenan mit heiserer Stimme rufen und einige Verwünschungen ausstoßen. Der Lohnlakai schlug drei Kreuze und flog hinüber.

Der Doktor versuchte noch einmal, ob seine Reden bei dem verstockten Liebhaber keinen Eingang fänden, und wirklich schien

es diesmal zu gelingen. Jener hatte eine Partitur in die Hand genommen, aus welcher er mit leiser Stimme vor sich hinsang; der Doktor benutzte diese ruhigere Stimmung und fing an, ihm das Leben der Sängerin zu erzählen. Anfangs schien der Kapellmeister nicht darauf zu achten; er las emsig in seiner Partitur und that, als sei außer ihm Niemand im Zimmer; nach und nach aber wurde er aufmerksamer. Er hörte auf zu singen; bald hob sich zuweilen sein Auge über die Partitur und streifte prüfend über des Doktors Gesicht, dann ließ er das Notenheft sinken und sah den Erzähler fest an; sein Interesse schien mehr und mehr zu wachsen, seine Augen glänzten, er rückte näher, er faßte den Arm des Mediziners, und als dieser seine Erzählung schloß, sprang er in großer Bewegung auf und rannte im Zimmer auf und nieder. „Ja," rief er, „es liegt Wahrheit darin, ein Schein von Wahrheit, eine Wahrscheinlichkeit; es ist möglich, es könnte etwa so gewesen sein; Teufel! könnte es nicht auch eine Lüge sein?"

„Das heißt man, glaube ich, decrescendo in Ihrer werthen Kunst, Herr Kapellmeister; aber warum denn bei dieser Sache so von der Wahrheit bis zur Lüge herabsteigen? Wenn ich Ihnen nun einen Bürgen für die Wahrheit stellte, Maestro, wie dann?"

Bolani blieb sinnend vor ihm stehen: „Ha, wer dieses könnte, Medizinalrath! In Gold wollte ich Dich fassen. Schon der Gedanke verdient groß und königlich belohnt zu werden! Ja, wer mir Bürge wäre! — Es ist Alles so finster — verworrene Labyrinthe — kein leitendes Gestirn!"

„Werthgeschätzter Freund," unterbrach ihn der Doktor; „ich ertappe Sie hier auf einer Reminiscenz aus Schiller's Räubern, so in der Cotta'schen Taschenausgabe pagina 175 stehet, wenn ich mich recht erinnere. Demungeachtet weiß ich einen solchen Bürgen, ein solches leitendes Gestirn."

„Ha, wer mir einen solchen gäbe!" rief Jener. „Er sei mein Freund, mein Engel, mein Gott — ich will ihn anbeten!"

„Es ist zwar in der angeführten Stelle von einem Schwert die Rede, womit man der Otternbrut eine brennende Wunde versetzen will; nichtsdestoweniger aber will ich Sie überzeugen; jener Gesandte, der die arme Giuseppa in seinem Hause aufnahm, logirt zufällig hier im Hause auf Nr. 6; belieben Sie einen Frack anzuziehen und ein Halstuch umzuknüpfen, so werde ich Sie zu ihm führen; er hat mir versprochen, Sie zu überzeugen."

Der junge Mann drückte gerührt die Hand des Arztes; doch auch jetzt konnte er ein gewisses erhabenes Pathos nicht verbergen. „Ihr wart mein guter Engel," sagte er; „wie vielen

Dank bin ich für diesen Wink Euch schuldig! Ich fahre nur geschwind in meinen Frack, und sogleich folg' ich Euch zu dem Gesandten."

9.

Die Aussöhnung mit dem Geliebten schien beinahe noch von größerer Wirkung auf die Sängerin zu sein als die kunstreichsten Tränklein ihres Arztes. Ihre Gesundheit besserte sich in den nächsten Tagen zusehends, und bald war sie so weit hergestellt, daß sie die Besuche ihrer theilnehmenden Freunde außer dem Bette empfangen konnte. Diese Wendung ihres Zustandes mochte der Direktor der Polizei abgewartet haben, um die Sache weiter zu verfolgen. Er war ein umsichtiger Mann, und der Ruf sagte von ihm, daß ihm nicht leicht Einer entgangen, auf den er einmal sein Auge geworfen, sollte er auch hundert und mehrere Meilen von ihm entfernt sein. Von dem Medizinalrath war ihm die Geschichte der Sängerin mitgetheilt worden; er hatte sodann mit dem Baron Martenow noch weitere Rücksprache genommen und Einiges erfahren, was ihm von großem Interesse schien. Der Gesandte hatte ihm nämlich gestanden, daß er damals von dem Vorfall mit der jungen Fiametti Gelegenheit genommen, das ruchlose Leben des Chevalier de Planto höheren Orts zu berühren. Er hatte nicht versäumt, hauptsächlich den Umstand, daß jenes arme Kind eigentlich verkauft wurde, ins rechte Licht zu setzen. Jenes berüchtigte Haus wurde kurze Zeit darauf von der Polizei aufgehoben, und der Baron schien dies hauptsächlich den Schritten, die er in der Sache gethan, zuzuschreiben. Auch hatte er von dem Tode des Chevaliers gehört, glaubte aber mit dem Polizeidirektor, daß dies nur ein Kunstgriff gewesen sei, um sein Gewerbe sicherer fortzusetzen; denn Beide hegten keinen Zweifel, jener Mordversuch an der Sängerin könne nur von diesem schrecklichen Menschen herrühren. Wie schwer war es aber, der Spur dieses Mörders zu folgen; die Fremden, die sich damals in B. aufhielten, waren, wie der Direktor versicherte, alle unverdächtig; nur zwei Umstände konnten zu Gewisserem führen; das Schnupftuch, welches sich im Zimmer der Fiametti gefunden hatte, konnte, wenn man irgendwo ein ähnliches sah, zur Entdeckung leiten; es war daher die genaueste Beschreibung davon in den Händen aller jener Näherinnen und Waschfrauen, welche die Garderobe der Fremden in B. zu besorgen pflegten. Sodann glaubte der Direktor aus psychologischen Gründen annehmen zu können, daß ein zweiter Versuch auf das Leben der Sängerin bald folgen würde, im Falle sich der Mörder noch in der Nähe aufhalte.

Sobald daher die Sängerin wieder bei Kräften war, begleitete der Direktor der Polizei den Doktor Lange, so oft er sie besuchte; es wurden dort manche Maaßregeln besprochen; manche schien gut, aber nicht wohl auszuführen, manche wurde geradehin verworfen. Giuseppa selbst kam endlich auf einen Gedanken, der den beiden Männern sehr einleuchtete. „Der Doktor," sagte sie, „hat mir erlaubt, in der nächsten Woche wieder auszugehen; wenn er nichts dagegen hat, würde ich auf der letzten Redoute des Karnevals zuerst wieder unter den Leuten erscheinen; es hat etwas Anziehendes für mich, mich dort, wo mein Unglück eigentlich anfing, zum ersten Mal zu zeigen. Wenn wir dafür sorgen, daß dies in B. hinlänglich bekannt wird, und wenn der Chevalier noch hier ist, so bin ich wie von meinem Leben überzeugt, daß er unter irgend einer Maske sich wieder in meine Nähe drängt. Er wird sich zwar hüten, zu sprechen, er wird durch nichts sich verrathen, aber seine Anschläge auf mein Leben wird er nicht ruhen lassen, und ich will ihn aus Tausenden erkennen. Seine Größe, seine Gestalt, vor Allem seine Augen werden mir ihn kenntlich machen. Was meinen Sie, meine Herren?"

Der Plan schien nicht übel. „Ich wollte wetten," sagte der Direktor, „wenn er erfährt, Sie kommen auf diesen Ball, so bleibt er nicht aus; sei es auch nur, um den Gegenstand seiner Rache wiederzusehen und seiner Wuth neue Nahrung zu geben. Ich denke übrigens, Sie sollten keine Larve vors Gesicht nehmen; er wird Sie dann um so leichter erkennen, um so eher in Ihre Nähe, in seine Falle gehen; ich werde ein paar tüchtige Bursche in Dominos stecken und sie Ihnen zur Eskorte geben; auf ein Zeichen von Ihnen soll der alte Fuchs gefangen sein."

Babette, das Kammermädchen der Sängerin, war während dieses Gespräches ab- und zugegangen; sie hatte gehört, wie ihre Dame entschlossen sei, den Mörder oder seine Gehilfen ausfindig zu machen; sie glaubte es sich selbst schuldig zu sein, nach Kräften zu dieser Entdeckung beizutragen. Sie paßte daher den Direktor ab, faßte sich ein Herz und sagte, sie habe schon neulich den Doktor auf einen Umstand aufmerksam gemacht, der zur Entdeckung führen könnte, er scheine aber nicht darauf zu achten.

„Kein Umstand ist bei solchen Vorfällen gering, meine liebe Kleine," antwortete ihr der Mann der Polizei; „wenn Sie irgend etwas wissen —"

„Ich glaube fast, Signora ist zu diskret oder will nicht recht mit der Sprache heraus; als sie den Stich bekam und in meinen Armen ohnmächtig wurde, war ihr letzter Seufzer — Bolnau."

„Wie?" rief der Direktor entrüstet, „und das verschwieg

man mir bis jetzt? Einen so wichtigen Umstand! Haben Sie auch recht gehört? Bolnau?"

„Auf meine Ehre," sagte die Kleine und legte die Hand betheuernd auf das Herz. „Bolnau sagte sie, und so schmerzlich, daß ich nicht anders glaube, als so heißt der Mörder; aber bitte, verrathen Sie mich nicht!"

Der Direktor hatte den Grundsatz, daß kein Mensch, er sehe so ehrlich aus, als er wolle, zu gut zu einem Verbrechen sei. Der Kommerzienrath Bolnau, und einen andern wußte er nicht in dieser Stadt, war ihm zwar als ein geordneter Mann bekannt, aber — hatte man nicht Beispiele, daß gerade solche Leute, denen man vor der Welt nichts nachsagen konnte, der Justiz am Meisten zu schaffen machten? Konnte er nicht mit diesem Chevalier de Planto unter einer Decke spielen? Er setzte unter diesen Betrachtungen seinen Weg weiter fort, er näherte sich der breiten Straße, es fiel ihm bei, daß um diese Zeit der Kommerzienrath sich dort zu ergehen pflegte; er beschloß, ihm ein Wenig scharf auf den Zahn zu fühlen. Richtig, dort kam er die Straße herab; er grüßte rechts, er grüßte links, er sprach alle Augenblicke mit einem Bekannten, er lächelte, wenn er weiterging, vor sich hin, er schien munter und guter Dinge zu sein. Er mochte etwa noch fünfzig Schritte vom Direktor entfernt sein, als er Diesen ansichtig wurde; er erbleichte, er wandte um und wollte in eine Seitenstraße einbiegen. „Ein verdächtiger, sehr verdächtiger Umstand!" dachte der Direktor, lief ihm nach, rief seinen Namen und brachte ihn zum Stehen. Der Kommerzienrath war ein Bild des Jammers; er brachte in hohlen Tönen ein „Bon jour, bon jour!" hervor, er schien lächeln zu wollen, aber die Augen gingen ihm über, und sein Gesicht verzog sich krampfhaft; seine Kniee zitterten, seine Zähne schlugen hörbar an einander.

„Ei, ei, Sie machen Sich recht rar. Habe Sie schon ein paar Tage nicht an meinem Fenster vorbeigehen sehen; Sie scheinen nicht ganz wohl zu sein," setzte der Direktor mit einem stechenden Blicke hinzu, „Sie sind so blaß; fehlt Ihnen etwas?"

„Nein — es ist nur so ein kleines Frösteln — ich war wirklich einige Tage nicht wohl, aber Gottlob, es geht besser."

„So? Sie waren nicht wohl?" fragte Jener weiter. „Das hätte ich kaum gedacht; ich glaubte Sie doch noch vor wenigen Tagen auf der Redoute recht munter zu sehen."

„Ja freilich; aber gleich den folgenden Tag mußte ich mich legen; ich bekam meine Zufälle wieder; aber ich bin jetzt ganz wiederhergestellt."

„Nun, da werden Sie nicht versäumen, die nächste Redoute

zu besuchen; es ist die letzte und soll sehr brillant werden; ich hoffe Sie dort zu sehen; bis dahin Adieu, Herr Kommerzienrath!"

10.

„Werde nicht manquiren!" rief ihm der Kommerzienrath Bolnau mit jammervoller Miene nach. „Der hat Verdacht!" sprach er zu sich. „Der weiß etwas von dem Wort der Sängerin. Zwar sie soll wiederhergestellt sein; aber kann nicht der Verdacht im Herzen dieses Polizisten um sich fressen? Kann er mich nicht aus Argwohn beobachten lassen? Die geheime Polizei wird mich verfolgen; auf allen meinen Schritten und Tritten sehe ich schlaue, fremde Gesichter. Ich darf nichts mehr reden, so wird es rapportirt, gedeutet; ich werde, o Gott im Himmel, ich werde ein unruhiger Kopf, ein gefährliches Individuum; und doch lebte ich still und harmlos wie Wilhelm Tell im vierten Akt!"

So sprach der unglückliche Bolnau bei sich; seine Angst vermehrte sich, als er über die verfängliche Frage wegen der nächsten Redoute nachdachte. „Er meint gewiß, ich werde mich nicht in die Nähe der Sängerin wagen, aus bösem Gewissen; aber ich muß hin, ich muß ihm diesen Verdacht benehmen! Und doch — wird mich nicht in ihrer Nähe ein Zittern und Beben überfallen, gerade weil er glauben kann, ich werde aus Gewissensbissen und Angst zittern!" Er quälte sich ab mit diesen Vorstellungen, sie beschäftigten ihn Tage lang, er erinnerte sich, daß ein berühmter Schriftsteller in einer eignen Schrift bewiesen habe, daß man Angst vor der Angst haben könne, und dies schien ihm ganz sein Fall zu sein. Aber er fühlte, daß er sich ein Herz fassen und der Gefahr entgegengehen müsse. Er ließ sich vom Maskenverleiher den prachtvollen Anzug des Pascha von Janina holen; er zog ihn alle Tage an und übte sich vor einem großen Spiegel, recht unbefangen aus seiner Maske hervorzuschauen. Er machte sich aus seinem Schlafrock eine Puppe und setzte sie auf einen Sessel; sie stellte die Sängerin Fiametti vor. Er ging als Pascha um sie her, und sprach: „Es freut mich unendlich, Sie in so erwünschtem Wohlbefinden zu sehen." Am dritten Tage konnte er seine Lektion schon ganz ohne Zittern sagen; daher legte er sich noch Schwereres auf. Er wollte recht artig und unbefangen sein und ihr einen Teller mit Bonbons und Punsch offeriren. Er übte sich mit einem Glas Wasser, das er auf einen Teller setzte. Im Anfang klirrte es schrecklich in seiner zitternden Hand; aber auch diese Schwierigkeit überwand er, ja, er konnte ganz lustig dazu sagen: „Verehrte, beliebt Ihnen nicht etwas Weniges Punsch und etzliche Bonbons?" Es ging trefflich; kein Sterblicher sollte ihn beben sehen. Ali Pascha von Janina

fühlte Muth in sich, trotz seiner Angst vor der Angst auf die Redoute zu gehen.

Der Medizinalrath Lange hatte es sich nicht nehmen lassen, die Genesene zum ersten Mal wieder unter die Leute zu führen. Sie hatte es ihm gerne zugesagt; hatte er doch durch seine treue Pflege, durch die väterliche Sorgfalt, womit er sich ihrer angenommen, ein Recht auf ihre wärmste Dankbarkeit gewonnen. So kam er mit ihr auf die Redoute, und er schien sich nicht wenig auf den Platz an der Seite des schönen, interessanten Mädchens zu Gute zu thun. Die Leute in B. sind ein sonderbares Volk. In den ersten Tagen hatte man von den nobelsten Salons bis hinab in die Bierschenken von der Sängerin Uebles gesprochen; als aber Männer von Gewicht sich ihrer annahmen, als angesehene Damen sich öffentlich für sie erklärten, drehte sich die Fahne nach dem Winde, und die B...er liefen, gerührt über das Schicksal des armen Kindes, in den Straßen umher und starben bald vor Entzücken, daß sie genesen. Als sie in den Saal der Redoute trat, schien Alles nur auf sie, als die Königin des Festes, gewartet zu haben; man jubelte und jauchzte, man klatschte in die Hände und rief Bravo, als hätte sie eben die schwersten Rouladen zu Stande gebracht. Auch dem Medizinalrath fiel sein Antheil am Beifall zu. „Sehet, Der ist's," riefen sie, „das ist ein geschickter Mann, Der hat sie gerettet."

Die Sängerin fühlte sich freudig bewegt von diesem Beifall der Menge; ja, sie hätte, berauscht von dem Gemurmel der Glückwünschenden, beinahe vergessen, daß sie noch ein ernsterer Zweck in diesen Saal geführt habe; aber die vier handfesten Dominos, die ihren Schritten folgten, die Fragen des Doktors, ob sie die grauen Augen des Chevaliers noch nicht ansichtig geworden, erinnerten sie immer wieder an ihr Vorhaben. Ihr selbst und dem Doktor war es nicht entgangen, daß ein langer, hagerer Türke (man hieß in B. sein Kostüm den Ali Pascha) sich immer in ihre Nähe dränge; und so oft der Strom der Masken ihn wegriß, immer war er ihnen wieder zur Seite. Die Sängerin stieß den Doktor an und winkte mit den Augen nach dem Pascha hin. Er erwiderte ihren Wink und sagte: „Ich habe ihn schon lange bemerkt." Der Pascha näherte sich mit ungewissen Schritten; die Sängerin klammerte sich fester an Lange's Arm; er war jetzt ganz nahe; starre, graue Aeuglein guckten aus der Maske, und eine hohle Stimme sprach zu ihr: „Es freut mich unendlich, werthgeschätzte Mamsell, Sie in so erwünschtem Wohlsein zu sehen." Die Sängerin wandte sich erschreckt ab und schien zu zittern; auch die Maske fuhr bei diesem Anblick bebend zurück und ver-

schwand unter der Menge. „Ist er es?“ rief der Medizinalrath. „Fassen Sie Sich doch; es gilt hier, ruhig und mit Umsicht zu handeln; glauben Sie, er ist es?“ „Noch weiß ich es nicht gewiß,“ entgegnete sie; „aber ich glaube seine Augen zu erkennen.“

Der Medizinalrath gab den vier Dominos die Weisung, recht genau auf diesen Pascha Acht zu geben, und ging mit der Dame weiter. Aber kaum hatte er einige Gänge durch den Saal gemacht, so erschien der Türke wieder; doch hielt er sich mehr in der Entfernung, als beobachte er die Sängerin.

Der Doktor trat mit seiner Dame an ein Büffet, um ihr auf den gehabten Schrecken eine Tasse Thee zu verordnen; er sah sich um — auch hier wieder der Türke. Und siehe da, jetzt hatte er auf einem Tellerlein ein Glas Punsch und einige Bonbons; er nähert sich der Sängerin, seine Augen funkeln, das Glas hüpft und klappert in seltsamen Klängen auf dem zitternden Teller; er ist an ihrer Seite, er bietet ihr den Teller und sagt: „Verehrte, beliebt Ihnen nicht etwas Weniges Punsch und etzliche Bonbons?“ Die Sängerin sah ihn starr an; sie erbleichte, sie stieß den Teller zurück und rief: „Ha, der Schreckliche! Er ist's, er ist's, er will mich vergiften!“

Der Pascha von Janina stand stumm und regungslos; er schien jeden Gedanken an Vertheidigung aufzugeben; willenlos ließ er sich von den vier handfesten Dominos hinwegführen.

Beinahe in demselben Augenblicke wurde der Doktor heftig an seinem schwarzen Mantel gezogen; er sah sich um; jener kleine verwachsene Lohnlakai aus dem Hotel de Portugal stand vor ihm, bleich und von Schrecken entstellt: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Medizinalrath, kommen Sie doch gefälligst mit mir auf Nr. 53! Eben will der Teufel den französischen Herrn holen.“

„Was schwatzt Er da?“ sagte der Doktor unwillig und wollte ihn auf die Seite schieben, um dem Gefangenen auf die Polizeidirektion zu folgen. „Was geht es mich an, wenn ihn der Satan zu sich nimmt?“

„Aber ich bitte Sie,“ rief der Kleine beinahe heulend, „er kann vielleicht doch noch gerettet werden; Hochdieselben sind ja Stadtphysikus allhier und verpflichtet, zu den Fremden in den Hotels zu kommen.“

Der Medizinalrath unterdrückte einen Fluch, der ihm auf der Zunge schwebte; er sah, daß er diesem unangenehmen Gange nicht ausweichen konnte; er winkte den Kapellmeister Bolani herbei, übergab ihm die Sängerin und eilte mit dem kleinen Menschen nach dem Hotel de Portugal.

11.

Es war still und öde in diesem großen Gasthofe; Mitternacht war beinahe schon vorüber, die Lampen in den Gängen und Treppen brannten düster und trübe; es war dem Medizinalrath unheimlich zu Muthe, als er zu dem einsamen Kranken hinanstieg. Der Lakai schloß die Thüre auf, der Doktor trat ein, wäre aber beinahe wieder zurückgesunken. Denn ein Wesen, das seit einigen Tagen unabläßig seine Phantasie im Wachen und im Schlafe beschäftigt hatte, saß hier wirklich und verkörpert im Bette. Es war ein großer, hagerer ältlicher Mann; er hatte eine spitzig aufstehende, wollene Schlafmütze tief in die Stirne gezogen, seine enge Brust, seine langen dünnen Arme waren mit Flanell überkleidet, unter der Mütze ragte eine große, spitzige Nase aus einem mageren braungelben Gesichte hervor, das man schon todt und erstorben geglaubt hätte, wären es nicht ein Paar graue, stechende Augen gewesen, die ihm noch etwas Leben und einen schrecklichen, grauenerregenden Ausdruck gaben. Seine langen, dünnen Finger, die mit den hagern Gelenken weit aus den Aermeln hervorragten, hatte er zusammengekrümmt; er kratzte mit heiserem, wahnsinnigem Lachen auf der Bettdecke.

„Schaut, er kratzt sich schon sein Grab!“ flüsterte der kleine Mensch und weckte damit den Doktor aus seinem Hinstarren auf den Kranken. So, gerade so hatte sich Dieser den Chevalier de Planto gedacht; dieses tückische graue Auge, diese unheilverkündenden Züge, diese dürre, gespensterhafte Figur — es war hier Alles, was die Sängerin von jenem schrecklichen Manne gesagt hatte. Doch er besann sich. Kam er denn nicht jetzt eben von der Verhaftung jenes Chevaliers? Konnte nicht ein anderer Mann auch graue Augen haben? War es zu verwundern, daß ein Kranker abgefallen und bleich war? Der Doktor lachte sich selbst aus, fuhr mit der Hand über die Stirne, als wolle er diese Gedanken hinwegwischen, und trat an das Bett. Doch — selten noch hatte er in so langen Jahren am Bette eines Kranken Grauen und Furcht gefühlt — hier, es war ihm unerklärlich, hier befiel ihn eine Beengung, ein Schauer, die er umsonst abzuschütteln suchte, und er fuhr unwillkürlich zurück, als er die feuchte kalte Hand in der seinigen fühlte, als er lange umsonst nach einem Puls suchte.

„Der dumme Kerl,“ rief der Kranke mit heiserer Stimme, indem er bald Französisch, bald schlechtes Italienisch und gebrochenes Deutsch unter einander warf, „der dumme Kerl hat mir,

glaube ich, einen Doktor gebracht. Sie werden mir verzeihen, ich habe nie viel von Ihrer Kunst gehalten. Das Einzige, was mich heilen kann, sind die Bäder von Genua; ich habe der Bête schon befohlen, daß er mir Postpferde bestellt; ich werde heute Nacht noch abfahren."

„Freilich wird er abfahren," murmelte der kleine Mensch; „aber mit sechs kohlschwarzen Rappen, und nicht nach Genua, wo der selige Fiesko ertrunken, sondern dahin, wo Heulen und Zähnklappern."

Der Doktor sah, daß hier wenig mehr zu machen sei; er glaubte die Vorzeichen des nahen Todes in den Augen, in den unruhigen Bewegungen des Kranken zu lesen, selbst jene Sehnsucht zu reisen und hinaus ins Weite zu kommen, war schon oft der Vorbote eines schnellen Endes gewesen. Er rieth ihm daher, sich ruhig niederzulegen, und versprach ihm einen kühlen Trank zu bereiten.

Der Kranke lachte grimmig. „Liegen, ruhig liegen?" antwortete er. „Wann ich liege, höre ich auf zu athmen; ich muß sitzen, im Wagen muß ich sitzen, fort, weit fort! — Was sagt der kleine Mensch? Hat er die Pferde bestellt? Kleiner Hund, hast Du mein Gepäck in Ordnung?"

„Ach Herr und Vater!" krächzte der Kleine; „jetzt denkt er an sein Gepäck; ja, einen schweren Pack Sünden nimmt er mit, der Unmensch. Es ist nicht an den Himmel zu malen, was er geflucht und gotteslästerliche Reden geführt hat."

Der Medizinalrath faßte noch einmal die Hand des Kranken. „Fassen Sie Vertrauen zu mir," sagte er; „vielleicht kann Ihnen die Kunst doch auch nützen; Ihr Diener sagte mir, es sei Ihnen eine Schußwunde wieder aufgegangen; lassen Sie mich untersuchen!" Murrend bequemte sich der Kranke dazu, er deutete auf seine Brust. Der Arzt nahm einen schlechtgemachten Verband weg; er fand — eine Stichwunde nahe am Herzen. — Sonderbar! es war dieselbe Größe, derselbe Ort, wie die Wunde der Sängerin.

„Das ist eine frische Wunde, ein Stich!" rief der Doktor und sah den Kranken mißtrauisch an. „Woher haben Sie diese Wunde?"

„Sie glauben wol, ich habe mich geschlagen? Nein, beim Teufel! Ich hatte ein Messer in der Brusttasche, fiel eine Treppe herab und habe mich ein Wenig geritzt."

„Ein Wenig geritzt!" dachte Lange. „Und doch wird er an dieser Wunde sterben."

Er hatte indessen Limonade bereitet und bot sie dem Kranken. Dieser führte sie mit unsicherer Hand zum Munde, sie schien ihn zu erquicken; er war einige Momente still und ruhig; doch als er sah, daß er einige Tropfen auf die Decke gegossen hatte, fing er an

zu fluchen und verlangte ein Schnupftuch. Der Lakai flog zu einem Koffer, schloß auf und brachte ein Tuch heraus — der Doktor sah hin, eine schreckliche Ahnung stieg in ihm auf — er sah wieder hin, es war dieselbe Farbe, derselbe Stoff, es war das Tuch, das man bei der Sängerin gefunden. Der kleine Mensch wollte es dem Kranken überreichen; er stieß es zurück: „Gehe zu allen Teufeln, Du Thier! Wie oft muß ich es sagen, Eau d'Héliotrope darauf!“ Der Diener holte eine kleine Flasche hervor und besprengte das Tuch; ein angenehmer Geruch verbreitete sich im Zimmer — es war dasselbe Parfüm, das jenes gefundene Tuch an sich getragen.

Der Medizinalrath bebte an allen Gliedern; es war kein Zweifel mehr, er hatte hier den Mörder der Sängerin Fiametti, er hatte den Chevalier de Planto vor sich; es war ein Hilfloser, ein Kranker, ein Sterbender, der hier im Bette saß; aber dem Doktor war es, als könne er alle Augenblicke aus dem Bette fahren und nach seiner Kehle greifen; er ergriff seinen Hut; es trieb ihn fort aus der Nähe des Schrecklichen.

Der kleine Lakai packte ihn am Rocke, als er ihn gehen sah. „Ach, Wohledler!“ stöhnte er. „Sie werden mich doch nicht bei ihm allein lassen wollen? Ich halte es nicht aus, wenn er jetzt stürbe und dann sogleich als flanellenes Gespenst mit der Zipfelmütze auf dem Schädel im Zimmer auf und ab spazierte! Um Gottes Barmherzigkeit willen, verlassen Sie mich nicht!“

Der Kranke grinzte fürchterlich und lachte und fluchte unter einander; er schien dem Kleinen zu Hilfe kommen zu wollen, er streckte ein langes, dürres Bein aus dem Bette, er krallte die dünnen Finger nach dem Doktor. Doch Dieser hielt es nicht mehr aus. Er warf den Kleinen zurück und floh aus dem Zimmer; noch auf den untersten Treppen hörte er das gräßliche Lachen des Mörders.

12.

Am Morgen nach dieser Nacht fuhr ein hübscher Stadtwagen vor dem Hotel de Portugal vor; es stiegen drei Personen, eine verschleierte Dame und zwei ältliche Herren, heraus und stiegen die Treppe hinan. „Ist der Herr Oberjustizreferendarius Pfälle schon oben?“ fragte der eine dieser Herren den Kellner, der sie hinaufführte. Dieser bejahte, und der Herr fuhr fort, indem er sich zu seinem Begleiter wandte: „Und doch ist es eine sonderbare Fügung des Schicksals, daß er die Treppe hinabstürzt und sich selbst den Dolch in die Brust stößt, daß er sich selbst verhindert, zu entfliehen, daß gerade Sie, Lange, zu ihm beschieden werden!“

„Gewiß," sagte die verschleierte Dame; „finden Sie aber nicht auch ein eigenthümliches Verhängniß in diesen Schnupftüchern? Das eine mußte er bei mir liegen lassen, welcher Zufall! das andere muß er gerade in dem Augenblick verlangen, wo der Doktor noch bei ihm ist."

„Es mußte so gehen," erwiderte der zweite Herr, „man kann nichts sagen als: es mußte so kommen. Aber in diesem Strudel hätte ich beinahe etwas vergessen; sagen Sie, was ist es mit dem Pascha von Janina? Signora mußte sich offenbar getäuscht haben. Sie haben ihn wieder auf freien Fuß gesetzt? Wer war denn der arme Teufel?"

„Mit Nichten und im Gegentheil," sprach der Erstere, „ich habe mich überzeugt, daß es ein Mitschuldiger des Chevaliers ist, dem ich schon lange auf der Spur bin. Ich habe ihn hieher bringen lassen, er wird mit dem Mörder konfrontirt werden."

„Nicht möglich!" rief die Dame. „Ein Mitschuldiger?"

„Ja, ja!" sagte der Herr mit schlauem Lächeln, „ich weiß Allerlei, wenn man mir es auch nicht angiebt. Aber, Gottlob, wir sind oben, hier ist ja gleich Nr. 53. Mademoiselle, haben Sie die Güte, einstweilen hier auf 54 einzutreten; der Kapellmeister hat es erlaubt und wird Sie nicht hinauswerfen; dafür wollte ich stehen. Wann das Verhör an Sie kommt, werde ich Sie rufen."

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß diese drei Personen die Sängerin, der Doktor und der Direktor waren; sie kamen, um den Chevalier de Planto eines Mordversuchs anzuklagen. Der Direktor und der Medizinalrath traten ein; der Kranke saß noch ebenso im Bette, wie ihn der Doktor in der Nacht gesehen; nur schienen beim Tageslicht seine Züge noch grasser, der Ausdruck seiner Augen, die schon zu erstarren anfingen, noch schauerlicher. Er sah bald den Doktor, bald den Direktor mit seelenlosen Blicken an; dann schien er nachzusinnen, was hier in seinem Zimmer vorgehe, denn der Referendarius Pfälle, ein kurzer junger Mann mit rothen Wangen und kleinen Aeuglein, hatte sich einen Tisch zurechtgestellt, einen Stoß Papier vor sich hingelegt und hielt eine lange Schwanenfeder in der Rechten, um zu protokolliren.

„Bête, was wollen diese Herren?" rief der Kranke mit schwacher Stimme dem Lakaien zu. „Du weißt ja, ich nehme keine Besuche an."

Der Direktor trat dicht vor ihn hin, sah ihn fest an und sagte mit Nachdruck: „Chevalier de Planto!"

„Qui vive?" schrie der Kranke und fuhr mit der Rechten an die Schlafmütze, als wolle er militärisch salutiren.

„Mein Herr, Sie sind der Chevalier de Planto?“ fuhr Jener fort.

Die grauen Augen fingen an zu glänzen; er warf stechende Blicke auf den Direktor und den Referendar, schüttelte mit höhnischer Miene den Kopf und antwortete: „Der Chevalier ist längst todt.“

„So? Wer sind Sie denn? Antworten Sie! Ich frage im Namen des Königs.“

Der Kranke lachte: „Ich nenne mich Lorier; Bête, gieb dem Herrn meine Pässe!“

„Ist nicht nöthig; kennen Sie dies Tuch, mein Herr?“

„Was werde ich es nicht kennen, Sie haben es da von meinem Stuhl weggenommen; wozu diese Fragen, wozu diese Scenen? Sie geniren mich, mein Herr!“

„Belieben Sie auf Ihre linke Hand zu schauen,“ sagte der Direktor; „dort halten Sie ja Ihr Tuch; dieses hier fand sich im Hause einer gewissen Giuseppa Fiametti.“

Der Kranke warf einen wüthenden Blick auf die Männer; er ballte seine Faust und knirschte mit den Zähnen; er schwieg hartnäckig, obgleich der Direktor seine Fragen wiederholte. Dieser gab jetzt dem Doktor einen Wink; er ging hinaus und erschien bald darauf mit der Sängerin, dem Kapellmeister Bolani und dem ....schen Gesandten in dem Zimmer.

„Herr Baron von Martenow,“ wandte sich der Direktor zu Diesem, „erkennen Sie diesen Mann für Denselben, den Sie in Paris als Chevalier de Planto kannten?“

„Ich erkenne ihn für Denselben,“ antwortete der Baron, „und wiederhole meine Aussagen über ihn, die ich früher zu Protokoll gab.“

„Giuseppa Fiametti, erkennen Sie ihn für Denselben, der Sie aus dem Hause Ihres Stiefvaters führte, in sein Haus nach Paris brachte, für Denselben, den Sie eines Mordversuches beschuldigen?“

Die Sängerin bebte bei dem Anblicke des fürchterlichen Mannes; sie wollte antworten, aber er selbst ersparte ihr jedes Geständniß. Er richtete sich höher auf, seine wollene Mütze schien spitziger aufzustehen, seine Arme waren steif, er schien sie mit Mühe zu bewegen, aber seine Finger krallten sich krampfhaft auf und zu; seine Stimme schlich sich nur noch leise und heiser aus der Brust herauf, selbst sein Lachen und seine Flüche wurden beinahe zum Geflüster. „Kommst Du, mich zu besuchen, Schepperl?“ sagte er. „Das ist schön von Dir. Nicht wahr, Du weidest Dich recht an meinem Anblick? Es ist mir wahrhaftig leid, daß ich Dich nicht besser getroffen; ich hätte Dir dadurch den Schmerz erspart, Deinen Oheim vor seiner Abreise von diesen deutschen Thieren verhöhnt zu sehen.“

„Was brauchen wir weiter Zeugniß?“ unterbrach ihn der Direktor. „Herr Referendarius Pfälle, schreiben Sie einen Verhaftungsbefehl gegen —“

„Was thun Sie?“ rief der Doktor, „sehen Sie denn nicht, daß ihm der Tod schon am Herzen ist? Er treibt es keine Viertelstunde mehr. Eilen Sie, wenn Sie noch etwas zu fragen haben!“

Der Direktor befahl dem Lakai, die Gerichtsdiener zu rufen; sie sollen den Gefangenen heraufbringen. Der Kranke sank mehr und mehr zusammen, sein Auge schien still zu stehen, es hatte nur noch eine Richtung, nach der Sängerin; aber auch jetzt noch schien Wuth und Ingrimm daraus hervorzublitzen. „Schepperl,“ sprach er wieder, „Du hast mich unglücklich gemacht, zu Grunde gerichtet, darum verdientest Du den Tod; Du hast Deinen Vater zu Grunde gerichtet; sie haben ihn auf die Galeere geschickt, weil er Dich mir um Geld verkauft hat; er hat mich beschworen, Dich umzubringen; es thut mir leid, daß ich gezittert habe. Verflucht seien diese Hände, die nicht einmal mehr sicher stoßen konnten!“ Seine gräulichen Verwünschungen, die er über sich und Giuseppa ausstieß, wurden durch eine neue Erscheinung unterbrochen. Zwei Gerichtsdiener brachten einen Mann in türkischer Kleidung; es war der unglückliche Ali Pascha von Janina — der Turban bedeckte das jammervolle Haupt des Kommerzienraths Bolnau. Alle erstaunten über diesen Anblick; besonders schien der Kapellmeister sehr betreten; er erblaßte und erröthete und wandte sein Gesicht ab. „Monsieur de Planto,“ sprach der Direktor, „kennen Sie diesen Mann?“ Der Kranke hatte die Augen geschlossen; er riß sie mühsam auf und sagte: „Gehet zu allen Teufeln, ich kenne ihn nicht.“

Der Türke sah die Umstehenden mit kummervoller Miene an. „Ich wußte wol, daß es so kommen werde,“ sprach er mit weinerlichem Tone, „es hat mir schon lange geahnet. Aber, Mademoiselle Fiametti, wie konnten Sie doch einen unschuldigen Mann so ins Unglück bringen?“

„Was ist es denn mit diesem Herrn?“ fragte die Sängerin. „Ich kenne ihn nicht, Herr Direktor; was hat denn Dieser gethan?“

„Signora,“ sprach der Direktor mit tiefem Ernst, „vor den Gerichten gilt keine Nachsicht oder irgend eine Schonung. Sie müssen diesen Herrn kennen; es ist der Kommerzienrath Bolnau. Ihr eigenes Kammermädchen hat eingestanden, daß Sie bei dem Mord seinen Namen ausgerufen haben.“

„Freilich,“ klagte der Pascha, „meinen Namen genannt unter so verfänglichen Umständen!“

Die Sängerin erstaunte; eine tiefe Röthe flog über ihr schönes Gesicht; sie ergriff in großer Bewegung den Kapellmeister bei der

Hand. „Carlo," rief sie, „jetzt gilt es zu sprechen, ich kann es nicht verschweigen; ja, Herr Direktor, ich werde diesen theuren Namen genannt haben; aber ich meinte nicht jenen Herrn, sondern —"

„Mich!" rief der Kapellmeister und trat hervor. „Ich heiße, wenn es mein lieber Vater dort erlaubt, Karl Bolnau!"

„Karl! Musikant! Amerikaner!" rief der Türke und umarmte ihn. „Das ist das erste gescheite Wort in Deinem Leben, Du hast mich aus einem großen Jammer befreit."

„Wenn sich die Sache so verhält," sagte der Direktor, „so sind Sie frei, und wir haben in dieser Sache nur mit gegenwärtigem Herrn Chevalier de Planto zu thun." Er wandte sich um zu dem Bette; dort stand der Arzt und hielt die Hand des Mörders in der seinigen; er legte sie ernst und ruhig auf die Decke und drückte ihm die starren Augen zu. „Direktor," sagte er, „der macht es jetzt mit einem höheren Richter aus."

Man verstand ihn; sie gingen aus dem Gemach des furchtbaren Todten und traten drüben bei dem Kapellmeister, dem glücklichen wiedergefundenen Sohne des Pascha, ein; die Sängerin verbarg ihr Gesicht an der Brust des Geliebten; ihre Thränen strömten heftig, aber es waren die letzten, die sie ihrem unglücklichen Schicksal weinte; denn der Pascha ging lächelnd um das schöne Paar, er schien an einem großen Entschluß zu arbeiten; er besprach sich heimlich mit dem Medizinalrath und trat von diesem zu seinem Sohn und der Sängerin. „Liebste Mademoiselle," sprach er, „ich habe Ihretwegen Vieles ausgestanden; Sie haben meinen Namen so verfänglich genannt, daß ich Sie bitte, ihn mit dem Ihrigen zu vertauschen. Sie haben gestern meinen Teller mit Punsch verschmäht; werden Sie mich wieder zurückstoßen, wenn ich Ihnen gegenwärtigen Herrn Karl Bolnau, meinen musikalischen Sohn, präsentire mit der Bitte, ihn zu ehelichen?"

Sie sagte nicht Nein; sie küßte mit Freudenthränen seine Hand; der Kapellmeister schloß sie mit Entzücken in seine Arme und schien diesmal sein erhabenes Pathos ganz vergessen zu haben. Der Kommerzienrath aber faßte des Doktors Hand: „Lange, sage Er, hätte ich denken können, daß es so kommen würde, als Er mir den Schrecken in alle Glieder jagte, als ich die Scheiben des Palais zählte, und Er mir sagte: ‚Ihr letztes Wort war Bolnau!'"

„Nun, was will Er weiter!" antwortete der Medizinalrath lächelnd. „Es war doch gut, daß ich es Ihm damals sagte; wer weiß, ob Alles so gekommen wäre ohne das letzte Wort der Sängerin."

Die letzten Ritter von Marienburg.

W. Hauff recensirte in dem von ihm redigirten „Morgenblatt“ die vorliegende Novelle mit scherzender Ironie wie folgt:

„Die letzten Ritter von Marienburg,“ Novelle von W. Hauff. Auch wieder einmal eine Novelle, doch Gott Lob keine historische, wie wir beim ersten Anblick geargwohnt hatten. Lieber wäre es uns gewesen, wenn Herr Hauff seinen Stoff, wie es im ersten Kapitel geschieht, durchaus zu einer Satire der historischen Romane, nicht aber zu einer ziemlich unnöthigen Belobung derselben benützt hätte. Auch ist es nicht sehr bescheiden, daß der Herr Verfasser den Roman, die letzten Ritter von Marienburg, so oft als trefflich und unvergleichlich schildert, da er doch selbst es ist, der die Skizze davon entworfen hat.

„Die letzten Partien der Novelle sind abgerissener und eilender als die ersten, und verfehlen dadurch den Charakter der besonnenen Ruhe und Rundung, den die Novelle haben soll. Herr Hauff scheint sich zwar diesmal in Hinsicht auf Sprache und Anordnung mehr Mühe gegeben zu haben als im vorjährigen Frauentaschenbuch; aber auch hier sind die Figuren nur skizzirt, flüchtig angedeutet, und gelangen somit nicht zu ächterm, farbigerem Leben. Das Motiv, aus welchem Fräulein Elise den Dichter Palvi aufgiebt, ist, wenn ein natürliches, doch jedenfalls kein poetisches.“

1. Ein Poet.

„Guten Morgen, Neffe der Musen!“ rief mit munterem Ton der junge Rempen einem Bekannten zu, dem er am Markt begegnete. „Ihre Augen leuchten, Ihre Mienen drücken eine gewisse Behaglichkeit aus, und ich wollte wetten, Sie haben heute schon gedichtet.“

„Wie man will, bester Stallmeister,“ entgegnete Jener, „in Reimen zwar nicht; aber an meinem neuen Roman habe ich ein paar Kapitel geschrieben.“

„Wie, an einem neuen Roman? Das ist göttlich, auf Ehre! Aber ich bitte Sie, warum so geheim mit solchen Dingen, so verschlossen gegen die nächsten Bekannten und Freunde? Sonst ließen Sie doch hin und wieder ein Wörtchen fallen über Anordnung und Charaktere, lasen mir und Andern einige Strophen; wie kommt es denn, daß dies Alles nun vorüber ist?“

„War es Euch denn wirklich interessant?“ fragte der Dichter nicht ohne wohlgefälliges Lächeln. „Ich muß gestehen, mir selbst kommt, wenn ich etwas niedergeschrieben habe, Alles so leer, so gemein, so langweilig vor, daß ich mich ennuyirte, wenn ich es nur in den Revisionsbogen wieder durchlas; da dachte ich denn, es möchte Euch auch so gehen —“

„Uns? Gewiß, es machte uns immer Vergnügen!“

„Gut, lassen Sie uns dort bei dem Italiener eintreten und etwas trinken! Dabei will ich Ihnen den Plan meines neuen —“

„Wie!“ rief der Freund des Dichters lachend. „So frühe am Tage schon in die Restauration? Sind wir denn Leute aus einer neumodischen Novelle, daß wir gleich anfangs, des Tages nämlich, in einem Wirthshaus sitzen müssen, als ob es außer der Kirche und der Weinstube kein öffentliches Leben mehr geben könnte!“

„Wie kommen Sie nur auf diese Vergleichung!“ entgegnete Jener. „Wie oft waren wir Morgens bei Primavesi!“

„Es ging mir nur so durch den Kopf," sprach der Stallmeister; „gestehen Sie selbst, seit Tieck mit Marlow und Green im Wirthshaus zusammenkam, glauben sie Alle, es könne keinen schicklicheren Ort geben, um eine Novelle anzufangen; erinnern Sie Sich nur an die Almanache des letzten Jahres; doch Sie selbst sind ja solch ein Stück von einem Poeten, und wenn Sie durchaus heute mit dem Italiener anfangen wollen, so mögen Sie Ihren Willen haben."

„Sie werden erwartet, Herr Doktor Zündler," sagte der Italiener, als die beiden Männer in den Keller traten; „der Buchhändler Kaper sitzt schon seit einer Viertelstunde im Eckstübchen und fragte oft nach Ihnen."

Der Stallmeister machte Miene sich entfernen zu wollen; Doktor Zündler aber faßte hastig seine Hand. „Bleiben Sie immer," rief er, „kommen Sie mit zu dem Buchhändler; er wird wol von meinem neuen Roman gehört haben und mir Verlag anbieten; da können Sie einmal sehen, wie Unsereiner Geschäfte macht; habe ich ja selbst schon oft Ihren Pferdeeinkäufen beigewohnt."

Der Stallmeister folgte; in einer Ecke sah er einen kleinen, bleichen Mann, der hastig an einem Rippchen zehrte und, so oft er einen Biß gethan, Lippen und Finger ableckte; er erinnerte sich, diese Figur hie und da durch die Straßen schleichen gesehen zu haben, und hatte den Mann immer für einen Krämer gehalten; jetzt wurde ihm dieser als Buchhändler Kaper vorgestellt. Zur Verwunderung des Stallmeisters sprach er nicht zuerst den Dichter, sondern ihn selbst an. „Herr Stallmeister," sagte er, „schon lange habe ich mich gesehnt, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen. Wenn Sie oft an meinem Gewölbe vorbeiritten, ritten, ich darf sagen, wie ein Gott, da sagte ich immer zu meinem Buchhalter, und auf Ehre, es ist wahr, ‚Winkelmann,' sagte ich — Sie kennen ihn ja, Herr Doktor, — ‚Winkelmann, es fehlt uns schon lange an einem tüchtigen Pferde- und Bereiterbuch. Der Pferdealmanach erscheint schon lange nicht mehr, und was letzthin der Herr Baptist bei den Kunstreitern geschrieben, ist auch mehr für Dilettanten, obgleich die Vignette schön ist' — Sie haben ja den Menschen persönlich gesehen, Herr Doktor; nun ein solches Buch zu schreiben, wäre der Herr Stallmeister von Rempen ganz der Mann. Etwa fürs Erste achtzehn bis zwanzig Bogen, statt der Kupfer nehmen wir Lithographien —"

„Bemühen Sie Sich nicht," erwiderte der junge Rempen, mit Mühe das Lachen unterdrückend. „Ich bin zum Büchermachen verdorben; es geht mir nicht von der Hand, und überdies, Herr

Kaper, bei unserem Metier, gerade bei unserem, muß der Jüngere sich bescheiden. Da kommt es auf Erfahrung an."

„Und ich dächte, Sie hätten Verlag genug," sagte der Doktor, wie es schien, etwas ärgerlich, von dem Buchhändler nicht gleich beachtet worden zu sein.

„O ja, Herr Doktor, Verlag genug, was man so verlegene Bücher nennt; ich könnte Deutschland in allen Monaten, die ein R haben, mit Krebsen versehen; Sie wissen ja selbst."

„Ich will nicht hoffen," rief der Doktor hoch erröthend, „daß Sie damit etwa mein griechisches Epos meinen —"

„Mit Nichten, gewiß nicht, wir haben doch hundert etwa abgesetzt und die Kosten so ziemlich gedeckt, und der Herr Doktor werden mir nicht übel nehmen, wenn ich sage, es war eine frühe Arbeit, eine Jugendarbeit; hat doch auch Schiller nicht gleich mit dem Tell angefangen, sondern zuerst die Räuber geschrieben, und überdies noch die erste Ausgabe bei Schwan und Göz, wo Franz Moor noch in den Thurm kommt, die gar nicht so gut ist als die zweite; aber seit man Ihre vortreffliche Novelle in der Amathusia für 1827, seit man Ihre Recensionen und Kritiken und die Sonnette vor vier Wochen gelesen hat, läßt sich Großes erwarten."

Der Dichter schien beruhigt. „Ich habe Sie immer für einen Mann von gesundem Urtheil gehalten, Herr Kaper," sprach er mit gütigem Lächeln; „haben Sie vielleicht schon von meinem neuen Roman gehört?"

„Ich habe, ich habe," erwiderte der Buchhändler mit schlauer Miene; „und wo, rathen Sie, wo ich davon gehört habe? Sie errathen nicht? Warum kommen denn der Herr Doktor so gerne in mein Gewölbe? Etwa wegen meiner Leihbibliothek, auf welche Sie immer zu schimpfen belieben, oder wegen des Vis-à-vis?"

„Wie!" rief der junge Mann und drückte die Hand des Buchhändlers. „Hätte etwa Elise —"

„Elise Wilkow, meinen Sie?" fragte der Stallmeister, etwas näher rückend.

„Ja, meine Herren, Fräulein Wilkow," fuhr Herr Kaper vertraulich flüsternd fort; „doch nicht zu laut, wenn ich bitten darf; denn soeben hat sich der Oberjustizreferendar Palvi dorthin gepflanzt in seine tägliche Ecke —"

„Welcher ist es?" fragte der Stallmeister, sich umsehend. „Ich hörte Mancherlei von diesem Menschen, sonderbares Gerede von den Einen und hohes Lob von Andern; der junge Mann, der so düster in sein Glas sieht, ist Palvi?"

„Es ist nicht viel an ihm," bemerkte der Dichter. „Auf der Universität — ich war noch ein Jahr mit ihm in Göttingen —

war er so eine Art von Poetaster; einmal las ich ein paar gute Gedanken von ihm, die er zu einem Fest gemacht hatte; hier treibt er ein elendes, wüstes Leben und kommt selten in gute Gesellschaft."

„Aber gerade wegen Fräulein Wilkow dürfen wir vor ihm nicht zu laut werden," flüsterte der Buchhändler. „Ich weiß, er kam, als er noch auf Schulen war, zuweilen hinüber ins Haus, und wie mir meine Tochter sagte, soll einmal ein Verhältniß zwischen den beiden Leutchen —"

„Wie?" rief der Stallmeister gespannt.

„Possen!" entgegnete der Dichter, indem er auf seinen eleganten Anzug einen Blick herabwarf. „Er sieht aus wie ein Landstreicher; bringen Sie mir Elise auch nicht in Gedanken mit diesem Menschen zusammen! Ich weiß, sie liebt die Poesie; alles Erhabene, Schöne gefällt ihr, und sagen Sie aufrichtig, hat sie von meinem Roman gesprochen?"

„Sie hat, und wie! Sie ist ein belesenes Frauenzimmer, das muß man ihr lassen; Keine in der ganzen Stadt ist so delikat in der Auswahl ihrer Lektüre. So kommt es, daß sie immer in einer Art von Verbindung mit mir steht, und wenn ich etwas Neues habe, bringe ich es gleich hinüber; denn ich selbst habe es in meinen alten Tagen gerne, wenn ein so schönes Kind „lieber Herr Kaper" zu mir sagt und gütig und freundlich ist. Es war letzten Sonntag, als ich ihr den Roman „Die letzten Ritter von Marienburg," brachte, noch unaufgeschnitten, ich hatte ihn selbst noch nicht gelesen. Sie hatte eine kindische Freude und sprach recht freundlich und viel. Und wie wir so plaudern, komme ich auch auf Ihre Novelle, welche sie ungemein lobte und Stil und Erfindung pries. Und so sagte sie denn, ob ich auch schon gehört, daß Sie einen neuen Roman schreiben."

„Ja," fiel der Dichter feurig ein, „und einen Roman schreibe, Kaper, wie Deutschland, Europa noch keinen besitzt!"

„Historisch doch?" fragte der Buchhändler zweifelhaft.

„Historisch, rein geschichtlich; aber dies unter uns!"

„Historisch! Das möchte ich auch rathen," sprach der Verleger, eine große Prise nehmend. „Das ist gegenwärtig die Hauptsache. Wenn man es so bedenkt, es ist doch eine sonderbare Sache um den deutschen Buchhandel. Ich war Commis in Leipzig, als Wilhelm Meister zuerst erschien. Werther und Siegwart waren Mode gewesen, hatten Nachahmung gefunden lange Zeit. Aber mein Prinzipal sagte: Er wird sehen, Kaper, — damals sprach man noch per Er mit den Subjekten, — Er wird sehen, über Kurz oder Lang geschieht eine Veränderung. So war's auch; wir hielten anfänglich nicht viel auf den Wilhelm Meister, es schien uns ein gar

konfuses Buch; aber siehe da, man schrieb überall nach diesem Muster, und Mancher hat sich ein schönes Stück Geld damit gemacht. Wieder eine Weile — ich hatte meine eigene Handlung etablirt — lag mir oft das Wort meines alten Prinzipals im Sinn: Alles im Buchhandel ist nur Mode. Wer eine neue angiebt, ist Meister. Wie ich mich noch auf etwas Neues besinne und einen Menschen suche, der etwas Tüchtiges schreiben thäte, — da haben wir's, kommt Fouqué mit den Helden und Altdeutschen, und Alles macht's nach. Und jetzt hat Walter Scott wieder eine neue Mode gemacht. Ich möchte mir die Haare ausraufen, daß ich keine Taschenausgabe machte, und nichts bleibt übrig als etwa deutsche historische Romane; die gehen noch."

„Fürwahr," bemerkte der Stallmeister lächelnd, „so habe ich bisher ohne Brille gelesen, und der deutsche Parnaß ist in ganz andern Händen, als ich dachte. Nicht um das Interesse der Literatur scheint es sich zu handeln, sondern um das Interesse der Verkäufer?"

„Ist Alles so ganz genau verknüpft," antwortete Herr Kaper mit großer Ruhe, „hängt Alles so sehr zusammen, daß es sich um den Namen nicht handelt! Deutsche Literatur! Was ist sie denn anders, als was man alljährlich zweimal in Leipzig kauft und verkauft? Je weniger Krebse, desto besser das Buch, pflegen wir zu sagen im Buchhandel."

„Aber der Ruhm?" fragte der junge Rempen.

„Der Ruhm? Herr, was nützt mich der Ruhm ohne Geld? Gebe ich eine Sammlung gelehrter Reisen mit Kupfern heraus, die mich schweres Geld kosteten, so hat zwar meine Firma den Ruhm, das Buch verlegt zu haben; aber wer kauft's, wer nimmt's, wer liest das Ding? Sechs Bibliotheken und ein paar Büchersammler, das ist Alles, und wer geprellt ist, bin ich. Nein, Herr von Rempen! Eine vergriffene Auflage von einem Roman, eine Messe von höchstens dreißig Krebsen, das ist Ruhm, der ächte, nämlich Ruhm mit Geld."

„Das ist also ungefähr wie Thee mit Rum, es schmeckt besser," erwiderte der Stallmeister; „aber ich meinte den schriftstellerischen Ruhm."

„I nun, das ist etwas Anderes," antwortete er, „den haben die Herrn neben dem Honorar umsonst. Und den weiß man sich zu machen, sehen Sie —"

2. Die Kritiker.

Doch die Forschungen des Herrn Kaper wurden hier auf eine unangenehme Weise durch einen Lärm unterbrochen, der im Laden des Italieners entstand. Neugierig sah man nach der

Thüre, welche durch ein Glasfenster einen Ueberblick über den unteren Theil des Gewölbes gewährte. Ein ältlicher und zwei jüngere Herren schienen in heftigem Streit begriffen; jeder sprach, jeder focht mit den Händen; der eine stürzte endlich mit hochgerötheten Wangen aus dem Laden, die beiden andern, noch keuchend vom Wortkampf, traten in das Gewölbe, wo die Freunde saßen.

„Herr Rath! Was ist mit Ihnen vorgefallen!“ rief Dr. Zündler beim Anblick des älteren Mannes, der, ein gedrucktes Blatt in der Hand zerknitternd, athemlos auf einen Stuhl sank. „Haben Sie denn nicht gelesen, Dr. Zündler?“ antwortete für den älteren der jüngere Mann, der unmuthig und dröhnenden Schrittes im Zimmer auf- und abging, „nicht gelesen, wie wir blamirt sind, nicht gelesen, daß man uns Alle zusammen hier eine poetische Badegesellschaft, eine Bänkelsängerbande nennt?“

„Tod und Teufel!“ fuhr der Doktor auf. „Wer wagt es, diese Sprache zu führen? Wer wagt die ersten Geister der Nation auf diese Art zu benennen? Ich will nicht von mir sagen; was habe ich viel gethan, um auf einigen Ruhm Anspruch machen zu können? Aber was für andere Männer finden sich hier? Sind es nicht — die schönsten Zierden der Nation? So jung Sie sind, Professor, sind denn nicht alle Blätter voll Ihres Lobes wegen Ihrer Trauerspiele, und unser Rath —“

„Aber büßen sollen sie es mir, büßen,“ rief der Letztere, „so wahr ich lebe, und, Zündler, Sie müssen mithelfen und Alle, die ins Freitagskränzchen kommen. Hab' ich es mir darum sauer werden lassen zwanzig Jahre lang, daß man jetzt über mich herfällt, und wegen nichts als wegen der Recension über den dummen Roman ‚Die letzten Ritter von Marienburg,‘ sonst wegen nichts!“

„Die letzten Ritter von Marienburg,“ fragte der Buchhändler, der als Mann vom Fache mitsprechen zu müssen glaubte; „mich gehorsamst zu empfehlen, Herr Rath; aber ist es nicht bei Wenz in Leipzig erschienen, 3 Bände Oktav, Preis 4 Thaler netto?“

„Und ich will nun einmal diese Schule nicht aufkommen lassen,“ fuhr der Erboßte fort, ohne auf Herrn Kaper zu hören; „woher kommt es, daß man keine Verse mehr lesen will, daß man die Lyrik verachtet, sei sie auch noch so duftig und gefeilt, daß man über die tiefsinnigsten Sonnette weggeht wie über Lückenbüßer, woher als von diesen Neuerungen?“

„Aber so zeigen Sie doch, ich bitte,“ flüsterte der Doktor, das zerknitterte Papier fassend; „ist es denn wirklich so arg, so niederschlagend?“

„Lesen Sie immer,“ erwiderte der Rath gefaßter, „lesen Sie meinetwegen laut, es ist doch in Jedermanns Händen; die

Herren sind ja ohnedies Zeugen meines Schmerzes gewesen und mögen auch Zeugen sein, wie man Redakteur und Mitarbeiter eines der gelesensten Blätter behandelt!"

Der junge Mann entrollte das Blatt. „Wie? In den Blättern für literarische Unterhaltung? Nein, das hätte ich mir nicht träumen lassen; die waren ja sonst immer so nachbarlich, so freundlich mit uns! Ist es die Kritik, die anfängt: ‚Ehe wir noch dieses Buch —'

„Eben diese, nur zu!"

‚Die letzten Ritter von Marienburg, historischer Roman von Hüon. 3 Bände. Leipzig. Fr. Wenz.'

‚Ehe wir noch dieses Buch in die Hände bekamen, lasen wir in den Blättern für belletristisches Vergnügen eine Kritik, welche uns beinahe den Muth benahm, diesen dreibändigen historischen Roman nur zu durchblättern. Man kann zwar gewöhnlich auf das Urtheil dieser Blätter nicht viel halten. Es sind so wenige Männer von Gehalt damit beschäftigt, daß der wissenschaftlich Gebildete von diesen Urtheilen sich nie bestimmen lassen kann; doch machte diese Kritik eine Ausnahme. Es ist nämlich eine Seltenheit, daß die Blätter für belletristisches Vergnügen etwas durchaus tadeln; selten ist ihnen etwas schlecht genug; aber diesmal hieben sie so unbarmherzig und gräulich hinein, daß wir im ersten Augenblick, auf die kritische Ehrlichkeit solcher Leute trauend, glaubten, dieser Roman müsse die tiefste Saite der Schlechtigkeit berührt haben. Doch zu einer guten Stunde entschlossen wir uns, nachzusehen, wie tief man es in der deutschen Literatur dermalen gebracht habe. Wir lasen. Aber welch ein Geist wehte uns aus diesen Blättern an! Welch mächtiges, erhabenes Gebäude stieg vor unsern Blicken auf, ein Gebäude in so hohem, erhabenem Stil, wie die Marienburg selbst; wir fühlten uns fortgerissen, versetzt in ihre Hallen; der letzte Großkomthur und seine Ritter traten uns lebend entgegen, und noch einmal ertönte jene alte Feste vom Waffenspiel und den kräftigen Stimmen ihrer tapfern Bewohner. Wir wollen den Dichter nicht tadeln, daß ein Hauch von Melancholie über seinem Gemälde schwebt, der keine laute Freude, kein behagliches Vergnügen zuläßt. Wo ein so großartiges Schicksal waltet, wo ein ganzes, großes Geschlecht untergeht, da muß ja wol auch die zarte Liebe, die nur einen Frühling blühte, mit zu Grabe gehen. In diesem außerordentlichen Buche ist ein Geist unter uns getreten, so originell, so groß, so frei, daß er keine Vergleichung gestattet. Er nennt sich Hüon, zwar ein angenommener Name, aber gut gewählt; denn der Verfasser scheint uns nicht minder würdig, von Oberon mit Horn

und Becher beschenkt zu werden als jener tapfere Paladin Karl's des Großen. Mit Vergnügen müssen einen solchen Jünger Meister wie Goethe und Tieck willkommen heißen, und unsere Zeit darf sich glücklich preisen, einen Mann wie diesen geboren zu haben.

‚Aber mit tiefer Indignation müssen wir hiebei einer Clique von Menschen gedenken, die diese edle Blume schon in ihrem Keim in den Staub drücken wollten. Freilich ist er Euch zu groß, zu erhaben, Ihr kleinen belletristischen Seelen; möge immer diese poetische Badegesellschaft in ihrem lauen Versewasser auf- und niedertauchen, nur bespritze sie nicht mit ihrem Schlammwasser den Wanderer, der am Ufer geht und sich verachtend abwendet! Ein Glück ist es übrigens, daß man anfängt, in der guten Gesellschaft auf reinere Melodien zu horchen und daß man diese Bänkelsänger dem Straßenpöbel überläßt.

190.'

Für den Stallmeister war es ein interessantes Schauspiel, die Gesichter der Zuhörer zu mustern, während der Dichter mit schnarrendem Tone diese Kritik ablas. Der Buchhändler, der ihm zunächst saß, versteckte schlecht seine Neugierde und eine gewisse Behaglichkeit hinter einer unmuthigen Miene. Vielleicht hatte ihm der Hofrath einmal ein Verlagswerk schlecht recensirt, oder der Theaterdichter hatte ihm nichts zu verlegen gegeben, oder irgend Einer der „Badegesellschaft" hatte ihn beleidigt. Er dachte wie so viele kleine Seelen im ähnlichen Falle: „Gottlob, es ist dafür gesorgt, daß die Recensenten sich immer selbst wieder recensiren." Der Rath hatte den Mund auf den Stockknopf gepreßt, und seine Augen irrten auf dem Boden; der Theaterdichter zwang sich zu einer Art von vornehmer Ruhe, die ihm vorhin völlig gefehlt hatte. Sein „Oh!" oder „Ei!", das er hin und wieder mit einem kurzen Lachen herauspreßte, klang unnatürlich. Am Merkwürdigsten war dem jungen Rempen ein stiller Zuhörer, der scheinbar ohne Theilnahme in der Ecke saß, der Referendar Palvi. Als der Doktor zu lesen anhub, lauschte er mit niedergeschlagenen Augen; dann ergoß sich plötzlich eine brennende Röthe über seine Stirne und Wangen. Sie verschwand ebenso schnell als der glänzende Blick seiner großen Augen, den er auf den Lesenden warf, und wer diesen Blick, dieses flüchtige Erröthen nicht gesehen, konnte vor- und nachher glauben, er schenke weder diesen Literatoren noch der Ursache ihres Aufbrausens einige Aufmerksamkeit.

„Nun, was sagen Sie dazu?" fragte der Theaterdichter, nachdem Dr. Zündler geendet hatte. „Sie sind ja auch mit gemeint, denn zahlreiche Stanzen, Sonnette, Triolette und Kritiken finden sich von Ihrer Arbeit in den Blättern fürs belletristische Vergnügen."

„Schweigen kann man nicht!“ rief der Doktor entrüstet. „Ja, wir stehen Alle für Einen, und Alle, die ins Freitagskränzchen kommen, müssen beleidigt sein, müssen sich rächen. Ich habe in Berlin einen Bekannten; in den Gesellschafter laſſ' ich es rücken durch die dritte Hand, oder vielleicht nimmt es Dr. Saphir in die Schnellpost auf; ich kenn' ihn noch von Wien.“

„In meinen Theaterkritiken mache ich Ausfälle,“ fuhr der Theaterdichter fort. „Ach! wenn nur Marienburg nicht preußisch wäre, ich wollte mich rächen, wollte, oh! aber so könnte man Alles für Anzüglichkeit nehmen. Und gegen diese Blätter für literarische Unterhaltung kann ich nicht offen schimpfen; ich habe noch drei Trauerspiele dort liegen, die noch nicht recensirt sind. Aber wo nur ein Loch offen ist, will ich einen Ausfall machen!“

„Ich will untergehen,“ sagte der Rath pathetisch, indem er seinen Wein bezahlte und den Hut ergriff, „fallen will ich oder siegreich hervorschreiten aus diesem Kampf. Die ganze Lyrik ist in mir beleidigt, auch alle Romantiker; denn wir haben auch Romanzen gemacht, und diese Hermaphroditen von Geschichte und Dichtung, diese Novellenprosaiker, diese Scott-Tieckianer, diese — genug, ich werde sie stürzen; und damit guten Morgen!“

Als dieser Rath nach seinem dixi mit vorgeschobenen Knien aus dem Zimmer ging, war er zwar nicht anzusehen wie ein Ritter, der zum Turnier schreitet; der Professor aber und der Doktor Zündler folgten ihm in schweigender Majestät; sie schienen als seine Knappen oder Pagen Schild und Lanze dem neuen Orlando furioso nachzutragen.

3. Ein prosaisches Herz.

Bei dem Stallmeister hatte diese Scene, nachdem das Komische, was sie enthielt, bald verflogen war, einen störenden, unangenehmen Eindruck hinterlassen. Er hatte sich mit der schönen Literatur von je her gerade nur so viel befaßt, als ihm nöthig schien, um nicht für ungebildet zu gelten, und auch hier war er mehr seiner Neigung als dem herrschenden Geschmacke gefolgt. Er wußte wol, daß man ihn bemitleiden würde, wollte er öffentlich gestehen, daß er Smollet's Peregrine Pickle für den besten Roman und einige sangbare Lieder von Kleist für die angenehmsten Gedichte halte; er behielt dieses Geheimniß für sich, brummte, wenn er Morgens ausritt, sein Liedchen, ohne zu wissen, welcher Klasse der Lyrik es angehöre, und las, wenn er sich einmal ein literarisches Fest bereiten wollte, ausgesuchte Scenen im Peregrine Pickle. Ein paar Almanache, ein paar schöngeistige Zeitschriften

durchflog er, um, wenn er darüber gefragt wurde, nicht erröthen zu müssen. So kam es, daß er vor Schriftstellern oder „Leuten, die etwas drucken ließen," große Ehrfurcht hatte; denn seine Seele war zu ehrlich, um ohne Grund von Menschen schlecht zu denken, deren Beschäftigung ihm so fremd war als der Hippogryph seinen Ställen. Um so verletzender wirkte auf ihn der Anblick dieser erboßten Literatoren. „Man tadelt es an Schauspielern," sprach er zu sich, „daß sie außerhalb des Theaters oft roh und ungebildet sich zeigen, daß sie Tadel, auch den gerechten, nicht ertragen wollen und öffentlich darüber schimpfen und schelten. Aber zeigten sich denn diese Leute besser? Ist es nicht an sich schon fatal, seinen Unmuth über eine Beschimpfung zu äußern? Muß man das Wirthshaus zum Schauplatz seiner Wuth machen und sich so weit vergessen, daß man wie ein Betrunkener sich geberdet? Und wie schön ließen diese Leute sich in die Karten sehen! Also weil sie beleidigt sind — vielleicht mit Recht, — wollen sie wieder beleidigen, wollen ihre Privatsache zu einer öffentlichen machen? Das also sind die Leiter der Bildung, das die feinfühlenden Dichter, die, wie Freund Zündler sagt, Instrumente sind, die nie einen Mißton von sich geben?"

Kummervoll dachte er dabei an ein Wesen, das ihm vor Allen theuer war. Der Buchhändler hatte nicht mit Unrecht geäußert, daß Elise Wilkow ein sehr belesenes Frauenzimmer sei. Nach Rempen's Ansichten über die Stellung und den Werth der Frauen schien sie ihm beinahe zu gelehrt, in Stunden des Unmuths nannte er es wol gar überbildet. Er hatte es Niemand, kaum sich selbst gestanden, daß sie seine stillen Huldigungen nicht unbemerkt ließ, daß sie ihm manchen gütigen Blick schenkte, aus dem er Vieles deuten konnte. Er war zu bescheiden, um zu glauben, daß dieses liebenswürdige Geschöpf ihn lieben könnte, und dennoch verletzte ihn ihr ungleiches, zweifelhaftes Benehmen. Es war eine gewisse Koketterie des Geistes, die das liebenswürdige Mädchen in seinen Augen entstellte. Wenn er zuweilen in freundlichem Geplauder mit ihr war, wenn sie so traulich, so natürlich ihm von ihrem Hauswesen, ihren Blumen, ihren Vergnügungen erzählte, wenn er sich ganz selig fühlte, daß sie so lange, so gerne mit ihm spreche, so führte gewiß ein feindlicher Dämon einen jener Literatoren oder Dichter herbei, deren diese gute Stadt zwei Dutzende zählte, und Elise war wie ausgetauscht. Ihre schönen Augen schimmerten dann vor Vergnügen, ihr schlanker Hals bog sich vor, und ohne auf eine Frage des guten Stallmeisters zu achten, ohne seine Antworten abzuwarten, befand man sich mit Blitzesschnelle in einem kritischen oder literarischen Ge-

plänkel, wo Rempen zwar die ungemeine Belesenheit, das schnelle Urtheil, den glänzenden Witz seiner Dame bewundern, sie selbst aber bedauern mußte, daß sie dieser Art von Gespräch, diesem gesuchten Vergnügen sichtbarer entgegenkam, als es sich für ein Mädchen von siebzehn Jahren schickte.

„Und an dieses Volk, an diesen literarischen Pöbel, wirft sie ihre glänzenden Gedanken, ihre zartesten Empfindungen, wirft sie Blicke und Worte weg, die einen Andern als diese gedruckten Seelen überglücklich machen würden. Und fühlen sie es denn? Sind sie dadurch geehrt, entzückt? Nur mit ihnen spricht sie über das, was sie gelesen, als ob sonst Niemand lesen könnte, nur ihnen zeigt sie, was sie gefühlt, als ob gerade diese Versmacher und Recensenten die gefühlvollsten Leute wären und ein so schönes, liebenswürdiges Wesen zu würdigen verständen. Nein, diese Thoren sehen es überdies noch als einen schuldigen Tribut, als eine geringe Anerkennung ihrer eminenten Verdienste an, wenn die Krone aller Mädchen mit ihnen schwatzt wie mit Ihresgleichen, während andere wackere Leute in der Ferne stehen. Und diese Menschen, die sich heute so niedrig geberdeten, bilden ihren Hofstaat, dies sind die genialen Männer, mit welchen sie so gerne spricht!“

Diese Gedanken beschäftigten ihn den ganzen Tag. Sein Stallpersonal konnte sich heute gar nicht in ihn finden. Der gutmüthige, milde Herr war zu einem rauhen, mürrischen Gebieter geworden. Die Stallknechte klagten es sich beim Füttern; acht Pferde hatte er hinausgejagt durch Dick und Dünn, und jedes hatte einen andern Fehler gehabt. Die Bereiter hatte er zum ersten Mal streng getadelt, und als es Abend wurde, war man im Stall darüber einig, dem Stallmeister von Rempen müsse etwas Außerordentliches begegnet sein, vielleicht sei er sogar in Ungnade gefallen. Man bedauerte ihn; denn sein leutseliges Wesen hatte ihn zum Liebling seiner Untergebenen gemacht.

Und wahrlich, der Abend dieses Tages war nicht dazu gemacht, diese düsteren Gedanken zu zerstreuen. Der Geheimerath von Rempen, sein Oheim, gab alle vierzehn Tage einen großen Klubb, in welchem er, das Unmögliche möglich zu machen, die getrenntesten Extreme zu vereinigen suchte. Dieser Klubb hatte sich früher in drei verschiedene Abtheilungen getrennt. Es war in jener Stadt eine literarische Societät, deren Mitglied der alte Rempen war; sie versammelte sich, um zu lesen, zu recensiren, gelehrt zu sprechen; an einem andern Tage war großer, umwechselnder Singthee, an einem dritten Abend Tanzunterhaltung. Tria juncta in uno, drei Köpfe unter einem Hut, sagte

der alte Rempen und lud sie Alle zusammen ein. Der bunteste Wechsel schien ihm die interessanteste Unterhaltung, und darum preßte er wie ein Seelenverkäufer Literatoren, Soldaten, Justizleute, lese-, gesang- und tanzlustige Damen und packte sie in seinen Salon zusammen zu Thee und Butterbrod, in der festen Ueberzeugung, die wahre Springwurzel der Unterhaltung gefunden zu haben. Für seinen Neffen aber vereinigten sich Himmel und Fegfeuer in diesem Klubb. Er hörte Elisen singen; seine nahe Verwandtschaft zu dem alten Rempen, der keinen Sohn hatte, machte es ihm möglich, wie ein Kind des Hauses, nicht wie ein Gast aufzutreten und mit Elisen ungestört zu tanzen und zu plaudern. Aber seine Höllenqualen begannen, wenn er den Oheim, umgeben von einem Kreise älterer und jüngerer Herren, mit wichtiger Miene etwas erklären sah; wenn er endlich ein Buch aus der Tasche zog, durchblätterte, es im Kreise umherzeigte und die Herren vor Freude stöhnten: — „Ah — etwas Neues, schon gelesen? Göttlich — vorlesen, bitte vorlesen, — Professor am Besten lesen, — in den Saal und lesen.“ — „Lesen, vorlesen!“ tönte es dann von dem Munde älterer Damen und jener Herren, die nicht tanzen wollten, und Elise — nahm mit einer kurzen Verbeugung Abschied, drängte sich in den literarischen Kreis, wurde als Königin des guten Geschmacks begrüßt, hatte gewöhnlich das Buch schon gelesen, stimmte für die Vorlesung und war für den armen Stallmeister auf den ganzen Abend verloren.

Mit diesen trüben Erinnerungen gelangte er an das Haus seines Oheims. Er war eben im Begriff, einzutreten, als das Gespräch zweier Männer, die sich diesem Hause näherten, seine Aufmerksamkeit auf sich zog. So viel der matte Schein einer fernen Laterne errathen ließ, war der Eine ein ältlicher, dürftig gekleideter Mann, der Andere jünger, höher und festlich gekleidet.

„Brüderchen!“ sprach der Aeltere mit einem Accent, der nicht dieser Gegend angehörte. „Brüderchen, bleib mir aus dem fatalen Haus! So oft Ihr wieder herauskommt, seid Ihr zwei, drei Tage ein geschlagener Mann. Laß die Bursche dort oben in Gott's Namen auf Stelzen gehen und Unsinn schwatzen, bleibet aber nur Ihr hinweg, 's ist noch Euer Tod!“

„Ich muß sie sehen, Alter!“ sprach der Jüngere, „ich muß sie hören. Es gehört zu meinem Glück, sie gesehen zu haben.“

„Ihr seid ein Narr!“ erwiderte der Andere, „sie mag Euch nicht, sie will Euch nicht. Ihr seid ein armer Teufel und gehört nicht in diese Societät. Aber fassen kann ich Euch nicht! 'S gehört ein Wort dazu, nur ein Wörtchen, ein Bißchen von einem

Geständniß, und Ihr könnt vielleicht glücklich sein. Geh fort, geh fort; scherwenze in der nobeln Welt, werde ein Schuft wie Alle und vergiß den alten, armen Bunker! Leb wohl! Will nichts mehr von Dir!“

Er wollte unmuthig weggehen; aber der junge Mann hielt ihn auf. „Sei vernünftig,“ bat er; „willst auch Du mich noch elend machen? Thu es immer, laß mich liegen wie einen Hund, wenn Du es über Dein Herz vermagst! Ich bin ja ohnedies unglücklich genug.“ „Jammere nur nicht so!“ sprach der Alte gerührt. „Geh hinauf, wenn Du es nicht lassen kannst. Aber bleibe nicht da, wenn sie vorlesen! Du ärgerst Dich. Komm zu mir!“

„Ich komme,“ erwiderte der Jüngere nach einigem Nachsinnen. „Um zehn Uhr will ich kommen. Wohin?“

„Heute in den Entenzapfen! Im Rosmarin ist heilloses Volk, Schneider und Schuster und die Affen und Bären aus den Druckereien — es ist heute Montag. Aber, Brüderchen, im Entenzapfen ist Cerevis, man trinkt es in Augsburg nicht besser.“

Ein Wagen mit hellglänzenden Laternen rollte in diesem Augenblick auf das Haus zu; der junge Mann sagte eilig zu, und der Alte schlich langsam die Straße hin. Der Stallmeister konnte sich kaum von seinem Erstaunen erholen. Wer konnte aus so sonderbarer Gesellschaft in den Tanzsaal seines Oheims kommen? Noch sonderbarer schien es ihm, daß man diesen glänzenden Klub, der alle geistreiche und noble Welt der Stadt vereinigte, verlassen wollte, um in dem Entenzapfen Bier zu trinken, in einer Winkelkneipe, die er kaum dreimal von seinen Stallknechten hatte rühmen gehört. Er setzte dem sonderbaren Gast, der flüchtig die Treppe hinaneilte, nach, er holte ihn im hellerleuchteten Korridor ein, ging an ihm vorüber, sah sich um und erblickte das düstere Auge und die markirten Züge des Referendars Palvi.

Verworrene Gedanken flogen vor seiner Seele vorüber, als er ihn erkannte; seine Worte „Ich muß sie sehen,“ der Wink des Buchhändlers, Palvi sei früher in einem Verhältniß zu Elisen gestanden, Staunen über die sonderbaren Reden mit dem Alten, wunderliche Sagen, die er früher über diesen Palvi vernommen, alle diese Gedanken wollten auf einmal zur Klarheit dringen und machten, daß er sich vornahm, über *Eines* wenigstens sich diesen Abend Gewißheit zu verschaffen, über sein Verhältniß zu Elisen.

4. Ein Singthee.

Der größte Theil der Gesellschaft hatte sich schon versammelt, als die jungen Männer eintraten. Des Stallmeisters scharfes

Auge durchirrte den Damenkreis, der an den Wänden hin sich ausbreitete; er fand endlich Elisen an einem fernen Fenster im Gespräch mit seiner Tante; aber ihr schönes Gesicht hatte nicht den Ausdruck von Heiterkeit und Laune, die er sonst so gern sah; sie lächelte nicht, sie schien verstimmt. Es kostete ihn einige künstlich angeknüpfte Gespräche, einige Neuigkeiten vom Hofe, im Vorübergehen erzählt, um sich bis an jenes Fenster durchzuwinden.

Die Tante sprach so eifrig, Elise hörte so aufmerksam zu, daß er endlich die herabhängende Hand der Tante erfassen und ehrerbietig küssen mußte, um sich bemerklich zu machen. Elisens Wangen glühten, als sie ihn erblickte, und die Tante rief staunend: „Wie gerufen, Julius! Ich sprach soeben mit dem Fräulein von Dir, Du wirst Dir etwas darauf einbilden; so gut wird es Dir nicht alle Tage."

„Und was war der Inhalt Ihres Gespräches, wenn man fragen darf?"

„Deine Klagen von letzthin," erwiderte die Tante lachend, „Dein Kummer, daß Dich das Fräulein mitten in der Rede stehen gelassen habe, um mit irgend einem eminenten Dichter zu verkehren. Doch am Besten machst Du dies mit Fräulein Elise selbst aus," setzte sie hinzu und ging weiter.

Elise schien sich wirklich einer kleinen Schuld bewußt; denn sie schlug die Augen nieder und zögerte zu sprechen; als aber Rempen bei seinem unmuthigen Schweigen verharrte, sagte sie halb lächelnd, halb verlegen: „Ich gestehe, es war nicht artig, und sicher würde ich es mir gegen einen Fremden nicht erlaubt haben; aber daß Sie mir dergleichen übel nehmen, da Sie meine Weise doch kennen" —

„So stände ich Ihnen denn näher als jene gelehrten und berühmten Herren?" erwiderte er freudig bewegt. „Darf es sogar als ein Zeichen Ihres Zutrauens nehmen, wenn Sie mich so plötzlich verlassen, um zu jenen zu sprechen?"

„Sie sind zu schnell, Herr Stallmeister!" sagte sie. „Ich meinte nur, weil Sie meine Eltern kennen und ich viel zu Ihrer Tante komme, müsse man die Konvenienz nicht so genau berechnen. Und muß man denn im Leben Alles so ängstlich berechnen?"

Sie bemerkte dies halb zerstreut, und es entging Rempen nicht, daß ihr Auge eine andere Richtung genommen habe, als zu ihrer Rede paßte; er verfolgte diesen Blick und traf auf Palvi, der mit einem ältlichen Herrn sprach und zugleich seine Blicke brennend und düster auf Elisen heftete. Ein tiefer Athemzug stahl sich aus ihrer Brust, als sie ihre Augen, die weder zärtlich noch freudig glänzten, von ihm abwandte. Sie erröthete, als sie

bemerkte, wie ihr Nachbar die Richtung ihrer Blicke bemerkt habe; verlegen und zerstreut flüsterte sie: „Wie kommt doch er hieher zu Ihrem Onkel?“

Der Stallmeister war so boshaft, sie zu fragen, wen sie denn meine.

„Den Referendar Palvi,“ antwortete sie leichthin, als wollte sie ihre vorige Frage verbessern, „er ist vielleicht mit Ihrem Hause bekannt?“

„Ich kenn' ihn nicht,“ erwiderte der Stallmeister etwas ernst; „doch warum sollte er nicht hier sein? Kennen Sie ihn vielleicht? Man sagt, es sei ein Mann von schönen Talenten, der —“

„Wie freut es mich, Dich wieder gesund zu sehen, Klotilde!“ rief seine Nachbarin und hüpfte auf ein Mädchen zu, das sechs Schritte von ihr entfernt stand; verblüfft, als hätte er einen dummen Streich begangen, stand der Stallmeister und sah ihr nach.

Man hatte indessen um Ruhe und Stille gebeten; ein Fräulein von kleiner Gestalt, aber gewaltiger Stimme wollte sich hören lassen und stellte sich zu diesem Zweck auf ein gepolstertes Fußbänkchen hinter ein elegantes Notenpult. Die Männer setzten sich Stühle hinter die Frauen, die Frauen machten erwartungsvolle Mienen, und es war so tiefe Stille in dem großen Zimmer, daß man nur die Bedienten hin und wieder „ist's gefällig?“ brummen hörte, wenn sie Thee anboten. Beim ersten Takt, den man zur Begleitung des kleinen Fräuleins auf dem Flügel anschlug, entwich der junge Rempen in ein Nebenzimmer, um ungestört seinen Gedanken nachzuhängen; er zog weiter, wandelte ein paar Mal im Salon auf und ab und bog dann in die nächste Thüre, dem Ende der Enfilade zu. Im letzten Zimmer saß ein Mann in einem Sopha, der die Stirne in die Hand gelegt hatte. Bei Rempen's Nähertreten wendete er den Kopf, und den Stallmeister hatte seine schnelle Ahnung nicht betrogen, es war Palvi.

„Auch Sie scheinen die Musik nicht in der Nähe zu lieben,“ sagte Julius, indem er sich zu ihm auf das Ruhebett setzte; „kaum bis hierher dringen die zarteren Töne.“

„Es geht mir damit wie mit dem Geruch starkduftender Blumen,“ erwiderte Palvi mit angenehmer Stimme. „Mit diesen Düften in einem verschlossenen Zimmer zu sein, macht mich krank und traurig; aber im Freien, so aus der Ferne athme ich ihren Balsam mit Wollust ein, ich unterscheide und errathe dann jede einzelne Nüance, ich möchte sagen, jede Schattirung, jeden Ton, jeden Uebergang des Geruches.“

„Sie haben Recht, jede Musik gewinnt durch Entfernung,“ bemerkte Rempen; „aber das Jammervollste ist mir, Jemand singen

sehen zu müssen. Besonders ängstigt mich die kleine Person, die jetzt eben etwas vorträgt. Sie ist nett, beinahe zierlich gebaut, aber alle Gliederchen en miniature. Nun stellt man sie immer auf ein Fußbänkchen, damit sie gesehen wird. Hinter ihr steht der Musikdirektor mit der Violine. Von Anfang macht es sich ganz gut. Der Direktor spielt piano und verzieht höchstens den Mund links und rechts nach dem Strich seines Fiedelbogens, nach und nach kommt er ins Feuer; ‚Forte, piu forte' flüstert er und wackelt mit dem Kopf; jetzt fängt auch die Kleine an, sich zu heben; anfänglich wiegt sie sich auf den Zehen und bewegt die Ellenbogen, als nähme sie einen kleinen Ansatz zum Fliegen; doch crescendo mit des Musikers Perpendikularbewegungen schreiten ihre Geberden vor, sie weht und rudert mit den Armen; sie hebt und senkt sich, bis sie im höchsten Ton auf den Zehenspitzen aushält und — wie leicht kann da die Fußbank umschlagen!"

Der Referendar lächelte flüchtig. „Beinahe noch verschiedener als beim Lachen geberden sich die Menschen, wenn sie singen," sagte er; „haben Sie nie in einer evangelischen Kirche die Mienen der Weiber unter dem Gesang betrachtet? Betrachten Sie ein zartes, schwärmerisches Kind von sechzehn Jahren, das mit rundgewölbten Lippen, Frieden und Andacht in den Zügen, die zarten Wimpern über die feuchten Augen herabgesenkt, ihren Schöpfer lobt. Sie können aus den vielen Hunderten ihre Stimme nicht herausfinden, und doch sind Sie überzeugt, sie müsse weich, leise, melodisch sein. Setzen Sie neben das Kind zwei ältliche Frauen, die eine wohlbeleibt, mit gutgenährten Wangen und Doppelkinn, die Augen gerade vor sich hinstarrend, die andere etwas vergilbt, mit runzlichen, dürren Zügen und spitzem Kinn, auf die gebogene Nase eine Brille geklemmt — und Sie werden errathen können, daß die Dicke einen hübschen Bariton murmelnd singt, die andere in die höchsten Nasentöne und Triller hinaufsteigt."

„Sie scheinen genau zu beobachten," antwortete lachend der Stallmeister. „Es fehlt nur noch, daß Sie die dicke Frau mit dem murmelnden Bariton für die Mutter der Kleinen, die spitzige aber für ihre ledige Tante ausgeben, eine alte Jungfer, die nicht sowol von unserem Herrgott als von den Nachbarinnen umher gehört sein will. Was sagen Sie aber zu der sonderbaren Gewohnheit der Prima Donna unserer Oper? In den tiefen Tönen ist ihr hübsches Gesicht ernsthaft, beinahe melancholisch; wenn sie aber aufsteigt, klärt es sich auf, und hat sie nur erst die oberen Doppeltgestrichenen hinter sich, so schließt sie die Augen wie zu einem seligen Traum, sie lächelt freundlich und hold und lächelt, bis sie wieder abwärts geht. Gleichgiltig ist ihr dabei, was für

Worte sie singt. Sie könnte in den tiefsten Tönen ‚Ich liebe Dich, meines Herzens Wonne,‘ singen und ungemein ernsthaft dabei aussehen, und könnte eben so leicht ‚Ich sterbe, Verräther!‘ in den höchsten Rouladen schreien und ganz hold und anmuthig dazu lächeln. Wie erklären Sie dies?“

„Es ist nicht schwer zu erklären,“ entgegnete Palvi nach einigem Nachsinnen; „die tiefen Töne fallen ihr etwas schwer; sie muß noch drücken, etwa wie man einen großen Bissen hinabwürgt, und unmöglich kann sie das mit heiterem Gesicht; mit den hohen Tönen aber geht es wol folgendermaßen zu: Als sie noch jung war und die höheren Töne in ihrer ächten Kraft sich erst bildeten, mochte sie einen Lehrmeister gehabt haben, der ihr unerbittlich alle Tage die Skala bis oben hinauf vorgeigte. Für einen klaren höchsten Ton bekam sie wol ein Stück Kuchen, ein Tuch oder sonst dergleichen etwas; je höher sie es nun brachte, desto freudiger strahlte ihr Gesicht vor Vergnügen über ihre eigenen Töne, und so mochte sie sich angewöhnt haben, mit der freundlichsten Miene zu singen: ‚Ich verzweifle!‘

In diesem Augenblicke ertönte eine reine, volle Frauenstimme in so schmelzenden, süßen Tönen, daß die beiden Männer unwillkürlich ihre Rede unterbrachen und lauschten. Eine leichte Röthe flog über Rempen's Gesicht; denn er erkannte diese Stimme. Sein Auge begegnete dem dunkeln Auge Palvi's, das wol eine Weile prüfend auf seinen Zügen verweilt haben mochte.

„Kennen Sie die Stimme?“ fragte Rempen etwas befangen.

„Ich kenne sie,“ erwiderte Jener und stand auf.

„Und wollen Sie Sich den Genuß vermindern und näher treten?“

„Ich möchte wol auch die Worte des Textes hören,“ entschuldigte sich Jener nicht ohne Verlegenheit.

Der Stallmeister folgte ihm; Palvi schwebte schnellen, aber leisen Schrittes über den Boden hin und setzte sich unweit des Zimmers, wo Elise sang, auf ein Banquett, indem er Rempen durch einen stummen Wink einlud, sich neben ihn zu setzen. Sie lauschten; es war die bekannte Melodie einer jener alten französischen Romanzen, die, indem sie durch ihren ungekünstelten Wohllaut dem Ohre schmeicheln, in muthigen Tönen das Herz erheben; aber ein deutscher Text war untergelegt, Worte, von welchen die Sängerin selbst wunderbar ergriffen schien; denn sie trug sie mit einem Feuer vor, das ihre Zuhörer mit erfaßte.

Der junge Rempen fühlte sein Herz von Liebe zu der Sängerin, wie von dem hohen Schwung ihres Gesanges mächtiger gehoben; aber mit Verwunderung und Neugierde sah er die tiefe Bewegung, die sich auf den Zügen seines Nachbars ausdrückte.

Seine Augen strahlten, sein Haupt hatte sich muthig und stolz aufgerichtet, und um Wangen und Stirne wogte eine dunkle Röthe auf und ab, jene Röthe, die ein erfülltes, von irgend einer mächtigen Freude überraschtes Herz verräth.

Mit gekrümmtem Rücken, auf den Zehenspitzen schlich jetzt der Oheim Rempen heran. Schon von Weitem drückte er seinem Neffen durch beredtes Mienenspiel seinen Beifall über den herrlichen Gesang aus, und als er nahe genug war, flüsterte er: „Heute singt sie wieder wie die Pasta, voll Gluth, voll Gluth; und der schöne Text, den sie untergelegt hat! — er ist aus einem neuen Roman, die letzten Ritter von Marienburg.“

Der junge Mann winkte seinem Oheim ungeduldig, stille zu sein; der Alte schlich weiter zu einer andern Gruppe, und die Beiden lauschten wieder ungestört, bis der Gesang geendet war.

5. Die letzten Ritter von Marienburg.

Rauschender Beifall füllte dann das Gemach; man drängte sich um die Sängerin, und auch Rempen folgte seinem Herzen, das ihn zu Elisen zog. Aber schon war sie von einem halben Dutzend jener Literatoren umlagert, die ihn immer verdrängten. „Welch herrliches Lied!“ hörte er den Doktor Zündler sagen, „welche Kraft, welche Fülle von Muth, und wie zart gehalten!“ Doch dem Stallmeister entging nicht, daß der Rath, der ebenfalls bei der Gruppe stand, den jungen Doktor durch einen freundschaftlichen Rippenstoß aufmerksam darauf zu machen schien, daß er etwas Ungeschicktes gesagt habe. Er erschrak, erröthete und fragte in befangener Verlegenheit, woher das Fräulein das schöne Lied habe.

„Es ist aus den letzten Rittern von Marienburg, von Hüon.“ Ein Gemurmel des Staunens und Beifalls lief durch die dichten Massen, als man diesen Titel hörte. „Wie, ein neuer Roman? — Ah, derselbe, welchen die Blätter fürs belletristische Vergnügen so tüchtig ausg— Sie sind ja da, leise, leise — — Wo kann man den Roman sehen?“ — So wogte das Gespräch und Geflüster auf und ab, bis der Wirth des Hauses mit triumphirendem Lächeln ein Damenkörbchen an seidenen Bändern in die Höhe hielt, es öffnete und ein Buch hervorzog. Er schlug den Titel auf, er zeigte ihn der gespannten Gesellschaft, und mit freudigem Staunen las man in großen gothischen Lettern: „Die letzten Ritter von Marienburg.“ — „Vorlesen, bitte, vorlesen,“ tönte es jetzt von dreißig, vierzig schönen Lippen, und selbst die jungen Männer, die sonst diese Unterhaltung weniger liebten,

stimmten für die Vorlesung. Aber eine nicht geringe Schwierigkeit fand sich jetzt in der Wahl des Vorlesers; denn jene Literatoren, die sonst in diesem Zirkel dieses Amt bekleidet hatten, stemmten sich heute bestimmt dagegen; der eine war erhitzt, der andere hatte Katarrh, der dritte war heiser, und allen war die Unlust anzusehen, daß nicht ihre eigenen Produkte, sondern fremde Geschichten vorgelesen werden sollten.

„Ich wüßte keinen Besseren vorzuschlagen," sagte endlich ein Kriminalpräsident von großem Gewicht, „als dort meinen Referendar Palvi; wenigstens zeugen seine Referate von sehr guter Lunge und geschmeidiger Kehle." Indem der Kriminalpräsident seinen eigenen Witz belachte und im Chorus sechs Juristen pflichtgemäß mit einstimmten, verbeugte sich der junge Mann, an welchen die Rede ging, während eine flüchtige Röthe über sein Gesicht zog, und zur Verwunderung der Gesellschaft, die ihn sehr wenig kannte, ergriff er das Buch und die Tasche und fragte bescheiden, welcher von den Damen Beides gehöre.

Dem Stallmeister, der hinter ihm stand, hatte dies längst sein scharfes Auge gesagt. Elise war flüchtig erröthet, als der Onkel den Beutel emporgehoben und das Buch daraus hervorgeholt hatte. Als aber Palvi anfragte, als er mit seinem dunkeln Auge den Kreis der Damen überstreifte und bei ihr stille stand, da goß sich ein dunkler Karmin über Stirne, Wangen und den schönen Hals des Fräuleins; sie schien überrascht, verlegen, und als jene Röthe ebenso schnell verflog, schien sie sogar ängstlich zu sein. „Das Buch gehört mir, Herr von Palvi," sagte sie schnell und mit einem kurzen Blick auf ihn. — „Und werden Sie erlauben, daß daraus vorgelesen wird? Daß ich daraus vorlese?" fragte er weiter.

„Ich habe hier nichts zu bestimmen," erwiderte sie, ohne aufzusehen; „doch das Buch steht zu Diensten."

„Nun, dann nicht gesäumt!" rief der Oheim. „Stühle in den Kreis und ruhig Sich gesetzt und andächtig zugehört! denn ich denke, wir werden einen ganz angenehmen Genuß haben."

Man that nach seinem Vorschlag; in bunten Kreis setzte sich die zahlreiche Gesellschaft, und sei es, daß man auch hier Fräulein Elise als literarische Königin ansah, oder war es eine sonderbare Fügung des Zufalls, der Vorleser kam so gerade ihr gegenüber zu sitzen, daß, so oft sie die Augen aufhob, diese schönen Augen auf ihn fallen mußten.

„Aber, Freunde," bemerkte die Dame vom Hause, „dieser Roman hat, so viel ich weiß, drei Bände; wollen wir sie alle anhören, so kommt unsere junge Welt heute nicht mehr zum Tanzen

und wir Andern nicht zum Spiel; ich denke, man wählt die schönsten Stellen aus."

„Wer aber soll sie wählen?" fiel ihr Gatte ein. „Das Ding ist nagelneu, Niemand hat es gelesen; doch Fräulein Wilkow wird uns helfen können. Können Sie nicht schöne Stellen andeuten und uns den Faden des Uebrigen geben?"

Man bat so allgemein, so dringend, daß Elise nach einigem Zögern nachgab. „Der Roman," sagte sie, „spielt, wenn ich mir die Jahreszahl richtig gemerkt habe, in den Jahren 1455 und 1456 in und um Marienburg in Ostpreußen. Der deutsche Orden ist von seinen früheren, einfachen und reinen Sitten abgekommen; dies und innerer Zwiespalt, wie Neid und Anfeindungen von allen Seiten her, drohen einen baldigen Umsturz der Dinge herbeizuführen, wie dann auch durch den Verrath böhmischer Ordenssoldaten, gegen Ende des dritten Theils, Marienburg für den Orden auf immer verloren geht. Auf diesen geschichtlichen Hintergrund ist aber die interessante Geschichte eines Verhältnisses zwischen einem jungen deutschen Ritter und einem Edelfräulein aufgetragen. Sie ist die Tochter des Kastellans von Marienburg, eines geheimen und furchtbaren Feindes des Ordens, der, anscheinend dem Deutschmeister befreundet, nur dazu in Marienburg lebt, um jede Blöße des Ordens den Polen zu verrathen. Der Roman beginnt in der Ordenskirche, wo die Ritter und viele Bewohner von Marienburg und der Umgegend bei einem feierlichen Hochamte versammelt sind, um den Tag zu feiern, an welchem vor vielen Jahren der erste Komthur mit seinem Konvent in dieser Burg einzog. Der letzte Meister, Ulerich von Elrichshausen, ein Mann, der sich dem nahenden Verderben noch entgegenstemmen will, hält eine eindringliche Rede an die Ordensglieder. Der Gottesdienst endet mit einer feierlichen, lateinischen Hymne. Indem zwei der jüngsten Ritter, nach der Sitte bei solchen Gelegenheiten, den vornehmsten fremden Besuchern das Geleite bis in den Vorhof geben, bemerkt der eine von ihnen, daß der andere im Vorbeistreifen ein kleines Päckchen in die Hand einer verschleierten Dame gedrückt habe. Die Kirche ist leer, und im zweiten Kapitel fragt nun der erstere den zweiten um die Bedeutung dessen, was er gesehen. Er ist sein Waffenbruder, ein Bündniß, das nach der Sitte der Zeit fester als irgend ein Freundschaftsband galt, und Kuno von Elrichshausen, der Neffe des Meisters, der Held des Romans, gesteht ihm endlich sein Verhältniß zu der Dame, erzählt ihm von seinem Leben, seiner Liebe, seinen trostlosen Aussichten.

„Der Freund rathet ab, Kuno aber verschmäht jede Warnung und bittet Jenen, er möchte ihn an diesem Abend zu einer

Zusammenkunft mit der Geliebten begleiten. Diese Zusammenkunft in einem verfallenen Theil des älteren Schlosses ist so schauerlich schön, daß ich möchte, sie würde ganz gelesen."

Palvi las. Wer je ein Buch, das er sonst nicht kannte, in Gesellschaft vorgelesen, der weiß, daß etwas Beunruhigendes in dem Gedanken liegt, daß man mit gehaltener Sicherheit auf einem Felsenpfade gehen soll, den man noch nie betreten. Dieses beängstigende Gefühl wächst, wenn es ein Gespräch ist, das man vorträgt. Man kann den Athem, den Rhythmus, den Ausdruck der Empfindung nicht richtig abmessen und vertheilen, man weiß nicht, ob jetzt die höchste Höhe der Lust ausgedrückt ist, ob jetzt der Dichter die tiefste Saite der Wehmuth berührt habe, ob er nicht noch tiefere Akkorde anschlagen werde; und der Zuhörer pflegt diese Unsicherheit störend mitzuempfinden. Aber wunderbar las dieser junge Mann, den ein zufälliger Scherz seines Vorgesetzten zum Vorleser gestempelt hatte. Es war, als lese er nicht mit den Augen, sondern mit der Seele ohne dieses Organ, als spreche er etwas längst Gedachtes, eine Erinnerung aus, als kenne er den Inhalt, den Geist dieser Blätter, und sein Gedächtniß habe das Buch nur wegen der zufälligen Wortstellung vonnöthen. Wenn das, was er las, nicht durch Inhalt und Form so großartig, dieses Gespräch zweier Liebenden so neu, so bedeutungsvoll gewesen wäre, diese Art, etwas vorzutragen, hätte zur Bewunderung hinreißen müssen.

Wir fürchten zu ermüden, wollten wir den Gang der Gefühle im Gespräch dieser Liebenden verfolgen. Wir bemerken nur, daß der jüngere Theil dieser Gesellschaft mächtig davon ergriffen wurde, daß Fräulein Elise, die anfangs den Vorleser mit scheuen staunenden Blicken angesehen hatte, in tiefer Rührung die Augen senkte und kaum so viel Fassung fand, ihre Erzählung weiter fortzusetzen.

„Die Liebenden," sagte sie, „so wenig Trost im Schluß dieser Scene lag, sind zufrieden in dem Gedanken an die Gegenwart. Je dunkler aber die Zukunft vor ihnen liegt, desto angenehmer dünkt es ihnen, die Gegenwart mit schönen Träumen auszufüllen. Der Deutschmeister bekommt die Nachricht, daß der Kaiser, von den Einflüsterungen Polens halb besiegt, dem Orden zürne, ihm namentlich innere Zügellosigkeit vorwerfe. Der Meister versammelt daher im großen Rempter ein Kapitel, wo er die Ritter anredet. Diese Stelle ist eine der trefflichsten im Buche; denn der Verfasser befriedigt hier auf wunderbare Weise zwei Interessen. Indem der Meister die Verhältnisse des Ordens bis auf die zartesten Nüancen aufdeckt und berechnet, bekommt der Leser nicht nur ein schönes Bild

von dem einsichtsvollen, umsichtigen Ulerich von Elrichshausen, von der erhabenen Würde eines Nachfolgers so großer Meister, von der gebietenden Stellung eines Herrschers auf Marienburg, sondern er bekommt auch auf ungezwungene und natürliche Weise eine Uebersicht über die historische Grundlage des Romans. Der Meister schärft die Haus- und Sittengesetze und schließt mit einer furchtbaren Drohung für den Uebertreter.

„Der Held des Romans, voll schönen Glaubens an alles Edle und Reine, sieht in seiner Freundschaft für Wanda, so heißt das Fräulein, kein Unrecht. Er setzt, begleitet von seinem Freunde, die nächtlichen Zusammenkünfte fort. In einer derselben ist ein wunderschönes Märchen eingewoben, eine Sage, die man auch mir in meiner Kindheit oft erzählt haben muß, denn sie klang mir wie alte Erinnerungen."

Sie hielt inne; mit einem Blick voll Liebe und Wehmuth fragte Palvi, ob er das Märchen lesen solle. Sie nickte ein kurzes Ja, und er las. Der junge Rempen hatte während des Märchens sein Auge fest auf Elisen gerichtet. Er bemerkte, daß sie anfangs heiter zuhörte, mit einem Gesicht, wie man eine bekannte Lieblingsmelodie hört und die kommenden Wendungen zum Voraus errathet; nach und nach wurde sie aufmerksamer; es kamen einige sonderbare Reime vor, die Palvi so rasch und mit so eigenem singenden Tone vortrug, daß sie dadurch tief ergriffen schien; Erinnerungen schienen in ihr auf- und niederzutauchen, sie preßte die Lippen zusammen, als unterdrücke sie einen inneren Schmerz; er sah, wie sie bleich und immer blasser wurde, er sah sie endlich ihrer Nachbarin etwas zuflüstern; sie standen Beide auf, aber ebenso schnell sank Elise wieder kraftlos auf ihren Stuhl zurück.

Die Bestürzung der Gesellschaft war allgemein. Die Damen sprangen herzu, um zu helfen; aber sei es, daß, wie es oft zu geschehen pflegt, gerade das unangenehme Gefühl dieser störenden, geräuschvollen Hilfe sie wieder emporraffte, oder war es wirklich nur etwas Vorübergehendes, ein kleiner Schwindel, was sie befiel, sie stand beinahe in demselben Moment wieder aufrecht, bleich, aber lächelnd, und konnte sich bei der Gesellschaft entschuldigen, diese Störung veranlaßt zu haben.

An Erzählen und Vorlesen war übrigens nach diesem Vorfall diesen Abend nicht wol wieder zu denken, und man nahm mit Vergnügen den Vorschlag an, sich am übernächsten Nachmittage in einem öffentlichen Gartensalon zu versammeln und die Ritter von Marienburg gemeinschaftlich zu genießen.

Der Stallmeister fühlte sich von dieser Scene auf mehr als

eine Weise ergriffen; er konnte zwar Palvi nichts vorwerfen, er hatte zwei Worte mit Elisen und diese öffentlich gesprochen; es war, wenn er selbst auch wirkliche Rechte auf das Fräulein gehabt hätte, kein Grund zur Eifersucht da; denn sie schien Jenen sogar zu scheuen, zu fliehen; aber dennoch lag etwas so Räthselhaftes in Palvi's Betragen, etwas so schmerzlich Rührendes in seinen Mienen, und doch wieder in seinem ganzen Wesen eine so gehaltene Würde, daß Rempen sich vornahm, was es ihn auch kosten möge, Aufschluß über ihn zu suchen. Der Oheim war bemüht, die frühere Ordnung und Freude herzustellen. Spieltische wurden aufgestellt, und aus dem Salon lud eine Violine und die lockenden Akkorde einer Harfe die junge Welt zum Tanzen ein.

6. Der Eremit.

Mit bewachenden Blicken folgte der Stallmeister Palvi, der, noch immer das Buch in der Hand haltend, gedankenvoll umherging. In einer Vertiefung des Fensters saß Elise. Eben ging eine Freundin von ihr weg, und Rempen nahm wahr, wie sich Palvi ihr zögernd nahte, wie er ihr mit einer tiefen Verbeugung das Buch überreichte. Schnell trat auch er hinzu, und nur die breite, dunkelrothe Gardine trennte ihn von den Beiden.

„Elise," hörte er den jungen Mann sagen, „seit zehn Monaten zum ersten Mal wird es mir möglich, so nahe zu stehen; nur eine Bitte habe ich —"

„Schweigen Sie," sagte sie in leisen, aber leidenschaftlichen Tönen, „ich will nichts hören, nichts sprechen! Ich habe Ihnen schon einmal gesagt: ich verachte Sie."

„Nur das Warum möchte ich wissen," bat er beinahe weinend, „nur ein Wörtchen! Vielleicht können Sie mich doch verkennen!"

„Ich kenne Sie zu gut," erwiderte sie unmuthig, „einen so niedrigen, gemeinen Menschen kann ich nur verabscheuen."

„Gemein, niedrig?" rief er bitter. „Und dennoch schwöre ich, daß ich Ihnen Achtung abzwingen will; diesen gemeinen, niedrigen Mann sollen Sie schätzen müssen! Wissen Sie, ich bin —"

„Daß Sie ein recht elender Mensch sind, weiß ich lange; darum bitte ich, entfernen Sie Sich; diesen Zirkel werde ich aber nie mehr besuchen, wenn es Ihnen noch einmal einfallen sollte, mich anzureden."

Bei diesen Worten stand sie rasch auf und entfernte sich mit einer kurzen Verbeugung gegen den unglücklichen jungen Mann.

So gewichtig diese Worte, so bedeutungsvoll diese Scene war, konnte sie doch dem Stallmeister kein deutlicheres Licht geben. Palvi durfte wagen, sie mit „Elise“ anzureden; sie behauptete, ihn ganz zu kennen, sie sprach so heftig ihre Gefühle aus, daß ihren Haß nothwendig Liebe geboren haben mußte. — Er sah Palvi, nachdem er noch eine Weile in der Vertiefung des Fensters verweilt hatte, nach der Thür des Vorsaals gehen. Er folgte ihm dahin, und wie zufällig nahm er zugleich mit Jenem seinen Mantel um.

„Auch Sie scheinen kein Freund des Tanzes zu sein,“ redete er den Referendar an.

„Ich habe es längst aufgegeben,“ antwortete er, „aber Sie, Sie — ein Glücklicher, und nicht tanzen?“

„Ein Glücklicher?“ erwiderte der Stallmeister freundlich. „Davon möchte ich mir doch noch eine nähere Definition erbitten. Ueberhaupt, hier wird mir so langweilig zu Muthe, und zu Hause geht mir die Tanzmusik im Kopfe herum; gehen wir, wenn Sie nichts Besseres vorhaben, nicht irgend wohin zusammen?“

Palvi schien in einiger Verlegenheit zu sein. „Ich weiß nicht, was mir Ihre Gesellschaft so wünschenswerth macht,“ antwortete er; „ich möchte die Hälfte der Nacht mit Ihnen verplaudern, und dennoch — werden Sie es glauben? — ich rechnete darauf, früh diese Gesellschaft zu verlassen, und habe einem Freunde den übrigen Theil des Abends zugesagt.“

„Wolan!“ fuhr der Stallmeister scherzend fort. „Wenn Sie nichts gar zu Wichtiges zu besprechen haben, so folge ich Ihnen dahin.“

Der junge Mann erröthete. „Das Haus ist abgelegen,“ sagte er, „und für solche Gäste vielleicht nicht ganz passend.“

„Und wenn es der Entenzapfen wäre,“ rief Rempen; „es soll ja vortreffliches Cerevis dort geben.“

Mit einer Mischung von Staunen und Freude blickte ihn der Referendar an; doch ehe er noch fragen konnte, sprach Rempen weiter: „Verzeihen Sie meiner Neugierde, die diesmal die Diskretion überwog! Der Zufall machte mich zum Zeugen, als der wunderliche alte Herr Sie diesen Abend einlud, und schon damals wünschte ich, mit von der Partie zu sein, um so mehr,“ setzte er verbindlich hinzu, „da ich diesen Abend so manchen point de réunion zwischen uns fand.“

„Gut, so folgen Sie mir — Sie werden ein Original kennen lernen, das gewiß mehr unsere Aufmerksamkeit verdient, als die schwachen Kopien dort oben, die doch immer für Originale gelten möchten, ja, sich selbst dafür halten. Ich meine jene Poeten und Literatoren, die uns heute Morgen ein so wunderbares Schauspiel gegeben haben.“

„In seiner Art diesen Abend ein nicht minder sonderbares," entgegnete Rempen; „oder sollte Ihnen entgangen sein, wie ungezogen sie sich benahmen, als man verlangte, dieser Roman solle vorgelesen werden? Schien es nicht, als wollten sie durch stilles, höhnisches Lächeln, durch ihre kalte Entschuldigung, zum Vorlesen nicht bei Stimme zu sein, durch so manche Zeichen ihres Mißfallens der Gesellschaft die Ueberzeugung aufdringen, als sei das Buch schlecht und unwürdig? Man kann nicht verlangen, daß sie sich — wollen sie einmal ungesittet sein — im Keller eines Italieners Fesseln anlegen; sie bezahlen dort, und ihre Rede ist frei; aber in einer Gesellschaft wie diese mußten sie sich den Gesetzen des Anstandes fügen."

„Ich wollte Vieles wetten," bemerkte Palvi, „der Mann, zu dem ich Sie jetzt führe, ob er gleich in seinen Gewohnheiten und Sitten wenig gesellschaftliche Bildung verräth, würde sich weniger unschicklich benommen haben."

„Und wer ist er denn?" fragte der Stallmeister.

„Er gehört einem Schlag von Leuten an, die man in unsern Ländern jetzt weniger oder nicht so auffallend und originell sieht als früher, ein sogenannter württembergischer Magister. Bitte übrigens, glauben Sie nicht, daß in diesem Begriffe etwas Lächerliches liege; denn eine nicht geringe Zahl würdiger, gelehrter Männer unserer Zeit gehören diesem Stande an. Es gab in früherer Zeit — ob jetzt noch, weiß ich nicht — in jenem Lande eine Pflanzschule für tiefe Gelehrsamkeit. Es gingen Philologen, Philosophen, Astronomen, Mathematiker in Menge daraus hervor; zum Beispiel auch ein Keppler, ein Schelling, Hegel und dergleichen. Vor zwanzig Jahren soll man allenthalben in Deutschland Leute aus dieser Schule gesehen haben; den Titel Magister bekamen sie als Geleitsbrief mit. Sie waren gewöhnlich mit tiefen Kenntnissen ausgerüstet, aber vernachlässigt in äußeren Formen, in Sprache und Ausdruck sonderbar, und spielten eine um so auffallendere Figur, als sie gewöhnlich ihrer Stellung nach, als Lehrer an Universitäten, als Erzieher in brillanten Häusern, in der Gesellschaft durch ihr Aeußeres den Rang nicht ausfüllten, den ihnen ihre Gelehrsamkeit gab. Eine solche Figur aus alter Zeit ist mein Freund. Er ging schon vor dreißig Jahren aus seinem Vaterlande, hat aber weder in Kurland noch in Sachsen seine Eigenheiten abgelegt. Er lebt hier, abgeschieden von der Welt, in einem Dachstübchen; ich halte ihn für einen der tiefsten Denker des Zeitalters, dabei ist er ein liebenswürdiger Dichter, und dennoch ist sein Name gänzlich unbekannt. Die gelehrtesten Recensionen in den Leipziger und Haller Blättern sind von seiner

Hand; manche Entdeckung, mancher tiefgedachte Satz, womit jetzt die neuen Philosophen ihre Werke aufputzen, sind von ihm; er hat sie spielend hingeworfen."

„Also ein literarischer Eremit," rief Rempen aus, indem er, nicht ohne kleinen Schauder, an der Seite des Referendars durch enge, schmutzige Gäßchen ging. „Eine Nachteule der Minerva in bester Form?"

„Wenn es heutzutage wieder einen Diogenes geben könnte," erwiderte Jener, „ich glaube, er müßte im Kostüm meines Magisters erscheinen. Dieses ehrliche, kluge, ein Wenig ernste Gesicht, die kunstlos um den Kopf hängenden Haare, das verschossene Hütchen, der abgetragene Rock, den er mit keinem andern vertauschen mag, die sonderbare, beinahe zärtliche Neigung zu einer alten, schwarzgerauchten Pfeife, dazu ein dunkelbraunes Meerrohr mit silbernem Knopfe, und diese ganze Gestalt in der düsteren, schwärzlichen Spelunke, in welche wir eben treten wollen — nehmen Sie dies Alles zusammen, und Sie werden finden, das Urbild eines modernen cynischen Philosophen ist fertig, nur würde er einen Alexander nicht um ein Wenig Sonne, sondern um ein klein Bißchen Feuer für seine Pfeife bitten."

Durch einen Vorplatz, wo das trübe Licht einer schmutzigen Laterne einen zweifelhaften Schein auf Kornsäcke und umgestülpte Bierfäßchen warf, traten jetzt die beiden jungen Männer in das größere Schenkzimmer des Entenzapfen. Der Wirth, dick und angeschwollen von dem Kosten seines eigenen Getränkes, schlief in einem Lehnsessel hinter dem Ofen; einige abgerissene Gestalten spielten bei einem Stümpfchen Licht mit schmierigen Karten und sahen die Vorübergehenden mit matten, schläfrigen Augen an.

Palvi ging vorüber in ein zweites kleineres Gemach, das für bessere Gäste eingerichtet schien. Derselbe Alte, den Rempen diesen Abend flüchtig gesehen, saß dort allein hinter einer Kanne Bier. Auf den Tisch hatte er mit Kreide einen mathematischen Satz gemalt. Er schaute, die Stirne in die Hand gestützt, aufmerksam auf seine Berechnung nieder, und nur große Tabakswolken, die er hin und wieder ausstieß, zeigten, daß er lebe und athme. Erst nach dem Abendgruß seines jungen Freundes richtete er sich auf und zeigte ein ernstes, gleichgiltiges Gesicht, dem nur das glänzende, ungemein interessante Auge einiges Leben verlieh.

Die Gegenwart eines Fremden schien ihm unangenehm aufzufallen. Kurz abgebrochen, indem er hastig mit dem Rockärmel die Figuren von dem Tisch abwischte, sagte er: „Seid lange ausgeblieben."

„Dafür bringe ich aber einen seltenen Gast mit," erwiderte der junge Mann, „der das Entenbier versuchen will."

„Literator?“ fragte der Alte etwas mürrisch.

„Wo denkst Du hin, Magister? Ein hiesiger Literator und der Entenzapfen! Nein, er ist nicht von diesen, sondern heißt Herr von Rempen und ist Stallmeister.“

„Da haben der Herr die ächte Quelle gefunden,“ sprach der Alte freundlich und mit einer Herzlichkeit, die ihn sogar angenehm machte. „Der Entenzapfen hat solid Getränke. Setzet Euch, da bringt die Kellnerin schon die Kannen.“

Der Stallmeister erschrak vor der großen Kanne, die ihm das niedliche Kellermädchen mit den rothen Lippen kredenzte; aber die Neugierde nach dem Magister, der Drang, von Palvi nähere Aufschlüsse über Elisens Betragen zu erhalten, milderten seinen Schauder vor dem Entenzapfen.

„Es hat einen eigenen Reiz für mich,“ sagte er, um die Anrede des Alten zu erwidern, „so aus einer glänzenden Gesellschaft, wo Alles voll Glanz und Putz, voll Berechnung und eitlen Bemühens ist, mich in die Einsamkeit einer solchen Schenke zu begeben. Man wird so leicht verführt, jenes schimmernde Wesen für wahres Leben, für ein Ideal der Gesellschaft zu nehmen, und nur ein plötzlicher, recht greller Tausch kann von diesem Wahne retten, besonders wenn man das Glück hat, Männer zu finden, die zu vernünftigem Gespräch bereitwillig sind.“

„Ich kann mir's denken aus früherer Zeit,“ entgegnete der Alte mit ironischem Lächeln. „Nun hat man wieder anständig geschnattert und gezwitschert, Thee getrunken und göttlichem Gesange gelauscht, und als man gar ästhetisch zu werden, vorzulesen anfing, seid Ihr aus Angst davongelaufen?“

„Nein,“ antwortete Rempen, „so lange gelesen wurde, blieben wir.“

„Wie?“ rief der Magister. „Und Ihr habt es über Euch vermocht, Herr Referendar, allerlei rosenfarbene Poesie anzuhören.“

„Man las die letzten Ritter von Marienburg,“ belehrte ihn der Stallmeister.

„Ei, der Tausend!“ sagte der Alte, mit einem sonderbaren Seitenblick auf Palvi, „könnte man doch solche Speise vertragen, ohne den ästhetischen Gaumen und Magen zu verderben? Hat sich denn die Welt gedreht, oder waren unsere hiesigen Schöngeister nicht zugegen?“

„Doch, sie waren dabei,“ erwiderte Rempen, „sie wagten es nicht, sich dagegen zu setzen, obgleich der Zorn aus ihren Augen sprühte; denn noch diesen Morgen hatten sie sich bündig und deutlich erklärt.“ Und nun erzählte er den Auftritt im Keller des Italieners mit einer Geläufigkeit, über welche er sich selbst

wundern mußte. Mehrmals wurde er von einem schnellen, kurzen Lachen des Alten unterbrochen; als er aber mit dem furchtbaren Bündnisse der literarischen Trias endete, brach der alte Mann in so herzliches Gelächter aus, daß der Wirth zum Entenzapfen mit einem tiefen Gestöhne erwachte und sich im Sessel umwälzte.

„Der Herr Stallmeister erzählen gut," sprach dann der Magister, indem er Thränen, die das Lachen hervorgelockt hatte, verwischte. „Ich kenne sie, diese Bursche, diesen Chorus von Halbwissern. Sie sind geachteter beim Stadtpublikum und auf dem Landsitze als der wahre Gelehrte, sie sind die Vornehmern unter den Musensöhnen und machen ungebeten die Honneurs auf dem Parnaß, als wären sie Prinzen des Hauses oder zum Mindesten Kammerjunker; um so weniger können sie es verschmerzen, wenn ihre Blöße aufgedeckt und ihre Schande ans Licht gestellt wird. Sie fühlen ihr Nichts, sie sehen es einander ab; aber sie wollen es sich nicht merken lassen."

„Am Sonderbarsten und Unerklärlichsten scheint mir ihre Wuth gegen das, was man jetzt historischen Roman nennt," bemerkte der Stallmeister. „Ich bin zu wenig im Getriebe der Literatur bewandert, um es mir erklären zu können."

„Danken Sie Gott," erwiderte der Alte, „daß Sie ein heiteres, rüstiges Handwerk erwählt haben und von diesem unseligen, feindlichen Treiben nichts wissen. Kommt mir doch diese schöne Literatur jetzt vor wie scharfer Essig. Mit gehöriger Zuthat vom Oel des Lebens, Philosophie, ist sie die Würze Eurer Tage; aber kostet sie gesondert, so ist sie scharf, abstoßend. Betrachtet sie genau, etwa durch ein tüchtiges Glas, so sehet Ihr das Acidum aufgelöst in eine Welt von kleinen Würmern, die sich wälzen und einander anfallen, über andere wegkriechen."

„Pfui! Aber ihr Verhältniß zum historischen Roman?"

„Sie geberden sich," antwortete Bunker, „als ob sie gegen irgend eine Erscheinung des Zeitgeistes ankämpfen könnten, wie Pygmäen gegen einen Riesen. Als ob nicht schon die Ilias so gut historisch gewesen wäre als irgend ein Roman des Verfassers von Waverley. Und ist nicht Don Quixote der erste aller historischen Romane? Doch nehmen Sie nähere Beispiele bei uns! Spricht sich nicht in Wilhelm Meister das Element eines historischen Romans geheimnißvoll aus? Müssen wir nicht den Begebenheiten, in die der Held verwickelt ist, eine gewisse Zeitgeschichte unwillkürlich unterlegen? Müssen wir nicht das Lager des Prinzen als eine nothwendige historische Dekoration damaliger Zeit ansehen? Und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, sind sie nicht eine historische Novelle? Wir betraten

also zum Mindesten keinen neuen Boden, kein neues zweifelhaftes Gebiet.“ „Und welch kleiner Schritt,“ bemerke Palvi, „welch natürlicher Uebergang ist vom historischen Drama, wie wir es bei Goethe finden, zum modernen, geschichtlichen Roman. Diese Dramen liegen durch ihr eigenthümliches, natürliches Leben dem Romane schon um Vieles näher als die historischen Schauspiele Shakespeare's. Wie im Romane sprechen dort die Helden nicht großartige Gefühle aus; sie halten nicht gedehnte Reden, sondern ihre Reden erzählen von den schlummernden Entschlüssen ihrer Seele, und wir erblicken in einer einzelnen Wendung Motive, ahnen Handlungen, die sich nachher verwirklichen.

„Die Völker scheinen sich in unsern Tagen zu scheiden und scharf abzugrenzen. Doch diese Scheidung ist nur scheinbar; denn die Menschheit ist durch so viele Erfindungen sich näher gerückt worden. Wir gehören mehr und mehr der Welt an. Wir sprechen von entfernten Polarländern oder von Amerika mit einer Bestimmtheit, einem Gefühle der Nähe, wie unsere Großväter von Frankreich sprachen. Wir sind jetzt erst Europäer geworden. Darum ist uns nichts mehr fremd, was in diesem alten Welttheile geschieht. Der Unterschied der Sprache hat aufgehört; denn, Dank sei es unsern gewandten Uebersetzern, es ist, als ob Scott und Irving in Frankfurt oder Leipzig lebten.“

„Gewiß!“ fiel Rempen ein, „auch in der Gesellschaft sind sich die verschiedenartigsten Elemente näher getreten. Unsere jungen Männer erzählen jetzt von einer Reise nach London oder Rom mit mehr Bescheidenheit oder Gleichgiltigkeit, als sonst Einer von einer Reise an einen zwanzig Meilen entfernten Hof erzählte. Aber ist uns durch Alles dies, daß wir in einer so breiten Gegenwart leben, die Geschichte nicht viel mehr fern, als nahe gerückt?“

„Ich gebe zu,“ sagte der Alte, „das ernste Studium der Historie, aber nicht das rein menschliche Interesse daran. Die Geschichte war sonst die Geschichte der Könige, und an ihre oft unbedeutende Person knüpfte sich das Leben unsterblicher Männer. Die neuere Zeit, so große Veränderungen um uns her, haben uns anders denken gelehrt. Es ist die Geschichte der Meinungen, es sind die Schicksale gewisser Prinzipien, die wir kennen lernen möchten. Ihr Kampf erscheint in jedem Zeitalter mehr oder minder und unter der verschiedensten Gestalt, und dieser Kampf der Meinung ist es, was jeder Periode ihr Interesse giebt, er ist es, der, dem Romane zum Grunde gelegt, unsere Theilnahme auf unbeschreibliche Weise anzieht.“

„Ich ahne, daß Sie Recht haben,“ erwiderte der Stallmeister. „Gleichwol kann ich diese Idee meinen bisherigen An-

sichten noch nicht recht anpassen. Denn wie vertragen sich zum Beispiel mit dieser welthistorischen Ansicht jene sonderbaren Figuren Walter Scott's, die bald als rohe Hochländer, bald als Räuber, als Fischer in die Geschichte unmittelbar eingreifen und so anziehend erscheinen?"

„Das ist es ja gerade, was ich sagte," antwortete der Magister. „Wir ahnen in der Geschichte des Landes und des Volkes, die uns Professoren auf Kathedern vortragen, daß es nicht immer die Könige und ihre Minister waren, die Großes, Wunderbares, Unerwartetes herbeiführten. Da oder dort hat die Tradition den Schatten, den Namen eines Mannes aufbehalten, von dem die Sage geht, er habe großen und geheimnißvollen Antheil an wichtigen Ereignissen gehabt. Solche Schatten, solche fabelhafte Wesen schafft die Phantasie des Dichters zu etwas Wirklichem um. In seinen Mund, in sein und seiner Verbündeten geheimnißvolles Treiben legt er die Idee, legt er den Keim zu Thaten und Geschichten, die man im Handbuch nur als geschehen nachliest, vergebens nach ihren Ursachen forschend. Indem solche Figuren die Ideen persönlich vorstellen, bereiten sie dem Leser hohen Genuß und oft ein um so romantischeres Interesse, je unscheinbarer sie durch Bildung und die Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft anfänglich erscheinen."

„Und so hielten Sie es für möglich, daß auch die deutsche Geschichte interessante Stoffe für historische Romane bieten könnte?" fragte Rempen. „Mir schien sie immer zu zerrissen, zu flach, zu wenig romantisch und großartig."

„Das Letztere glaube ich nicht," erwiderte Palvi. „Und muß denn gerade der Hintergrund, das historische Faktum das Erhabene sein? Ist es nicht der Zweck des Romans, Charaktere in ihren verschiedenen Nüancen, Menschen in ihren wechselseitigen Beziehungen zu schildern? Und kann sich nicht ein großartiger Charakter an einer That, einem Zwecke erproben, der für die allgemeine Geschichte von geringerer Bedeutung ist? Oder glauben Sie, weil Tieck in die Cevennen flüchtete, um auf einem historischen Hintergrunde zu ruhen, er habe damit sagen wollen, unsere Geschichte biete keinen Stoff, der seines hohen Genius würdig wäre?"

„Diese Ritter von Marienburg," nahm der Alte das Wort, „beschäftigen sich mit keinem großartigen historischen Ereignisse. Schon fünfzig Jahre, ehe das Unglück des Ordens in Ostpreußen wirklich hereinbricht, gewahrt man, daß er sich nie mehr zu seinem alten Glanze erheben könne, daß früher oder später die Elemente selbst, die seine Größe beförderten, seinen Sturz bereiten werden. Er fällt; denn er hat seinen Beruf erfüllt. Aber an die geschichtliche

Figur des Großmeisters, an die Thäler der Nogat, an die Mauern der erhabenen Burg weiß jener Hüon Fäden anzuknüpfen, woraus er ein erhabenes Gewebe schafft. Ich möchte sagen, er baut aus den Trümmern jenes gestrandeten Schiffes eine Hütte, worin sich bequem wohnen läßt."

„Nun verstehe ich Sie," rief der Stallmeister; „und weil sie diesen Standpunkt nicht erreichten, weil sie diese höhere Ansicht nicht erfassen mögen, kämpfen jene Leutchen gegen diesen historischen Roman. Es ist Brodneid; sie wollen ihn nicht aufkommen lassen, weil er die Kunden an sich ziehen könnte."

„Hat er nicht Recht, der Herr Stallmeister?" wandte sich der Magister lächelnd an seinen Nachbar. „Sie schimpfen Alle auf einander und zusammen auf jedes Größere, diese Kleinmeister. Mich freut es nur, daß mein Doktor Zündler auch bei der furchtbaren Freitags-Trias ist."

7. Der Dichter.

„Ihr Doktor Zündler?" fragte Rempen befremdet. „Kennen Sie ihn?"

„Ob ich ihn kenne!" erwiderte der Alte lachend.

„Der Herr Stallmeister macht keinen schlimmen Gebrauch davon," sagte Palvi zu dem Magister, „und zu größerem Verständniß der Poesie ist es ihm nützlich, wenn er es weiß. Bist Du es zufrieden, Alter?"

„Es sei! Aber der Herr Stallmeister wird diskret sein," antwortete der Alte.

„Was werde ich erfahren?" fragte Rempen. „Wie geheimnißvoll werden Sie auf einmal?"

„Sie kennen den Doktor Zündler, einen der ersten Lyriker dieser Stadt," sprach Palvi; „sein Ruhm war früher gerade nicht sehr groß, doch etwa seit einem halben Jahre regt er die Flügel mächtig. Hier sitzt der Dädalus, der sie ihm gemacht hat."

„Wie soll ich dies verstehen?" erwiderte der Stallmeister.

„Unser Magister hier ist ein sonderbarer Kauz," fuhr Jener fort; „einer seiner bedeutendsten Fehler ist Aengstlichkeit, sonderbar verschwistert mit Gleichgiltigkeit. Er hätte es weit bringen können auf dem deutschen Parnaß; aber er war zu ängstlich, um etwas drucken zu lassen. Doch wie vermöchte ein dichterischer Genius von diesem Hindernisse sich besiegen zu lassen! Er dichtete fort, für sich."

„Ich machte Verse," fiel der Alte gleichgiltig ein.

„Du hast gedichtet!" sagte Palvi. „Aber seine besten Arbieten, seine gründlichsten Forschungen hat er um acht Groschen den Bogen in Journale zersplittert, weil er sich scheute, seinen

Namen auf ein Titelblatt zu setzen, und von den glühendsten Poesien seiner Jugend fand ich die einzigen Spuren in halbverbrannten Fidibus. In meinen Augen bist Du entschuldigt, guter Magister, durch Deine Erziehung und die Art und Weise Deines Vaterlandes. Wer hat sich dort zu Deiner Zeit um einen Geist, wie der Deine war, bekümmert? Was hat man für einen Mann gethan, der nicht in die vier Kardinaltugenden, in die vier Himmelsgegenden der Brodwissenschaft, in die vier Fakultäten paßte? Haben sie ja sogar Schiller zwingen wollen, Pflaster zu streichen, und Wieland floh das Land der Abderiten, weil es dort keinen Raum für ihn gab, als den Posten eines Stadtschreibers, den er freilich so schlecht als möglich ausgefüllt haben mochte."

„Mensch, nichts Bitteres gegen mein schönes Vaterland," sagte der Alte mit sehr ernstem Blick. „Es war die Wiege großer Männer."

„Du sagst es," erwiderte Palvi, „die Wiege, aber nicht das Grab. Und dieser Umstand mag seine eigenen Ursachen haben. Zum Mindesten findet man in Odessa wie am Mississippi, in Polen und in Rio Janeiro und überdies noch auf den Kathedern aller bekannten Universitäten Deine Landsleute. Doktor Zündler nun, um von Diesem zu reden, hatte das Glück, eines Tages eine Wohnung zu beziehen, in deren Giebel unser Magister ein Freilogis bewohnt, weil er den Knaben des Hausherrn zum Gelehrten bilden soll. Doktor Zündler hat, um sich zum Dichter zu bilden, viel gelesen und hat den großen Menschenkennern bald abgemerkt, daß sie auf Originale Jagd machen. Er stellt sich daher alle Tage zwei Stunden mit seinem Glas unter das Fenster und stellt Betrachtungen über die Menschen an, wie der selige Hofmann in Vetters Eckfenster, nur, behauptet man, mit verschiedenem Erfolg. Denn der selige Kammergerichtsrath guckte durch das Kaleidoskop, das ihm eine Fee geschenkt, der Doktor Zündler aber durch ein ganz gewöhnliches Opernglas. Da sah er einigemal den Magister und — nun, Bunkerchen, erzähle!"

Ein behagliches Lächeln verbreitete sich über das Gesicht des Alten; er trank in längeren Zügen aus seinem Glas und erzählte dann: „Eines Tages sagte mir meine Aufwärterin, daß sich der wunderschöne reiche Herr in der Bel-Etage erkundigt habe, wer ich wäre, was ich treibe und dergleichen. Bald darauf kam ein schön geputzter Herr in mein Stübchen, beguckte mich von allen Seiten, fragte mich Allerlei und wunderte sich ungemein, daß ich ein Gelehrter sei. Er hatte mich meiner Physiognomie nach für einen unglücklichen Musiker gehalten. Sein Staunen wuchs, als er einige poetische Ver-

suche, die am Boden lagen, aufnahm und las. Er wollte nicht glauben, daß sie von mir herrühren, und nahm sie endlich ‚aus reinem Interesse', wie er sagte, mit. Den folgenden Tag schickte er mir ein paar Flaschen Wein. Es freute mich, ich hatte gehört, daß er reich sei; ich bin arm und trank den Wein. Nachdem ich die erste Flasche hinunter hatte und warm war, ging die Thür auf, und mein Doktorchen kam herein. Ein Wort gab das andere; man kam auf meine Poesien, ich machte wenig daraus, er viel; er schwatzte mir etwas vor von einer Erbschaft, die er gewinnen könne von seinem Oheim, einem portirten Verehrer der Musen; seine bisherigen Versuche haben aber nur den Unwillen des Erblassers erregt. So machte es sich von selbst, daß ich ihm meinen ganzen Kram von Poesie anbot; mich selbst amüsirten diese Verse nur, so lange ich sie entwarf und ausarbeitete; ob sie das Publikum lese, ob es mich dabei nenne, war ja so gleichgiltig! Im Scherz ging ich einen Akkord ein, daß ich ihm auch eine Novelle und später einen Roman schriebe. Er giebt mir dafür Wein, Knaster, zuweilen Geld, und ich habe das Bequeme, daß Niemand, weder in Lob noch Tadel, meinen Namen nennt, was mir unausstehlich ist, und daß ich mich mit keinem Journalredakteur, mit keinem Buchhändler, keinem Recensenten herumbeißen muß."

„Ist dies nicht köstlich, Stallmeister?" fragte Palvi lachend. „Was halten Sie von diesem trefflichen Lyriker, von diesem Zunder, der ohne fremden Stahl und Stein kein Feuer giebt?"

„Ist es möglich!" rief der junge Rempen staunend aus. „Ist eine solche lächerliche Niederträchtigkeit jemals erhört worden! Und diesen Menschen konnte auch ich für einen Dichter halten, konnte den Genius bewundern, der auf einmal über ihn gekommen? Und auch *sie*, auch *sie*," fuhr er in Gedanken versunken fort, „auch *sie* ehrt und achtet ihn um dieser Gaben willen, zeichnet ihn aus, spricht mit ihm über seine neuesten Werke. Es ist um rasend zu werden!"

Palvi sah den jungen Mann bei diesen Worten theilnehmend, beinahe gerührt an; er schien mit Mühe eine tiefe Wehmuth zu bekämpfen; aber der Alte fuhr fort: „Solch belletristisches Ungeziefer, das sich vom Marke Anderer mästet, hätte ich schon längst gern in der Nähe geschaut, und so studirte ich diesen Hohlkopf. Wenn allerlei Mittel von außen her einen Dichter machen könnten, er müßte es längst sein. Denken Sie Sich, er trägt, wenn er sich zum Dichten niedersetzt, einen Schlafrock, dessen Unterfutter aus einem Schlafrock gefertigt ist, den einst Wieland trug. Hofmann's Tintengefäß hat er in Berlin erstanden,

von einem Sattler in Weimar aber den ledernen Ueberzug eines Fauteuil, in welchem Goethe oft gesessen. Mit diesem hat er seinen Stuhl beschlagen lassen, und so will er seine Phantasie gleichsam a posteriori erwärmen. Auch liegt auf seinem Tisch eine heilige Feder, Schiller soll damit geschrieben haben. Er hat gehört, daß große Dichter gern trinken; darum geht er Morgens ins Weinhaus und zwingt sich zu einer Flasche Rheinwein; Abends aber, wenn er schon ganz dumm und schläfrig ist, trinkt er schwarzen Kaffee mit Rum und liegt dann in schrecklichen Geburtsschmerzen und ist gewärtig, irgend eine neue Maria Stuart oder Jungfrau von Orleans hervorzubringen."

Indem der Magister Bunker also sprach, schlug es elf Uhr, und nicht sobald hatte er den ersten dumpfen Ton der Glocke vernommen, als er hastig sein Glas austrank, einige Groschen auf den Tisch legte, dem erstaunten Stallmeister mit einer gewissen freundlichen Rührung die Hand bot und sie ihm und Palvi herzlich drückte. Dann aber rannte er so eilends aus dem Entenzapfen, daß Rempen nicht einmal sein freundliches „Gute Nacht" erwidern konnte.

„Sie staunen," sprach der Referendar, „daß uns der sonderbare Mensch so plötzlich und verwirrt verläßt. Er wohnt bei einem strengen Mann, der immer fünf Minuten nach elf Uhr die Hausthüre schließt. Weil nun der arme Magister eigentlich als Almosen sein Freilogis genießt, darf er keinen Hausschlüssel führen, wie Leute, die ordentlich bezahlen, und so jagt er, sobald die Glocke elf Uhr schlägt, so schnell davon wie ein Gespenst, das mit dem ersten Hahnenschrei in sein Grab entweicht."

„Ist dieser Mensch glücklich oder unglücklich zu nennen?" fragte Rempen nachdenkend.

„Ich denke, glücklich," erwiderte Palvi sehr ernst; „wer wenig hofft, hat nichts zu fürchten; er ist ruhig. Die Zeit mildert ja Alles, und für die Erinnerung ist er kalt geworden."

„Hat er je geliebt?"

„Er hat geliebt, die Tochter jenes Hauses in Kurland, wo er Erzieher war. Er muß sehr liebenswürdig gewesen sein; denn die junge Gräfin starb nachher aus Kummer. Er selbst aber brachte zwei Jahre tiefer Schwermuth in einem Irrenhause zu."

„Gott, welch ein Schicksal!" rief der junge Mann gerührt. „Wer hätte dies ahnen können? Er hat uns eine so heitere Außenseite gezeigt."

„Wozu soll er seinen Schmerz zur Schau tragen?" entgegnete Palvi. „Er gehört nur sein, und er verschließt ihn mit den Trümmern besserer Tage in seiner Brust. Ich denke, es ist dies die einzige Art, wie Männer leiden müssen."

„Es müßte mich Alles täuschen," sagte Rempen nach einer Pause, „oder auch Sie lieben nicht glücklich. Nennen Sie mich nicht unbescheiden. Sie haben mir zu viel Interesse eingeflößt, und auch die Dame, die ich meine, steht mir nicht so fern, als daß nicht meine wärmste Theilnahme bei dieser Frage wäre."

Der Referendar sah ihn überrascht, doch nicht gerade verwundert an; sein ernstes, dunkles Auge schien die Züge des Fragenden noch einmal zu prüfen. „Es giebt wenige Menschen," antwortete er, „die diese Frage an mich gerichtet hätten. Doch an Ihnen freut mich gerade diese Offenheit. Ich weiß, Sie meinen Elise Wilkow; ich liebe sie."

„Und werden wieder geliebt?" fragte Rempen erröthend.

„Ich zweifle; doch möchte ich von Ihnen nicht verkannt werden, darum will ich Ihnen die kurze Geschichte dieser Liebe geben. Meine Eltern, sie sind beide todt, lebten in dieser Stadt, unser Haus war mit den Wilkows sehr befreundet; denn mein und Elisens Großvater sind aus demselben Lande hier eingewandert. Ich bin um so viel älter denn Elise, daß uns unsere Kinderspiele nicht zusammenführten. Wol aber durfte ich, als auch meine Mutter starb, das Haus hin und wieder besuchen, und ich faßte in einem noch sehr jungen Herzen eine glühende Neigung für das schöne Kind. Nach den ersten Jahren meines Universitätslebens kam ich hieher. Sie war herrlich herangeblüht und gestand mir, daß sie mir recht gut sei. Elise war damals fünfzehn Jahre alt. Ich kam in rohe Gesellschaften. Mein Vermögen und mein Stipendium reichten nur das erste Mal hin, meine Schulden zu decken. Das zweite Mal drückte mich eine bei Weitem geringere Verlegenheit unangenehmer, weil ich keinen Rath wußte. Sie hatte es erfahren, und durch fremde Hand wurden meine Schulden getilgt. Mädchen in guten Ständen, in einem soliden Hause aufgewachsen, wissen nicht, wie leicht ein armer Teufel in solche Verlegenheit kommt. Sie schmälte mich in den Ferien und hielt mich für einen schlechten Menschen. Ich versprach Fleiß und solides Leben. Das Unglück eines meiner Freunde, der einen Andern erschoß, riß mich mit fort und wieder ins Elend. Auch da hat sie mir wieder geholfen und mich zu Ehren gebracht. Bei so vielen Wohlthaten konnte mich vor mir selbst nur der Gedanke entschuldigen, daß es die Hand der Geliebten sei, die mich gerettet, daß ich diese Hand einst auf immer in die meinige legen werde.

„Ich raffte mich zusammen, und bald darauf gelang es mir durch Fleiß und Eifer, hier angestellt zu werden. Meine Stellung zu Elisen war aber eine ganz andere geworden. Der alte Wilkow

hatte erfahren, wie mich seine Tochter unterstützt hatte, und verbot mir schon beim ersten Besuch sein Haus, aus dem einfachen Grunde, weil ich arm und leichtsinnig sei.

„Elise selbst lebte in großen, glänzenden Zirkeln, wohin ich keinen Zutritt hatte, verkehrte mit allerlei schönen Geistern und galt für die Krone der jungen Damen. Ich konnte sie höchstens in öffentlichen Gärten, auf Bällen und Konzerten, im Theater sehen. Und nur ihr freundlicher Blick konnte mich für so viel Entsagung trösten, konnte mich von dem beinahe Unbegreiflichen versichern, daß dieses allgemein angebetete Geschöpf — mich liebe."

Der Stallmeister suchte vergebens seine Bewegung zu verbergen. Eine hohe Röthe lag auf seinem Gesicht, und sein Auge hing voll Erwartung an den Lippen Palvi's.

„Beruhigen Sie Sich," sagte Dieser, als er den unangenehmen Eindruck bemerkte, den seine Erzählung auf den jungen Mann machte. „Fürchten Sie nichts, ich werde bald zu Ende sein. Ich war glücklich und zufrieden; ich kannte ihre Vorliebe für Poesie, und die Liebe ermuthigte mich, einen Versuch zu wagen, der mich ihr noch werther machen sollte. Ich strengte alle meine Kräfte an, um sie mit etwas Gelungenem zu überraschen. Da brachte man mir eines Tages einen Brief. Ich erkannte ihre Züge, ich riß ihn auf und — sie schrieb mir mit kurzen, aber heftigen Worten, daß sie sich auf ewig von mir lossage, daß sie mich in tiefster Seele verachte; warum? werde mir mein eigenes Gewissen sagen. Ich versuchte mancherlei Wege, um mich ihr zu nahen; mein Gewissen sprach mich von irgend einem Fehler gegen die Geliebte frei; darum wollte ich mir Gewißheit über das Warum verschaffen. Doch sie wich überall aus, und noch heute — heute Abend in jenem Zirkel hat sie alle meine Hoffnungen zertrümmert."

In dem edelmüthigen Herzen des jungen Rempen siegte jetzt Mitleiden über jedes andere Gefühl. Er faßte die Hand des unglücklichen, ihm so interessanten Mannes; er gelobte ihm, bei Elisen für ihn zu sprechen, sie um die Ursache ihres Betragens zu befragen.

Aber Jener erwiderte mit dem Stolze, den unverdiente Kränkung giebt: „Vertrauen ist die erste Bedingung der Liebe. Wo Vertrauen fehlt, da war nie Liebe, oder sie ist jedem Zufall ausgesetzt. Ich habe Elisen auf immer verloren, selbst wenn sie mich wieder lieben würde."

„Und in diesem Zustand wollen Sie hier fortleben?" fragte Rempen, seine Hand ergreifend. „Wollen Elisen sehen und dabei fühlen, daß Sie verachtet sind?"

„Nein, gewiß nicht," sprach Jener mit düsterem Lächeln;

„mein Geschäft in dieser Stadt ist zu Ende. Es bleibt mir nur noch übrig, die Geliebte vor Menschen zu warnen, die ihrer nicht werth sind. Diesen literarischen Pöbel, der ihr so unendlich werth scheint, will ich noch vor ihren Augen entlarven; und ich glaube ihr damit nützlich zu sein, denn die Stellung, die Elise jetzt eingenommen, würde sie später nimmer glücklich machen. Sie selbst werden mir dazu helfen, mein Freund; schlagen Sie ein! Wir wollen unsere Penelope von diesen Freiern retten."

„Wolan!" rief der Stallmeister, indem er aufbrach, „vielleicht findet sich morgen schon Gelegenheit, wenn uns die letzten Ritter von Marienburg versammeln; aber dann," setzte er entschlossen hinzu, „noch einen Versuch, um auch Sie glücklich zu machen!"

8. Die Krähen unter den Pfauen.

Der schöne Frühlingstag und die Furcht, für ungebildet zu gelten, wenigstens durch ihr Nichterscheinen geringes Interesse an der schönen Literatur zu verrathen, vereinigte den größten Theil des Rempen'schen Klubs in dem Gartensaal, den man zum Sammelplatz bestimmt hatte. Der junge Rempen war zu Pferd herausgekommen, geraume Zeit vor den übrigen Gästen; gedankenvoll setzte er sich auf den Altan des Hauses und schaute in den Fluß hinab. Wie so gern hätte er sich schon heute am frühen Morgen Gewißheit verschafft, warum Elise so plötzlich mit Palvi gebrochen, auf eine Weise gebrochen, die nothwendig, er gestand es sich mit Schmerz, auf den Charakter des jungen Mannes einen düstern Schatten werfen mußte. Oft verwünschte er den gestrigen Tag und daß er diesen Menschen kennen gelernt habe, nur um ihn heute unaussprechlich zu achten und vielleicht morgen zu verlieren, zu — bedauern; denn verachten? nein, es konnte keinen Fall geben, der ihm diesen Mann hätte verächtlich machen können. War es denn möglich, daß eine so großartige Seele etwas Gemeinem, Niedrigem sich hingeben könnte? „Er ist arm," sagte der gutmüthige Rempen zu sich, „er muß dürftig sein, denn seine Stelle kann ihn nicht ernähren; vielleicht hat er wieder Schulden gemacht, sie hat es erfahren und deutet als Leichtsinn, was vielleicht Noth ist? Aber kann, wenn es selbst Leichtsinn wäre, dieser den Geliebten in ihren Augen verächtlich, elend machen?" Wie ergrimmte er in seiner Gedankenfolge über jene Schranken, welche das Herkommen und die „gute Sitte" um vornehme Häuser und ihre Töchter gezogen, wie unnatürlich erschien es ihm, daß der Geliebte die Zürnende nicht in ihrem Hause, auf dem Wege, überall befragen, vielleicht versöhnen könnte, daß vielleicht ein

kleines, aber sichtbares Ausweichen, eine scharfe und laut ausgesprochene Rede dazu gehörte, ihn, nach den Sitten der Gesellschaft, auf immer zu entfernen! „Oder wie? Sollte sie ihn vielleicht nie geliebt haben?“ setzte er getrösteter hinzu. — „Es wäre möglich, daß ihm diese Gewißheit weniger schmerzlich wäre als ihr Haß, aber — darf sie ihn deswegen hassen?“

Ein großer Zug von Damen und Herren hatte während dieser Gedanken des jungen Rempen den Berg erstiegen und war jetzt in den Gartensaal getreten.

Noch fehlte Elise; aber man konnte nun um so ungezwungener ihren Geschmack und ihre Belesenheit bewundern. Auch Palvi wurde gebührendes Lob gespendet; man hatte selten mit dieser Gewandtheit, mit diesem Ausdruck etwas vorlesen gehört, und die Bewunderung stieg, als man sich sagte, daß er wahrscheinlich diesen Roman nicht zuvor gelesen habe. Elise kam mit Onkel und Tante Rempen angefahren, und Julius vergaß so ganz seine vorigen Gedanken, seine Vorsätze, daß er vor Freude erröthend herbeisprang, sie aus dem Wagen zu heben, daß er halb unbewußt ihre Hand drückte und dies erst erkannte, als er diesen Druck erwidert fühlte. Alle jene düstern Bilder, die auf dem Altan vor seiner Seele vorübergezogen, verschwanden vor dem Glanz ihrer Schönheit. Er hatte sie nie so reizend, so wundervoll gesehen, wenigstens so huldreich war sie nie gegen ihn gewesen. Den Grund davon gestand ihm in einer Ecke des Saals die Tante. Er hatte den Zirkel gestern Abend so bald verlassen, daß Elise glaubte, sie habe ihn gekränkt. Dieser Gedanke erfüllte ihn jetzt so ganz, daß er in ihre Nähe eilte, daß er mit ihr sprach und scherzte und erst durch die wiederholte Mahnung seines Onkels darauf aufmerksam gemacht werden konnte, daß die Gesellschaft sich bereits im Kreise gesetzt habe und die Erzählung des Fräuleins Wilkow erwarte.

„Mein Unfall,“ sprach sie mit leichtem Erröthen, „hat mich gestern, wenn ich nicht irre, gerade bei der Zusammenkunft der Ritter mit dem Fräulein getroffen. Wanda's Vater, der nicht nur von außen, sondern auch im Innern dem Orden durch Zwischenträgerei und Uneinigkeit zu schaden sucht, hat überall Spione. Erwünscht ist ihm, daß ihm einer die Anzeige von jener nächtlichen Zusammenkunft macht. Er denkt keinen Augenblick daran, daß es seine Tochter sein könnte, sondern schleicht sich mit Knechten in jene Ruinen und überfällt zuerst den Freund; die Dame und ihre Amme, die immer zugegen war, entfliehen; es kommt zum Gefecht, die Knechte werden in die Flucht geschlagen, und auch der Alte zieht sich zurück, doch nicht, ohne sich vorher mit einem Zeichen von seinem Gegner versehen zu haben.

„Den andern Tag versammelt der Großmeister ein Kapitel. Er entdeckt den Rittern diesen Vorfall und beschwört die Schuldigen, sich zu nennen. Sie schwiegen. Noch einmal fordert er sie vergebens auf und zeigt dann der Versammlung eine goldene Kette, woran ein Siegelring befestigt ist. Das Wappen wird erkannt, und der Freund sieht sich genöthigt, zu gestehen. Er übersieht mit klarem Blick seine Lage; die geschärften Gesetze müssen ihn schuldig sprechen, darum ist für ihn keine Rettung. Doch glaubt er, da er selbst verloren ist, seinen Freund retten zu können. Er gesteht, in den Ruinen mit einer Dame gesprochen zu haben. Der Meister ist tief ergriffen von diesem Geständniß; es ist ein tapferer junger Mann, den das Urtheil trifft, er wurde von Vielen geliebt. Peinlich ist die Lage des Helden selbst und treffend die Beschreibung, wie die Furcht vor Entehrung, die Hoffnung, der Freund könne gerettet werden, ihn bald zur Entdeckung antreiben, bald davon zurückhalten. Das Urtheil der Ritter wird gesammelt. Es lautet: ‚Entehrender Ausschluß aus dem Orden.‘ Jetzt aber erzählt der Meister, daß noch ein zweiter Johanniter diesen Fehltritt getheilt habe; er verspricht, die Strafe in Entlassung zu mildern, wenn der Schuldige den Mitschuldigen entdecke. Jener schweigt und verrathet ihn nicht. Da stürzt der Neffe des Meisters hervor und bekennt seine ganze Schuld. Diese Scene, der Schmerz des alten Ulerich von Elrichshausen und der Wettstreit der Freunde, von welchen Jeder der Schuldige sein will, ist so treffend, daß man sie hören muß.“

Jetzt erst sah man sich nach dem Vorleser um. Doktor Zündler sprang nach dem Buch, das auf dem Tische lag, um zu lesen, und hatte sich schon mit freundlichem, zuversichtlichem Lächeln Elisen genähert, als der alte Rempen plötzlich aus den dichten Reihen der Männer Palvi herbeiführte. „Nein, nein,“ sagte er, „hier steht der Mann, der uns gestern gezeigt hat, wie gut er einen Roman vorlese; ich denke, bester Doktor, Ihre Stimme paßt mehr zum Leichten, Lyrischen.“ Mit spöttischem, halb verlegenem Lächeln reichte der Doktor das Buch hin, und Palvi las, wenn es möglich war, noch schöner als am gestrigen Abend. Diese erhabene und so unglückliche Freundschaft, die Zeremonien ihrer Ausstoßung aus dem Orden, ihre letzten Worte, als sie das Schloß verlassen, lockten in manches Auge Thränen der Wehmuth, und Elise selbst schien so gerührt, daß Palvi mehrere Kapitel weiter las, um ihr Fassung zu geben. Unsern Leser ist dieser Roman zu bekannt, als daß wir nicht besorgen müßten, sie durch längere Auseinandersetzung zu ermüden. Jene interessanten Abtheilungen, wo die beiden verstoßenen Ritter an den romantischen

Ufern der Nogat umherstreifen, jene glücklichen Schilderungen eines schönen Landes, die Nachrichten über die alten Preußen, in deren Mitte der Orden zwei Jahrhunderte zuvor den Samen der Kultur getragen hatte; ihre alterthümlichen Gebräuche, die unverkennbaren Spuren heidnischer Sitten und Gebräuche, auf sonderbare Weise mit christlichem Ritus vermischt, dies Alles, getragen und veredelt von der tiefen Melancholie Kuno's, von seines Freundes Seelenstärke und heiterem, unverzagtem Muth, spannte die Zuhörer und riß sie hin.

Elise hatte sich bald wieder so weit gefaßt, daß sie mit Ruhe weiter erzählen konnte. Sie erzählte, wie die beiden Vertriebenen die Verrätherei des Ordenskastellans entdecken, der die Polen heimlich nach Marienburg rief; wie sie unter Gefahr und Beschwerden sich durch die aufrührerischen Preußen nach Marienburg durchschlagen, den Meister warnen und verborgen auf Gelegenheit harren, dem Orden zu nützen. Mit großer Begeisterung las Palvi jene Schlachtscenen, worin der Meister bei einem Ausfall auf die Polen von seinem Neffen gerettet wird, wo der Freund die heilige Fahne des Ordens, der ihn verstoßen, aus dem dichtesten Haufen der Feinde zurückbringt und diese erhabene That mit einer tödtlichen Wunde zahlt. Tiefe Rührung brachten jene Stellen hervor, wo der Sterbende seinem Freund so manches Räthselhafte in seinem Betragen auflöst und ihm gesteht, daß auch er selbst Wanda aufs Innigste geliebt habe. Der Schmerz um den Sterbenden bewegt Kuno zu dem romantischen Entschluß, seiner Liebe auf immer zu entsagen, besonders da ein Verdacht in ihm keimt, daß sie ihn weniger geliebt als den Freund. Die nächtliche Bestattung dieses edeln Menschen, die Wiederaufnahme Kuno's in den Orden waren von ergreifender Wirkung, nicht minder rührend Wanda's Versuche, den Geliebten noch einmal zu sprechen, und als sie sich vergessen glaubt, ihr schnelles Hinwelken.

Der Kastellan ist von dem Czirwenka, dem Hauptmann der böhmischen Besatzung, der dessen Geständniß fürchtet, selbst getödtet worden; verlassen, verwaist, auch von der Liebe verlassen, will sie nur so lange noch in der Nähe des Geliebten weilen, bis der Frühling heraufkommt; doch nicht nur diese zarte Blume, auch der Orden trägt den Tod im Herzen, und beide sollten den letzten Frühling in Marienburg sehen.

Der Großmeister Ulerich von Elrichshausen kann sich mit seinen Rittern nicht mehr gegen den Aufstand der Preußen und gegen seine eigenen Söldner halten. Er will den Orden nach Deutschland führen und bedingt sich von den Verräthern freien Abzug. Schon sind die Pferde gerüstet, der Zug will aufbrechen, und die

Ritter nehmen mit blutendem Herzen von den Hallen dieser Burg Abschied, und als Alle noch einmal ihr Theuerstes mustern, was sie verlassen sollen, kann Kuno dem letzten Ruf der Geliebten nicht widerstehen; er will zu ihr und — findet sie sterbend. Sie schien nur noch so viel Leben in sich zu tragen, um ihn von ihrer Treue, ihrer Liebe zu versichern. Indessen hat Czirwenka die Thore geöffnet. Sechshundert Polen ziehen ein, und, statt dem Orden freien Abzug zu gönnen, wird der Großmeister vom Pferde gerissen, verspottet und verhöhnt. Kuno verläßt die sterbende Geliebte, um ihm beizuspringen; ein heftiges Gefecht entspinnt sich in den Höfen; einem großen Theil der Ritter, den Meister in der Mitte, gelingt es, zu entkommen; aber Kuno mit sechs andern tapfern Ordensbrüdern, welche die Fahnenwache bildeten, werden von den Uebrigen abgeschnitten; kämpfend ziehen sie sich über die breiten Stufen bis in den großen Rempter zurück, wo sonst die Ordensfahne stand. Der Entschluß, sie lebend nicht zu übergeben, beseelt sie; sie pflanzen das Panier an seinem alten Standpunkt auf und umgeben es. Lange gelingt es ihnen, das Siegeszeichen so vieler Schlachten zu vertheidigen. Aber die Polen dringen immer heftiger ein; Uebermacht und Verrath siegen, und über ihre Fahne gebreitet, sterben die letzten Ritter von Marienburg.

Es entstand eine Pause, als Palvi geendet hatte; es schien Niemand zuerst jene Stille stören zu wollen, die unter Zwei oder Drei heilig und rührend, in größeren Gesellschaften peinigend ist. Doch je erhabener das Gefühl ist, welches zu einer solchen Ruhe zwingt, desto ängstlicher sind die Menschen, mit etwas Gemeinem diese Nachklänge tieferer Empfindungen zu unterbrechen. Sie rennen dann auf allen Vieren durch die Speisekammer ihrer Erinnerung, um etwas Feines, Eingemachtes, Kandirtes vorzusetzen, statt ihre frischen natürlichen Gefühle sprechen zu lassen.

„Dieser ganze Roman," lispelte endlich eine Dame, deren Bläße und feuchte Augen auf zarte Nerven schließen ließen, „kommt mir vor wie jener Ausspruch Jean Paul's: ‚Wie manche stille Brust ist nichts als der gesunkene Sarg eines erblaßten geliebten Bildes.' Dieser Hüon liebt gewiß unglücklich, und darum gefällt er sich in diesem tragischen Geschick."

„Gerade dies kommt mir überaus komisch vor," bemerkte der Rath, dem Neid und Verdruß um die Nasenflügel spielten; „dieser Mensch hat zu wenig Tiefe, zu wenig Empfindung, um die Wehmuth, das Unglück zu zeichnen; doch ich habe mich an einem andern Ort hinlänglich darüber ausgesprochen. Gewiß, es ist so, wie ich sage. Es steht ja gedruckt, mein Urtheil," setzte er hinzu, indem er sich vornehm in den Stuhl zurücklehnte.

„Doch glaube ich, auch gegen ein gedrucktes Urtheil findet noch Appellation statt," sagte der junge Rempen mit gleichgiltiger Miene.

„Wie so?" rief der Rath erröthend.

Rempen war etwas betroffen; aber die muntern Augen seines Oheims, der hinter dem Stuhl des Raths stand, winkten ihm, fortzufahren. „Ich meine, ich habe so etwas gelesen, das Ihr Urtheil, bester Herr Rath, völlig umstieß," entgegnete er; „übrigens ist ein gedrucktes Urtheil immer nur das Urtheil eines Einzelnen, und dem Einzelnen muß erlaubt sein, dagegen zu streiten. Ich zum Beispiel finde diesen Roman besser, als Sie ihn gemacht haben. Auch glaube ich, Tiefe des Gefühls müsse Dem abgehen, der dies in den letzten Rittern von Marienburg nicht findet."

Der Oheim hatte Solches wol nicht geahnet; denn er und die ganze Gesellschaft schienen erstaunt über die Kühnheit des Stallmeisters.

„Solche historische Romane," nahm der Professor das Wort, „sind nur Fabrikarbeiten. Die Form ist gegeben, und wie leicht, wie sicher läßt sich diese Form von Jedem handhaben! Nehmen Sie irgend einen Lappen der Welthistorie, zerreißen ihn in kleine Fetzen und kleiden die hergebrachten Personen von A bis Z darein, so haben Sie einen historischen Roman. Die weitere Entwicklung ist leicht, besonders wenn man es sich so leicht macht wie dieser Hüon und nur genugsam Floskeln eingestreut sind; wenn das Thränentuch häufig als Panier aufgepflanzt wird, so kann der Eindruck nicht verfehlt werden."

„Und doch däucht mir," erwiderte Palvi, „es ist bei Weitem schwerer, einen Roman zu dichten, der den Forderungen einer wahren, vernünftigen und billigen Kritik entspricht, als ein Drama zu schreiben."

„Und was nennen Sie denn eine vernünftige und billige Kritik, Herr Referendarius?" fragte Doktor Zündler mit ungemein klugem und spöttischem Gesicht.

„Man muß ein Buch," erwiderte Palvi mit großer Ruhe, „man muß insbesondere ein Gedicht zuerst nach den Empfindungen beurtheilen, die es in uns hervorruft; denn auf Gefühl ist ja ein solches Werk berechnet; es soll angenehm unterhalten, durch den Wechsel freudiger und wehmüthiger Scenen befriedigen. Und dann erst, wenn unser Herz darüber entschieden hat, daß das Buch ein solches sei, das unsere Gefühle erhoben, befriedigt hat, dann erst erlaube man dem Verstand, sein Urtheil darüber zu fällen, und ihm bleibt es übrig, nachzuweisen, was in Anordnung oder Stil gefehlt ist."

„Da müßte man am Ende alle Herzen abstimmen lassen," sagte der Rath mitleidig lächelnd, „müßte umherfragen: hat's

gefallen oder nicht? ehe man ein öffentliches Urtheil fällt. Aber dem ist nicht so; unsere Journale waren es von jeher, denen zu loben oder zu verdammen zustand, und der gebildete, geläuterte Geschmack ist es, der dort richtet."

„Ueberhaupt dächte ich," setzte Doktor Zündler mit zärtlichem Seitenblick auf Elisen hinzu, „man kann über Dinge dieser Art in Gesellschaft eine gebildete Dame mit Vergnügen hören, wie schon Goethe im Tasso sagt; aber ein öffentliches Urtheil müssen nur Leute vom Fach fällen, und nur Leute vom Fach können dagegen opponiren."

„Und halten Sie Sich etwa für einen Mann vom Fach?" fragte Palvi mit großem Nachdruck.

Der Doktor verbarg seinen Unmuth über diese Frage nur mühsam hinter einem lächelnden Gesicht. „Ich denke, die Welt zählt mich zu Deutschlands Dichtern," sagte er.

„Die Welt," antwortete der Referendar, „die betrogene Welt, aber nicht ich — so wenig als ich meinen Delopisten für ein Genie halte."

Die Gesellschaft fiel aus ihrer Spannung in eine sonderbare Bewegung. Die Damen sahen unmuthig auf Palvi, ein Theil der Männer lachte über des Doktors auffallenden Mangel an Fassung, ein anderer Theil mißbilligte laut solche Reden in einer guten Gesellschaft.

„Herr von Palvi," rief endlich Zündler bebend, — man wußte nicht, ob vor Wuth oder Schrecken, — „wie soll ich Ihre sonderbaren Reden verstehen?"

„Ja, ja, Doktor," sagte der Stallmeister laut lachend, „auch mit meiner Bewunderung hat es ein Ende; man sagt, Sie haben Sich Ihre Gedichte und sonstigen schönen Sachen machen lassen."

„Machen lassen?" fragte der Chorus der Literatoren mit Bestürzung.

„Hat sie machen lassen?" rief die Gesellschaft.

„Wer wagt dies zu sagen?" schrie der Doktor, indem er bleich und athemlos aufsprang.

„Nun, leider Derjenige selbst, der sie Ihnen verfertigt hat," antwortete Rempen mit großer Ruhe, „der Magister Bunker; er logirt oben in Ihrem Hause."

Der entlarvte Dichter versuchte noch einige Worte zu sprechen; er war anzusehen wie der Kopf eines Enthaupteten; die Augen drehen sich noch, die Lippen scheinen Worte zu sprechen; aber der Geist ist entflohen, der diesen Organen Leben gab. Eilig drängte er sich dann durch den Kreis, stürzte nach seinem Hut

und verließ den Saal und die vor Verwunderung verstummte Gesellschaft.

„Ist es denn wahr?“ sprach endlich die von Angst und Sorge erbleichte Elise, indem sie den Stallmeister sehr ernst ansah.

„Gewiß, mein Fräulein!“ erwiderte Dieser lächelnd. „Ich würde der Gesellschaft diese Scene erspart haben; aber ich war zu tief über die freche Stirne erbittert, womit dieser Mensch mich und Sie Alle hinterging. Doch hören Sie von dem wunderlichen Mann, der ihm Alles dichtete!“

Man setzte sich schweigend, und Rempen erzählte; während seiner Erzählung schlich sich der Redakteur der Blätter für belletristisches Vergnügen aus dem Saal, ihm foglten seine Genossen, beschämt und ergrimmt über sich, den Doktor und die ganze Welt. Der Gesellschaft aber gereichte die Erzählung des Stallmeisters zu nicht geringem Vergnügen. Die gute Stimmung war wiederhergestellt, der Punsch, den der alte Rempen als Nachsatz von gestern gab, löste die Zungen, man fühlte sich weniger beengt, seit die öffentlichen Schiedsrichter hinweggegangen waren, man sprach allgemein das Lob des vorgelesenen Romans aus. Auch die Toasts wurden nicht vergessen, und als Julius von Rempen die Gesundheit aller wahrhaften Dichter und ihrer gründlichen Kritiker ausgebracht hatte, wagte es Elise mit glänzenden Augen, aber tief erröthenden Wangen, die Gesellschaft aufzufordern, auf das Wohl des neuen Hüon und der letzten Ritter von Marienburg zu trinken.

9. Das Geheimniß.

Elise hatte dem Stallmeister, als er beim Nachhausefahren neben dem Wagen ritt, erlaubt, sie den andern Tag zu besuchen; er kam, er fand sie allein und gütiger gegen ihn gesinnt als je. Sie neckte ihn über seine Eingriffe in die literarische Welt und rieth ihm, nie etwas drucken zu lassen; denn er habe alle Recensenten gegen sich aufgebracht.

„Und sind denn nicht auch Sie mir einige Minuten gram gewesen,“ fragte er lächelnd, „weil es einer Ihrer Freier war, den ich entlarvte?“

„Einer meiner Freier?“ fragte sie hocherröthend. „Zündler? Sie irren Sich.“

„O, Sie schenkten ihm oft ein geneigtes Ohr,“ fuhr er fort, „verabschiedeten mich oft mitten im Gespräch, um auf die Worte dieses großen Dichters zu lauschen.“

„Gewiß nicht, Rempen!“ antwortete sie verlegen. „Und einer meiner Freier, sagten Sie, als ob ich deren viele hätte!“

„Ich kenne wenigstens einige," erwiderte er mit lauerndem Blick.

„Und wen?"

„Zum Beispiel Palvi."

„Palvi!" rief sie erbleichend. „Was wollen Sie mit Palvi? Ich kenne ihn nicht."

„Elise," erwiderte der Stallmeister sehr ernst, „Sie kennen ihn. Der Zufall ließ mich vorgestern hören, daß Sie ihm selbst sagten, wie gut Sie ihn kennen. Sie lieben ihn."

„Nimmermehr!" rief sie mit glühendem Gesicht. „Er ist ein Abscheulicher! Glauben Sie, ich werde einen Elenden lieben, der — mein Kammermädchen anbetet?"

„Elise! Palvi?"

„Ja, ich gestehe es," flüsterte sie, in Thränen ausbrechend, „Ihnen gestehe ich es: es gab eine Zeit, wo ich für diesen Menschen Alles hätte thun können. Ich kannte ihn noch aus meiner Kindheit und auch später; er war mir werth. Aber hören Sie: Schon oft hatte mir mein eingebildetes Kammermädchen von einem schönen Herrn erzählt, der sie immer anrede, ihr von Liebe vorschwatze, und dem sie recht herzlich zugethan sei. Eines Tages stand sie dort am Fenster; auf einmal schlägt sie die Hände zusammen vor Freude, bittet mich, ans Fenster zu treten und ruft: „Sehen Sie, Der dort in der Thüre des Buchladens steht, der ist der schöne Herr!" Sie macht mir Platz, ich trete arglos hin, und aus dem Laden tritt in diesem Augenblick —"

„Wie, doch nicht Palvi?" rief der Stallmeister, ergrimmt über das schlechte Betragen eines Mannes, den er geachtet hatte.

„Er selbst," flüsterte Elise und drückte ihre weinenden Augen in ihr Tuch.

Der Stallmeister überließ das unglückliche Mädchen einige Minuten der Erinnerung an einen tiefen Kummer; hatte er ja doch selbst diese Pause nöthig, um sich zu sammeln. Liebe, Mitleiden, so viele andere Empfindungen stürmten auf ihn ein, rissen ihn hin, Elisens Hand zu ergreifen und sie an seine brennenden Lippen zu ziehen. Erschreckt, überrascht blickte sie ihn an; doch schien ein günstiges Gefühl für ihn ihren strafenden Blick zu mildern.

„Und darf ein Mann," sprach er bewegt, „zu Ihnen von Liebe reden, nachdem Sie so Bitteres von uns erfahren? Darf er sagen, er würde treu sein bis in den Tod, wenn Sie ihm nur einen Theil jener Liebe schenken könnten, die Jener ganz besaß?"

„Julius, was fällt Ihnen ein?" rief sie mit bebenden Lippen, doch ohne ihm ihre Hand zu entziehen. „Wozu —"

„Elise," fuhr er fort, „ich kann einem so großen und schönen Herzen, wie das Ihrige ist, wenig Trost geben; aber die Zeit mil-

dert; und kann nicht treue und aufmerksame Liebe selbst schönere Vorzüge ersetzen?“

Sie wollte antworten, sie erröthete und schwieg; aber ihren Blick voll Liebe und Wehmuth durfte er günstig für sich deuten; er schloß sie in seine Arme und küßte ihren schönen Mund.

„Aber mein Gott, Rempen,“ sagte sie, indem sie sich sanft von ihm loszumachen suchte, „was machen Sie doch?“

„Ich habe Dich ja längst geliebt,“ fuhr er fort, „hatte nur einen Wunsch; ich glaubte Dein Herz nicht mehr frei und zögerte; jetzt, da ich weiß, daß nur Gram, aber keine fremde Liebe in diesem Herzen wohnt, jetzt mußte ich dieses lästige Geheimniß von mir werfen. Aber wie? — zürnen Sie mir vielleicht über alles Dieses?“

„Julius!“ rief sie, erschreckt von dem wehmüthigen Ton, womit er die letzten Worte sagte. Dieser Name, so sanft und wohlwollend ausgesprochen, ihr ängstlicher, zärtlicher Blick sagten ihm mehr als alle Worte. „Und darf ich mit dem Vater reden, Elise? Darf ich?“ setzte er hinzu.

Sie erröthete und erbleichte ebenso schnell wieder, sie sah ihn eine kleine Weile prüfend an, eine Thräne trat in ihre schönen Augen; aber um ihren Mund zog ein flüchtiges, feines Lächeln; sie drückte seine Hand; eine kleine Bewegung des Hauptes und die hohe Röthe, die wieder über ihre Wangen ging, sagten Ja, und schnell, wie vom Winde hinweggetragen, war sie in ein anderes Zimmer entschlüpft.

Der Stallmeister war in jeder Hinsicht eine so gute und anständige Partie, daß der alte Wilkow, als der Geheimerath von Rempen für seinen Neffen warb, keinen Anstand nahm, seine Zusage zu geben. Der junge Mann selbst war so von seinem süßen Glück erfüllt, daß er lange nicht an die Begebenheiten dachte, die diesem wichtigen Schritt vorangegangen waren. Endlich erinnerte ihn ein Zufall an Palvi; so unangenehm diese Erinnerung war, so fühlte er doch als Mann und als künftiger Gatte Elisens, daß er diesem Menschen, mochte er sich auch wirklich schlecht gezeigt haben, Erklärung schuldig sei. Und wie bebte seine Hand, als er ihm in wenigen Zeilen sagte, daß Elisens Widerwillen unüberwindlich sei, daß er ihn versichern könne, daß sie niemals einen Mann mehr lieben werde, welchen sie aufzugeben nicht Unrecht gehabt, daß er selbst versuchen wolle, Palvi's Stelle bei ihr zu ersetzen. Ja, seine Hand, sein Herz bebte, als er diese Buchstaben niederschrieb; es konnte ihn nicht beruhigen, daß er sich ins Gedächtniß recht lebhaft zurückrief, wie niedrig und elend dieser Mensch an einer so zarten, heiligen Liebe, wie sie Elise gab, gefrevelt habe. Die edeln Züge, das Auge dieses Mannes standen vor ihm; ein so hoher und liebenswürdiger Geist, so fein in Urtheil und Benehmen, und dennoch so

wenig sittliche Würde? Die Erinnerung an jenen Abend, wo sich ihm Palvi so ernst und doch so herzlich genähert hatte, wo er ihm sein inneres Leben aufschloß und ein verarmtes Herz bei solchem Reichthum der Gedanken, eine tief verwundete Seele bei solcher Gesundheit des Geistes zeigte, machte ihn so wehmüthig, daß er nahe daran war, die kaum geschriebenen Zeilen zu zerreißen; aber der Gedanke an Elise, die Vermuthung, daß dieser Palvi jene schönen Empfindungen, so tiefe Rührung nur geheuchelt haben müsse, erkalteten schnell seine warme Theilnahme. Entschlossen schickte er den Brief ab, und doch däuchte es ihm, als er seinen Boten verschwinden sah, er habe einen Todespfeil auf ein edles Herz entsendet.

10. Zweifel.

Der alte Herr von Rempen erinnerte sich mehrerer Fälle, wo die feierliche Verlobung gräflicher, sogar fürstlicher Paare gleich den andern oder dritten Tag, nachdem die Werbung angenommen worden, vor sich gegangen war. Er stand daher um so weniger an, seinen Neffen und Elisens Vater zu gleicher Eilfertigkeit zu treiben, als er selbst gleich nach dieser Scene, wobei seiner Meinung nach sein Segen nothwendig sei, mehrere Wochen auf dem Lande verweilen wollte. So kam es, daß sich der Stallmeister durch den verhängnißvollen Zug der Umstände auf einmal in die ruhige Bucht eines schönen, häuslichen Glückes versetzt sah, als er sich kaum noch auf hoher See glaubte oder wenigstens von Klippen träumte, an welchen seine Hoffnung auf immer scheitern könnte. Am Morgen jenes festlichen Tages, der zu seiner Verlobung angesetzt war, brachte ihm ein Knabe einen Brief. Die Hand, die ihn überschrieben, war ihm unbekannt. Er öffnete und fand den Namen des Magisters Bunker unterzeichnet. So unangenehm auch die Erinnerungen sein mochten, mit welchen dieser Name in Verbindung stand, so machte doch das Andenken an diesen alten Mann und die wenigen rührenden Worte des Briefes tiefen Eindruck auf ihn. Er bat den Stallmeister, dem Knaben zu ihm zu folgen; er habe ihm nothwendig etwas zu eröffnen und sei selbst zu schwach und angegriffen, als daß er über die Straße gehen könne. Rempen fürchtete anfangs ein Zusammentreffen mit Palvi. Als aber der Knabe auf seine Frage, ob Herr von Palvi bei dem Alten sei, antwortete: „Ach nein! der ist schnell ganz weggereist und kommt nimmer wieder, und der alte Herr Magister hat geweint wie ein Kind," so nahm er eilends seinen Hut und folgte.

Der Knabe führte ihn durch mehrere Seitenstraßen in einen abgelegenen Theil der Stadt, wo nur arme Leute und Handwerker wohnten, bis vor ein kleines, aber reinliches Haus. Dort stieg er

eine Treppe hinan und öffnete dem Stallmeister eine Thür. Es war ein Zimmer voll Verwirrung und Unordnung, in das sie traten. Papiere und Bücher lagen am Boden zerstreut, und die Trümmer einer Guitarre mischten sich mit ausgeleerten Flaschen und alten Schuhen. Auf den Stühlen lagen Kleidungsstücke, auf dem schlechten Kanapee aber saß, den Kopf in die Hand gestützt, ein Mann, in welchem Rempen den Alten erkannte. Beim Geräusch, das ihr Eintreten verursachte, wandte er den Kopf um und hatte Thränen in den alten Augen.

„Vergeben Sie mir!“ sagte er, indem er mit Mühe sich aufraffte. „Meine Beine tragen mich nicht mehr zu Ihnen, und meine Hand zittert — ich mußte meine Botschaft mündlich geben.“

„Was ist vorgegangen?“ rief der junge Mann bestürzt. „Sie sind krank, Sie weinen — um wen? Und von wem eine so feierliche Botschaft?“

Der Alte trocknete sich die Augen. „Er hat viel auf Sie gehalten,“ sprach er, „noch gestern und vorgestern hat er immer von Ihnen gesprochen und innig bedauert, daß er Sie so spät erst kennen gelernt habe. Sie hätten können herzliche Freunde werden; denn Sie sind keiner von den schuftigen Gesellen, die er verabscheute.“

„Mein Gott, Sie sprechen von Palvi? Wo ist er?“

„Möge ihn ein gütiger Arm vor den Wellen des Flusses bewahrt haben!“ erwiderte der Alte sehr ernst; „doch, nicht wahr, junger Mann, es gehört größere Kraft dazu, einen Kummer zu tragen, als sich von ihm zerbrechen zu lassen? Nicht wahr? Ich glaube es wenigstens, und er ist eine kräftige Seele, er kann nicht zum Selbstmörder werden.“

Rempen verhüllte sein Gesicht, er konnte den tiefen Gram des Alten nicht länger sehen. Aber Dieser zog ihm ängstlich die Hand von den Augen. „O lesen Sie doch,“ sagte er, indem er ihm einen Brief darbot; „lesen Sie genau, prüfen Sie jedes Wort; nicht wahr, es steht nichts darin, daß er sich tödten wolle?“

Rempen nahm das Blatt; es war in wenigen Worten ein kurzer, aber ergreifender Abschied an den Alten. Er müsse ihn und diese Stadt verlassen, schrieb er. Als Grund gab er nur flüchtig sein unglückliches Verhältniß zu Elisen an, von welchem der Alte völlig unterrichtet schien.

Rempen suchte den Alten zu trösten; es sei so natürlich, sagte er, daß Palvi sich zerstreuen wolle, daß er vielleicht nur eine kleine Reise mache.

Aber der Alte schüttelte mit bitterem Lächeln den Kopf. „Er kommt nicht wieder, und ach, ich habe keine Freude und keinen Freund mehr! Er hat alle seine kleinen Rechnungen bezahlt, und mir,“ setzte er weinend hinzu, „mir hat er seine Bücher und Alles

hinterlassen. — Doch zu meinem Auftrag! Sie sehen, wie sehr er Sie schätzte, hier ist ein Paket mit Büchern an Sie, die Adresse schrieb er noch heute Morgen, und in einem kleinen Zettelchen, das er darauf gelegt hat, bittet er mich, Sie bei Allem, was heilig ist, zu versichern, daß er kein schlechter Mensch gewesen sei, daß er Sie liebe und in Ihrem Glück sein eigenes finde."

Indem der Magister noch diese Worte sprach, hörte man ein Geräusch auf der Treppe, eilende Schritte nahten dem Zimmer, die Thüre ging auf, und, ein Zeitungsblatt in der Hand, stürzte der Buchhändler Kaper in das Zimmer. „Wo ist er?" rief er erhitzt und athemlos. „Wo ist der große und unvergleichliche Hüon, unser Scott, unser letzter Ritter! Wo ist die Blüthe und der Kern unserer Literatur? Ich meine den Herrn Referendar von Palvi, der hier logirt, wenn ich nicht irre," setzte er hinzu, als er den Gesuchten nicht im Zimmer fand.

„Er ist verreist," antwortete der Alte.

„Himmel! komme ich zu spät?" fuhr Kaper fort; „wissen Sie nicht, hat Hüon schon einen Verleger zum nächsten Historischen? Daß wir es erst heute erfahren müssen! — Ei! ei! gratulire, Herr Stallmeister, zu meiner schönen Nachbarin. — Aber wer hätte das gedacht, daß wir den göttlichen Hüon in den eigenen Mauern hätten, daß es dieser Herr von Palvi wäre!"

„Wie?" rief der Stallmeister, indem er den Alten staunend anblickte, „er wäre Hüon?"

„Da steht's, da steht's gedruckt im Konversationsblatt," schrie der Buchhändler, indem er seine Zeitung dem jungen Rempen überreichte.

„Hüon," sagte der Alte, „er war Hüon. Wohl hat er den Ungläubigen die Backenzähne ausgezogen, und vergebens kämpften sie gegen meinen edlen, jugendlichen Paladin; aber sein Geschick wollte, er sollte Hüon ohne Rezia sein."

Noch einmal öffnete sich die Thüre und spie, wie das Thor im Löwengarten des Königs Franz, zwei Leoparden auf einmal aus. Es waren der Rath und der dramatische Professor, die hereinstürzten. „Wo ist er?" riefen sie. „Vergessen sei alle Fehde! Wir hatten ja einen ganz Andern im Verdacht, der Autor dieses Romans zu sein; darum, gewiß nur darum haben wir ihn gehauen. Ins Freitagskränzchen soll er kommen, Mitarbeiter soll er werden am belletristischen Vergnügen! Den Zündler soll er uns ersetzen, der treffliche Hüon!" So schrien sie durch einander; aber mit Hohn und Verachtung blickte sie der Alte an. „Ihr findet ihn nicht mehr," sagte er. „Er ist hinweg für immer."

„Hat er etwa einen Ruf bekommen?" rief der Professor.

„Ha!" rief ihm der Rath nach, „das ist ja wol Zündler's

räthselhafter Magister. Herrlicher Fund! Wir zahlen zehn Thaler pro Bogen, Werthgeschätzter. Arbeiten Sie mit an unserm Blatte, was Sie wollen, Gedichte, Novellen, Recensionen, Kunstgefühle, wir nehmen Alles auf!“

„Zurück!“ entgegnete der alte Mann mit mehr Hoheit, als ihm Rempen zugetraut hatte. „Ich habe einen Freund verloren, eine große schöne Seele, und bin nicht gesonnen, ihn mit Euch und Euren Thalern zu ersetzen. Dort am Boden liegen Palvi's Papiere — theilet Euch in seinen poetischen Nachlaß!“

Er sprach es, nahm den Stallmeister unter den Arm und verließ mit ihm langsam das Zimmer. Kaper, der Rath und der Professor stürzten wie Drachen auf den Boden und über die Papiere her, und mitten in seinem Kummer mußte der Stallmeister lächeln, als ihm der Alte auf der Treppe entdeckte, Jene werden nur Fragmente von juridischen Relationen und unbedeutende Kriminalakten finden. Als aber der Alte an der Thüre des Hauses mühsam und auf seinen Stab gestützt an den Häusern hinschleichen wollte, ergriff Rempen seinen Arm von Neuem und führte ihn trotz seiner Widerrede bis zu seiner Wohnung. Dort setzte sich der Magister auf einen Stein, um Kräfte zu gewinnen; denn sein Stübchen lag fünf Stockwerke hoch.

11. Gagné? — Perdu!

Elise saß zu derselben Stunde vor der Toilette. Gedankenvoll sah sie vor sich hin, indem das Kammermädchen ihre Haare ordnete. Vielleicht hatte der tägliche Anblick dieser Zofe den Stachel entheiligter Liebe nur immer noch tiefer in das Herz gedrückt; und dennoch vermochte sie es nicht über sich, das Mädchen wegzuschicken. Es war der Stolz einer erhabenen Seele, was sie von diesem Schritt abhielt, der vielleicht auch von ihren Eltern getadelt worden wäre; denn das Mädchen diente treu und geschickt. Doch so tief diese Wunde sein mochte, Elise suchte in diesem Augenblick ihren Schmerz zu übertäuben. Wenn nach den Gesetzen der Natur das Wesen in uns zu derselben Zeit verschiedentlich beschäftigt sein könnte, wenn es möglich wäre, in dem nämlichen Moment in dem Herzen so ganz anders zu fühlen, als man oben hinter den Augen denkt, so müßte Elisens Seele in dieser Stunde nach verschiedenen Richtungen sich getheilt haben. Im Hintergrunde ihres Herzens flüsterten tiefe, wehmüthige Töne die Erinnerung einer schönen Zeit, sie sangen in klagenden Weisen jene Tage, wo Elise auf der ersten Stufe der Jugend das Auge des Geliebten verstand. In volleren Akkorden rauschten diese Erinnerungen, als sie von Stunden seliger Liebe, von Trennung und der Wonne des Wiedersehens sprachen. „Verloren, verloren durch seine eigene Schuld!“ weinte dann ihre Seele. „Untergegangen ein so großer, schöner Geist in

Leichtsinn und Niedrigkeit!" Doch diese Gefühle schlichen nur gleich Schatten vorbei. Sie suchte mit aller Gewalt des Geistes den Blick von diesen Erscheinungen abzuwenden, sie dachte sich das ruhige, klare Wesen ihres zukünftigen Gatten, sein bescheidenes und doch so würdiges Betragen, seine reine Herzensgüte — sie rief sich Alles dies hervor, ja, sie versuchte zu lächeln und freundlichere Gefühle dadurch zu erringen, aber — es gelang ihr, ruhig, doch nicht, heiter zu werden.

Der Putz war vollendet, sie richtete sich vor dem hohen Spiegel auf, und die Freude an ihrer eigenen hübschen Gestalt verdrängte auf Augenblicke jene düsteren, wehmüthigen Bilder.

„Nein, und wenn er noch so propre angethan wäre," sagte in diesem Augenblick das Kammermädchen am Fenster, „mich soll er nicht mehr anreden dürfen!"

„Ich habe Dir gesagt, Du sollst nicht mehr von solchen Dingen reden," rief Elise mit der Röthe des Unmuthes auf den Wangen.

„Ach Gott! Gnädiges Fräulein, ich will ja auch gar nichts mehr von dem schlechten Menschen wissen; aber ich sagte nur so, weil er wieder in Herrn Kaper's Laden steht."

Elise zitterte, sie wollte von dem Spiegel hinwegeilen; aber unwiderstehlich zog es sie an das Fenster. Sie warf einen Blick hinüber, und unter jener Thüre stand — Doktor Zündler.

„Wie!" rief sie, kaum ihrer Worte mächtig, der Zofe zu, „ist es denn Dieser?"

„J, freilich! Aber werden Sie mir nur nicht böse!"

„Und Dieser ist Derselbe, den Du damals meintest?" fuhr sie mit bebenden Lippen fort.

„Wer denn anders?" entgegnete Jene ruhig; „aber ich weiß jetzt, er ist ein schlechter Mensch, und jetzt weiß ich auch, wie er heißt: Doktor Zündler."

„Geh, geh, bringe die Kleider weg," flüsterte Elise, indem sie ihr glühendes Gesicht halb bewußtlos in die Kissen des Sophas drückte; das Mädchen eilte erschrocken hinweg, und die unglückliche Braut war mit ihrem Gram allein. Welche Gefühle stürmten auf sie ein! Beschämung, Liebe, Unmuth über sich selbst. Sie sprang auf; ein Gang durch das Zimmer machte sie muthiger. Sie wollte Rempen Alles gestehen; sie war einen Augenblick überzeugt, er werde so edel sein, zurückzutreten, Palvi werde leicht zu versöhnen sein. Aber die Stadt wußte, daß heute ihre Verlobung sei. Ihr Vater hat dem Geliebten sogar das Haus verboten; würde er jemals einwilligen, sie glücklich zu machen? Nein! — Scham vor der Welt, Reue, Angst warfen sie nieder. Bleich, erschöpft und zitternd fand sie der Stallmeister, als er bald darauf ernster, als zu diesem fröhlichen Tag sich schickte, in Elisens Zimmer trat.

„Ich muß Ihnen eine sonderbare Nachricht geben," sagte er bewegt, indem er sich zu ihr setzte und, beschäftigt mit seinen Gedanken, ihre Verwirrung nicht bemerkte. „Palvi ist weggereist, und zwar auf immer."

„Er ist todt!" rief sie. „Gewiß, schnell, sagen Sie es nur heraus, er hat sich getödtet!"

„Nein," erwiderte Rempen, „er hat mir einen Brief zurückgelassen, worin er Sie und mich zum letzten Mal begrüßt. Er ist nach Frankreich gegangen. Dorthin lautet auch sein Paß, wie mir soeben mein Onkel erzählte."

Elise schwieg. Sie fühlte, daß sie ihn erst in diesem Augenblick ganz verloren habe; aber sie hatte Kraft genug, jeden Laut des Kummers zu unterdrücken.

„Doch, was Sie noch mehr befremden wird," fuhr er fort, „jenen Roman, den Sie uns letzthin erzählt haben, hat uns der Autor selbst vorgelesen."

„Palvi!" rief sie in so eigenem Ton, daß der Stallmeister erschrak. „Er wäre —"

„Hüon, der Autor der letzten Ritter von Marienburg. Es steht schon in öffentlichen Blättern, und hier schickt er mir und Ihnen dieses Werk." Der Stallmeister öffnete ein Paket und gab Elisen die Bücher. Sie öffnete eines derselben. Ihr Blick fiel auf das Märchen, woraus Palvi mit so sonderbarem Accent einige Reime gelesen, und jetzt erst stieg eine längst erbleichte Erinnerung in ihr auf. Es war ja ein Märchen, das Palvi's Vater den Kindern oft erzählt hatte.

Eine große Thräne schwamm in ihrem schönen Auge und fiel herab auf diese Zeilen.

In diesem Augenblick öffneten sich die Flügelthüren. Mit feierlichem Gesicht und überladen mit seinen Orden, trat der Geheimerath von Rempen herein. Mit Anstand trat er vor das Fräulein, ihr den Arm zu bieten. „Die Familien sind im Salon versammelt," sprach er. „Ist es gefällig, jetzt die Ringe zu wechseln? Doch wie? Sind Sie so sehr in unsere Literatur verliebt, daß Sie sogar gerade vor der Verlobung Lesestunden mit meinem Neffen halten? Was lesen Sie denn, wenn man fragen darf?"

Mit einem schmerzlichen Lächeln stand Elise auf und nahm seinen Arm. „Etwas Altes in neuer Form," erwiderte sie, „ein Märchen von untergegangener Liebe!"

„Ei, ei," setzte der Oheim lächelnd und mit dem Finger drohend hinzu, „etwas Solches vor der Verlobung? Und wie heißt denn der Titel?" fragte er, indem er sie in den Saal führte.

„Es heißt: Die letzten Ritter von Marienburg."

Das Bild des Kaisers.

Ne crains pas cependant, ombre encore inquiète
Que je vienne outrager ta majésté muette!
Non — la lyre aux tombeaux n'a jamais insulté.

A. de Lamartine.

1.

In dem Kabriolet des Eilwagens, der zweimal in der Woche von Frankfurt nach Stuttgart geht, reisten vor einigen Jahren an einem der schönsten Tage des Septembers zwei junge Männer. Der Eine von ihnen war erst eine Station hinter Darmstadt eingestiegen und hatte dem früheren Passagier schon beim ersten Anblick durch sein schmuckes Aeußere und den freundlichen Gruß, womit er sich neben ihn setzte, die Furcht, der Zufall möchte ihm eine unangenehme Nachbarschaft geben, völlig benommen. Der Fortgang der Reise bewies, daß er nicht unrichtig geurtheilt hatte, wenn er seinen Reisegefährten für einen wohlgezogenen, anständigen Mann hielt. Was er sprach, war, wenn nicht gerade heiter, doch offen und verständig; nicht selten sogar überraschten den Reisenden leicht hingeworfene Aeußerungen, Gedanken seines Nachbars, die von feiner Bildung, gesellschaftlicher Erfahrung und einer Belesenheit zeugten, die er denn doch hinter dem etwas groben Jagdrock und der unscheinbaren Ledermütze nicht gesucht hätte. Ueberhaupt däuchte es diesem Reisenden, er müsse, je weiter er im Süden vordrang, desto öfter und nicht ohne Beschämung dem Lande und den Bewohnern Vorurtheile abbitten, die man in der Ferne vom Hörensagen, besonders in einem Alter von vierundzwanzig Jahren, so leicht annimmt.

Wie anders war ihm dieses Land im Brandenburgischen geschildert worden! Manche Reisende hatten zwar diese Bergstraße, dieses Neckarthal gelobt; doch erschien dann ihre Beschreibung matt und klein gegen die Wunder der Schweiz, zu welchen sie auf dieser Straße geeilt waren. Ueber die Bewohner war aber in seiner Heimath nur eine Stimme. Hier, bald hinter Darmstadt, fangen die Schwaben an, erzählte man dem jungen Reisenden in Berlin mit einem mitleidigen Blick auf die Karte, mit einem noch mitleidigeren auf ihn, der diese Länder besuchen wolle. Da geht alles gesellschaftliche Leben, alle Bildung aus; ein rohes,

ungesittetes Volk, das nicht einmal gutes Deutsch sprechen kann. Und leider nicht nur die untersten Klassen leiden an diesem Mangel, auch die besseren Stände haben einen Anstrich von eingeschränktem, ungalantem Wesen und reden so elendes Deutsch, daß sie vor Fremden, um nicht erröthen zu müssen, Französisch sprechen. Das war der Reisepfennig, den man ihm nach Schwaben mitgab, und in dem jungen und romantischen Kopf des jungen Brandenburgers hatten diese Sagen sich endlich während der schönen Muße, die ihm die Sandkunststraßen und die schnapsenden Postillons seines Vaterlandes gönnten, so sonderbar gestaltet, daß er sich selbst wie einer jener wohlerzogenen jungen Herren in einem Scottischen Roman erschien, die von den wehmüthigen Erinnerungen an die feinsten Zirkel, an Theater und alle Genüsse der großen Welt erfüllt, von London ausreisen, um das Hochland und seine barbarischen Bewohner zu besuchen.

Doch als die herrliche Welt jener Berge voll Obst und Wein und jene gesegneten Thäler sich vor seinen Blicken aufthaten, als die schönen Dörfer mit ihren rothen Dächern, mit ihren reinlichen, fröhlichen Menschen seinem erstaunten Auge sich zeigten, als da und dort zwischen prachtvollen Buchenwäldern eine alte Burg und ein Schloß mit schimmernden Fenstern auftauchte, da fiel er beinahe in das andere Extrem; er strömte über von Lob und Bewunderung und bemitleidete die arme, flache Mark, ihren kahlen Sandboden, ihre mageren Tannen und ihre bleichen Bewohner, von welchen vielleicht Tausende aus dem Leben gingen, ohne nur eine jener üppigen Trauben gesehen zu haben, die hier in unendlicher Fülle durch das grüne Laub schimmerten, und ein schwacher Trost für seinen Patriotismus war, daß die Natur seine Landsleute durch höhere Einsicht, eine wohllautendere Sprache und feinere Bildung in etwas wenigstens entschädigt habe.

Der junge Mann an seiner Seite schien übrigens, obgleich man seiner Sprache den südlichen Accent anfühlte, die Gesetze des Anstandes nicht minder gut zu verstehen als der Brandenburger; zum Mindesten verrieth keine seiner Fragen Neugierde, über dessen Stand, Vaterland und Reisezweck etwas zu erfahren; er benahm sich zuvorkommend, aber würdig, schien geneigter zu antworten als zu fragen, und übernahm es, ohne sich dadurch belästigt zu fühlen, den Fremden über Namen und Geschichte der Burgen und Städte, die ihm auffielen, zu unterrichten.

So ruhig und kalt übrigens der junge Mann im Jagdkleid über diese Dinge Aufschluß gab, so waren es doch zwei Punkte, über welche er wärmer und länger sprach. Einmal, als sein Neben-

sitzer über die gute Gesellschaft in Schwaben einige seiner sonderbaren Begriffe preisgab, sah ihn der Grüne mit Verwunderung an, fragte ihn auch, ob er vielleicht auf einem andern Wege schon früher in Schwaben gewesen sei, und als Jener es verneinte, erwiderte er:

„Ich weiß, man macht sich hin und wieder, besonders in Norddeutschland, sonderbare Begriffe von uns. Ob mit Recht, mögen Sie selbst entscheiden, wenn Sie einige Zeit in unserer Mitte verweilt haben. Doch möchte ich Ihnen rathen, zuvor etwas unbefangener die mögliche Quelle solcher Urtheile zu betrachten. Ich gebe zu, daß eine gewisse nachtheilige Ansicht über mein Vaterland seit Jahrhunderten besteht; zum Mindesten sind die Schwabenstreiche nicht erst in unsern Tagen bekannt geworden. Doch scheint ein großer Theil dieser aberwitzigen Dinge aus einer gewissen Eifersucht der Volksstämme hervorzugehen und aus der Kleinstädterei, die von je her in unserem lieben Deutschland herrschte. In Schwaben zum Beispiel erzählt man alle jene Sonderbarkeiten, die Andere uns aufbürden, von den Oestreichern; daß aber dieses Vorurtheil selbst in neueren Zeiten, selbst durch die Fortschritte der Kultur und das regere gesellige Leben nicht geschwächt wurde, hat zwei wichtige Gründe; die größere Schuld aber liegt nicht auf der Seite von Süddeutschland."

„Bitte!" rief der brandenburgische Reisende etwas ungläubig, „ich sollte doch nicht denken —"

„Man beurtheilt unsere Sitten nach meinen Landsleuten, die man in Norddeutschland sieht. Wenn nun diese auch die vernünftigsten Menschen wären, es würden ihnen doch zwei Mängel anhängen, die sie in Ihren Augen in Nachtheil setzen. Einmal die Sprache —"

„Bitte!" erwiderte sein Gefährte verbindlich. „Nicht Alle! Sie zum Beispiel drücken Sich allerliebst aus."

„Ich drücke mich aus, wie ich denke, und so macht es ein guter Theil meiner Landsleute auch; weil wir aber die Diphthongen anders aussprechen als Ihr, die Endsilben entweder nach unserer alterthümlichen Form ändern oder im Sprechen übereilen, klingt Euch unsere Sprache auffallend, hart, beinahe gemein. Die meisten Schwaben, die Sie bei Sich sehen, sind junge Männer, die von der Universität kommen und die Anstalten in Norddeutschland besuchen, oder Kaufleute, die ihr Handelsweg dahin führt. Diesen Menschen legen nun Ihre Landsleute durchaus ihren eigenen Maaßstab an und thun sehr Unrecht daran. In Ihrem Lande wird den äußeren Formen und dem Benehmen des Knaben und des Jünglings einige Aufmerksamkeit geschenkt, er wird sehr bald

in die geselligen Kreise gezogen; bei uns findet dies vielleicht erst um acht oder zehn Jahre später statt."

„Nun, das ist es ja gerade, was ich sagte," entgegnete Jener; „diese Formen gewinnt Keiner durch sich selbst, und dies ist also ein Fehler Ihrer Erziehung —"

„Vorausgesetzt, daß jene Formen wirklich so trefflich, daß sie das sind, was dem zukünftigen Bürger eines Staates vor Allem als nützlich und nothwendig einzuimpfen ist."

„Das soll es ja nicht; aber so auf dem Wege mitnehmen kann er sie doch wol," meinte der Fremde.

„Wenn er sie nur so mitnimmt, verliert er sie auch gelegentlich," erwiderte der Schwabe. „Doch das ist nicht der Punkt, wovon wir sprechen. Ich behaupte nur, man hat in Norddeutschland Unrecht, unsere Sitten und unsere Gesellschaft nach Leuten zu beurtheilen, die der Gesellschaft eigentlich noch nicht angehört hatten, die vielleicht in die Welt geschickt wurden, um ihre Sitten abzuschleifen. Oder wollten Sie nach einigen jungen Gelehrten, die gerade aus der Studirstube zu Ihnen kamen und sich vielleicht ungeschickt in Sprache und Manieren zeigten, die Landsleute dieser Menschen beurtheilen?"

„Gewiß nicht; aber gestehen Sie selbst, man hört doch selbst von der guten Gesellschaft in Schwaben so sonderbare Gerüchte, von ihren Sitten und Gebräuchen, von ihren Frauen und Mädchen."

„Vielleicht kaum so sonderbar," versetzte der Jäger lächelnd, „als man bei uns von den Sitten Ihrer Damen hört; denn unsere Mädchen stellen sich die norddeutschen Damen gewiß immer mit irgend einem gelehrten Buch in der Hand vor. Die zweite Quelle des Irrthums über mein Vaterland sind aber Ihre reisenden Landsleute und die eigenthümlichen Verhältnisse unseres Familienlebens. In Norddeutschland fällt es nicht schwer, in Familienkreisen Zutritt zu bekommen, durch einen Bekannten zehn zu erwerben. In Schwaben ist es anders; man ist heiter, gesellig unter sich, — der Fremde wird als etwas Fremdes angestaunt, aber eher vermieden als eingeladen; doch werden Sie für diese scheinbare Kälte immer eine Entschädigung finden. Ihre Landsleute öffnen die Thür, aber selten das Herz; meine Schwaben sind vorsichtiger, aber sie schließen sich an Den, welchen sie liebgewonnen, mit einer Herzlichkeit an, die sie bei künstlichen und verfeinerten Sitten umsonst suchen."

„Und also liegt eine zweite Quelle unserer Vorurtheile," fragte der Fremde, „darin, daß meine Landsleute eigentlich gar nicht in Ihren besseren Kreisen einheimisch wurden?"

„Gewiß!“ sagte der Nachbar. „Lernen Sie, wenn Ihnen das Glück wohlwill, in die Kreise unserer bessern Stände zu kommen, lernen Sie uns näher kennen, lassen Sie Sich nicht durch Ihre eigenen Ansichten über Leben und Sitte durchaus leiten, und Sie werden ein gutes, herzliches Völkchen finden, gebildet genug, um, wenn man nur die rechte Saite anschlägt, sich mit den gebildetsten zu messen, vernünftig genug, um die Grenzen guter Sitten festzuhalten und das Lächerliche der Unsitte zu belächeln.“

Der Fremde aus der Mark lächelte. „Er liebt sein Land,“ dachte er, „und er vertheidigt es mit Wärme, weil er es nicht sinken lassen will oder Besseres nie gesehen hat.“ Er entschuldigte bei sich die warme Vertheidigung des Schwaben; aber dennoch konnte er es sich nicht versagen, einen kleinen Triumph über Jenen zu feiern. Er machte ihn mit der Geläufigkeit der Zunge und jener Uebung, über ein Nichts schnell und Vieles zu sprechen, — die man im Norden unseres Vaterlandes häufiger als im Süden treffen soll, — auf andere große Vorzüge aufmerksam, welche die nördlichen Provinzen Deutschlands vor den südlichen voraushaben. Er zählte immer zwanzig Schriftsteller und Dichter seiner Heimath gegen einen im Süden, und der Schwabe konnte endlich dem Schwall seiner Beredsamkeit nur dadurch Einhalt thun, daß er, als sie um eine Ecke der Landstraße bogen, auf die erhabenen Ruinen von Heidelberg hinwies; der Fremde betrachtete sie staunend und mit Entzücken. Ihre röthlichen Steinmassen waren von der sinkenden Herbstsonne noch höher geröthet, und der Abend ließ die Bäume und Gesträuche, die in den verfallenen Mauern wachsen, im dunkelsten, wundervollsten Grün erscheinen. Durch die hohen, offenen Fensterbogen blickte der schwärzliche Wald hervor; den Gipfel des Berges umzog jener duftige Schleier, welcher allen Gegenständen so eigenen geheimnißvollen Reiz verleiht, und von oben herab spiegelten sich die röthlichen Abendwölkchen und der dunkelblaue Himmel in den Fluthen des Neckar's.

„Und haben Sie solche Poesie in der Mark?“ fragte der Jäger mit gutmüthigem Lächeln.

Der Fremde schien es nicht zu hören; unverwandt hingen seine Blicke an diesem reizenden Schauspiel; er mochte fühlen, daß es sich an solchen Stellen über Poesie nicht gut streiten lasse.

Nach diesem Vorfall kehrte übrigens auf dem Gesicht des Jägers die vorige Ruhe und Unbefangenheit zurück; er stritt über keinen Gegenstand, schien sogar über manche Dinge sich behutsam auszudrücken.

Als aber das Gespräch unter den beiden Reisenden, da die hereinbrechende Nacht ihre Aufmerksamkeit auf die Gegend hemmte, auf einige neuere Ereignisse und auf Politik kam, schien es dem jungen Mann aus der Mark, obgleich er die Züge seines Nachbars nicht mehr gut unterscheiden konnte, sein Athem gehe schneller, seine Rede werde wärmer, kurz, man habe einen Punkt der Unterredung getroffen, welcher für den Schwaben von hohem Interesse sei. Man sprach von der Gestalt und der innern Kraft Deutschlands. Mit einer gewissen Erbitterung zog Jener eine Parallele zwischen Jetzt und Sonst, die nicht gerade zum Vortheil der neueren Zeit ausfiel. Der Fremde, dessen Grundsätze im Ganzen nicht mit diesen Ansichten übereinstimmen mochten, gab ihm dennoch, nicht ohne einiges Selbstgefühl, die letzten Sätze zu. Unglücklicherweise fing er seinen Satz „Ich bin ein Preuße“ an und reizte dadurch unwillkürlich den Unmuth des jungen Mannes noch mehr auf. Denn Dieser vergaß nun jede Rücksicht der Klugheit; mit einer Beredsamkeit, die an jedem andern Orte dienlich gewesen wäre, suchte er seine Meinung durchzuführen, und nichts war ihm zu hoch, das er nicht mit seinem eigenen Maaßstab gemessen hätte. Der Preuße, der solche Leute nur vom Hörensagen und unter dem gefährlichen Namen „Köpenicker“ kannte, erschrak über diese Aeußerungen. Konnte nicht der Postillon, konnte nicht ein Passagier im Bauch des Wagens diese Reden vernommen haben! Spandau, Köpenick, Jülich und alle möglichen festen Plätze schwebten vor seiner aufgeregten Phantasie, und das beste Mittel, seinen Nachbar zum Stillschweigen zu bringen, schien ihm, wenn er sich in die Ecke drückte und sich schlafend stellte.

2.

Als die beiden Reisenden am Morgen nach dieser gefährlichen Nacht erwachten, sahen sie in geringer Entfernung die Thürme von Heilbronn aus dem Nebel tauchen. „Hier endet meine Fahrt,“ sagte der Herr im grünen Rock, indem er auf die Stadt deutete, „und Ihnen danke ich es,“ setzte er mit einem freundlichen Blick auf seinen Nachbar hinzu, „daß ich diesmal diesen Wagen ungern verlasse. Wie angenehm wäre mir noch ein Tag in Ihrer Gesellschaft vergangen!“

„Es ist mein Loos schon seit vierzehn Tagen gewesen,“ erwiderte der Brandenburger. „Der enge Raum macht nachbarlich; Menschen, welche vielleicht in einer größeren Stadt, selbst wenn sie Zimmernachbarn gewesen wären, Jahre lang unter sich kein

Wort gewechselt hätten, treten sich nahe durch den so natürlichen Drang nach Mittheilung. Der Platz an meiner Seite wechselte öfter als in einer Schlacht, doch darf ich mir Glück wünschen, Sie wenigstens so lange zu meinem Nachbar gehabt zu haben; denn so bin ich auf die angenehmste Weise in Ihr Vaterland eingeführt worden."

„Werden Sie länger in Württemberg verweilen?"

„Ich besuche Verwandte meiner Mutter," erwiderte der Fremde; „je nachdem sie und die Residenz mir gefallen, werde ich länger oder kürzer verweilen."

„Wir werden uns schwerlich wiedersehen," sagte der Grüne, „ich wüßte wenigstens nicht, was mich nach Stuttgart treiben sollte. Vergessen Sie aber nie, was ich Ihnen über den Charakter meiner Landsleute sagte. Können Sie nach ihrer Denkungsart, nach ihren Sitten sich ein Wenig richten, so werden Sie überall gesucht und willkommen sein. Unsern Damen sind Sie dann als Fremder nur um so interessanter, und unsern Männern — nun, da kommt es immer auf den Zirkel an, in welchem Sie leben; nur müssen Sie," setzte er mit einem Lächeln hinzu, das zwischen Ironie und gutmüthiger Freundlichkeit schwebte, „nie zu deutlich und fühlbar machen — —"

„Nun?" rief der Fremde erwartungsvoll, als Jener innehielt.

„Daß Sie kein Deutscher, sondern ein Preuße sind."

Das schmetternde Horn des Postillons und das Rasseln des schweren Wagens auf dem Steinweg übertönte die Antwort des Fremden. Den Passagieren ward in dieser Stadt eine kleine Rast vergönnt, und der Fremde wollte seinen Nachbar vom Eilwagen noch einmal zum Frühstück einladen. Doch schon unter der Thüre des Posthauses überreichte Diesem ein alter Reitknecht mehrere Briefe; er riß den einen hastig, erröthend auf, und sein Reisegefährte bemerkte im Vorübergehen, daß es die Handschrift einer Dame sei. Der Fremde trat etwas verstimmt in dem Wirthshaus ans Fenster; er sah den Jäger angelegentlich mit seinem Diener, sprechen und bald darauf führte man zwei schöne Pferde vor. In demselben Augenblick trat der grüne Herr eilends in den Saal, seine Augen suchten und fanden den Reisegefährten; er trat zu ihm, doch nur, um schnell, aber herzlich von ihm Abschied zu nehmen; und so konnte ihn der Brandenburger zu seinem großen Verdruß nicht einmal nach dem Haus und der Familie Käthchens von Heilbronn fragen, eine Frage, die er sich unter seinen Reisenotizen aufgezeichnet und doppelt unterstrichen hatte. Doch der Anblick des Jägers, wie er sich so leicht in den Sattel des schönen, stolzen Pferdes schwang, wie er so majestätisch

über den Markt hinsprengte, söhnten ihn mit der beinahe unhöflichen Hast aus, womit Jener von ihm Abschied genommen hatte. Er gestand sich, selten eine so wohlgebaute Gestalt mit einem so schönen, ausdrucksvollen Gesicht vereint gesehen zu haben.

„Wer war dieser Herr im grünen Kleid?“ fragte er den Kellner, der am andern Fenster dem Reiter nachblickte.

„Mit dem Namen kann ich nicht dienen,“ antwortete Jener; „ich weiß nur, daß man ihn ‚Herr Baron‘ nennt, daß sein Vater einige Stunden von hier am Neckar Güter hat, und daß sie sehr reich sein sollen; in die Stadt kommt er selten.“

Nicht ganz zufrieden mit dieser Erklärung, setzte sich der junge Mann wieder in den Wagen. Sein Vater, der früher einmal in diesem Lande gewesen war, hatte ihm so viel Sonderbares von ‚schwäbischen Baronen‘ erzählt, daß er in seinem liebenswürdigen und gewandten Reisegefährten keinen solchen vermuthet hätte. Sein neuer Nachbar, der ihm gleich in der ersten Viertelstunde vertraute, daß er ein Hopfenhändler aus Baiern sei, machte ihm den Verlust, den er erlitten, nur um so fühlbarer, und da er am Hopfenbau wenig Unterhaltung fand, beschäftigte er sich damit, über den Charakter des jungen Mannes, der ihn verlassen hatte, nachzudenken und dann noch einmal alle Erwartungen und Hoffnungen zu durchlaufen, die er sich von seinen Verwandten, zu welchen er reiste, gemacht hatte. Von dem Oheim versprach er sich für seine Unterhaltung wenig; er mußte nach seiner Berechnung ein vorgerückter Sechziger sein; mürrisch, ungesellig und eigensinnig hatte ihn sein Vater schon vor fünfundzwanzig Jahren gekannt, und solche Eigenschaften pflegen sich im Alter nicht zu verbessern. Desto mehr versprach sich der junge Mann von Fräulein Anna, seiner Cousine. Von einem seiner Freunde, der längere Zeit in Schwaben gelebt hatte, war sie ihm als eine Zierde dieses Landes genannt worden. Ein angenehmes, trauliches Verhältniß von fünf bis sechs Wochen schien ihm ganz wünschenswerth, und so eifrig war seine Berechnung der Mittel, die ihm zu Gebot standen, sich liebenswürdig zu zeigen, so gewiß war er sich des Eindrucks bewußt, den seine Person, sein Wesen unfehlbar machen müsse, für so leicht zu erobern hielt er das Herz eines ‚Fräuleins in Schwaben‘, daß ihm nicht einmal der Gedanke kam, die schöne Cousine Anna könne sich vielleicht schon versehen haben.

Er ließ sich, in der Residenz angekommen, sogleich nach dem Hause führen, wo sein Oheim sonst gewohnt hatte;

Aber mit dem Donnerworte
Ward ihm aufgethan:
Die Du suchest —

wohnen schon seit langer Zeit auf einem Landgut, sie werden auch im nächsten Winter nicht zurückkehren, und selbst dies Haus gehört ihnen nicht mehr eigen.

Der Reisende aus Brandenburg war schnell entschlossen. Er benützte diesen Tag, um sich die freundliche Stadt zu betrachten, und eilte dann denselben Weg, welchen er hergekommen war, zurück nach dem unteren Neckarthal, wo der Landsitz seines Oheims lag.

Je näher er dieser reizenden Gegend kam, desto angenehmer war es ihm, daß er einige Wochen auf dem Lande zubringen sollte. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß man auf dem Lande, abgeschnitten von den Zerstreuungen der Stadt und jener Formen enthoben, die man dort für schön und nothwendig, hier für überflüssig und lästig hält, schnell bekannt und befreundet wird, daß man sich, auf eine kleine Gesellschaft beschränkt, schneller nahe rückt. — Etwa eine Stunde von dem Gut bog der Weg von der Hauptstraße ab. Der Kutscher, den er gemiethet hatte, deutete auf einen Fußpfad, der in den Wald lief; der Fahrweg winde sich um den ganzen Berg her, sagte er, doch auf diesem Pfad könne man zu Fuß in bei Weitem kürzerer Zeit zum Schloß Thierberg hinauf gelangen. Der junge Mann stieg aus; er war bisher auf einem Bergrücken gefahren, sah nun eine mäßige, mit Wald bewachsene Anhöhe vor sich und schloß, weil er gehört hatte, das Schloß seines Oheims liege im Neckarthal, man müsse von dieser Höhe eine weite Aussicht in das Thal genießen. Er ließ den Wagen weiter fahren und stieg den Seitenpfad hinan. Ein Wald von prachtvollen Buchen nahm ihn auf. Nie hatte er diesen Baum so kräftig, so majestätisch gesehen; zwischendurch erblickte er hie und da Eichen und schöne Eschen und zu seiner nicht geringen Verwunderung Waldkirschbäume von ungewöhnlicher Höhe. Nach und nach wurde ihm das Steigen schwerer; der Berg schien sich auf einmal steiler zu erheben, und er war oft versucht, die unbequeme Eleganz zu verwünschen, in welche ihn sein Berliner Schneider gekleidet hatte. Endlich hatte er den Gipfel erreicht; aber noch öffnete sich keine Aussicht. Die Bäume schienen dichter zu werden, je mehr sich der Pfad wieder senkte, und als sich, um seine Ungeduld zu vermehren, der kleine Pfad in zwei noch kleinere theilte, die nach verschiedenen Richtungen liefen, schmälte er auf den Kutscher und auf seine eigene Thorheit, die ihn verleitet hatten, in einem fremden Wald sich zu verirren. Er schlug endlich den Weg rechts ein und sah, nachdem er einige hundert Schritte gegangen war, zu seiner großen Freude ein buntes Kleid durch das Laub schimmern.

Er verdoppelte seine Schritte und war nicht wenig betroffen, als er plötzlich vor einer jungen Dame stand, die im Schatten einer alten Eiche auf einer Bank saß. Sie hatte ein Buch in der Hand, von welchem sie, als sein Schritt in den abgefallenen Blättern rauschte, langsam und ruhig ihre schönen Augen erhob; doch auch sie schien betroffen, als es ein junger, städtisch gekleideter Herr war, den sie in dieser Einsamkeit vor sich sah; sie erröthete flüchtig, aber sie senkte ihren Blick nicht, der fragend an dem unerwarteten Besuch hing. Der junge Mann verbeugte sich einigemal, ehe er recht wußte, was er sagen wollte. „Ist wol das schöne Mädchen Cousine Anna?“ war Alles, was er in diesem Augenblicke zu denken und sich zu fragen vermochte, und erst als er sich diese Frage schnell bejaht hatte, trat er näher zu der jungen Dame, die indessen ihr Buch schloß und von ihrem Bänkchen aufstand. „Bitte um Vergebung,“ sagte er, „wenn ich Sie gestört haben sollte; ich fürchte, von dem Wege abgekommen zu sein. Kann ich hier nach dem Schloß des Herrn von Thierberg kommen?“

„Auf diesem Fußpfad nicht wohl, wenn Sie hier nicht bekannt sind,“ erwiderte sie mit einer tiefen, aber klangvollen Stimme; „Sie haben oben einen Fußpfad links gelassen, der nach dem Schloß führt.“ Sie verbeugte sich nach diesen Worten, und der junge Mann ging seinen Weg zurück; doch kaum hatte er einige Schritte gemacht, so zog ihn ein unwiderstehliches Gefühl zurück. Das schöne Mädchen stand noch einmal von ihrem Sitz auf, als sie ihn zurückkehren sah; doch diesmal schien Bestürzung ihre Wangen zu färben, und eine gewisse Aengstlichkeit blickte aus ihren großen Augen. Auf die Gefahr hin, für unbescheiden zu gelten, fragte der Reisende, ob er vielleicht die Ehre gehabt habe, mit Fräulein von Thierberg zu sprechen.

„Ich heiße so,“ antwortete sie etwas befangen.

„Eh bien, ma chère cousine!“ sagte er lächelnd, indem er sich artig verbeugte; „so habe ich das Vergnügen, Ihnen Ihren Vetter Rantow vorzustellen.“

„Wie, Vetter Albert!“ rief sie freudig. „So haben Sie endlich doch Wort gehalten? Wie wird sich der Vater freuen! Und was macht Onkel und die liebe Tante, und wie sind Sie gereist?“ So drängte sich eine Frage nach der andern über die schönen Lippen, und Vetter Rantow fand, verloren in sein Glück, eine schöne Muhme zu besitzen, keine Worte, alle nach der Reihe zu beantworten. Wie reizend, wie naiv klang ihm die Sprache! Er konnte nicht sagen, daß sie gegen irgend eine Regel des Stils gesündigt hätte, und doch däuchte es ihm, es seien ganz andere

Worte, ganz andere Töne, als die er in seinem Vaterland gehört hatte. Er fühlte, er sei zu schnell gereist, als daß er allmählig auf diesen Kontrast vorbereitet worden wäre.

„Dies ist mein Lieblingsspaziergang," sagte sie, indem sie langsam neben ihm herging. „Zwar ist der Weg im Thal noch angenehmer, der Neckar macht schöne Windungen, alte Burgen schmücken die Höhen — und die unsrige spielt dabei nicht die schlechteste Rolle, wenigstens was das Alterthum betrifft — Dörfer und sogar ein Städtchen sieht man Thal auf und ab; aber der Rückweg ins Schloß hinauf ist dann so steil und mühsam, und auf der Straße gehen mir zu viele Leute. Der Wald hier liegt nicht höher als das Schloß, in einem halben Stündchen geht man herüber und ist dann so köstlich einsam, als säße man in seinem Boudoir bei verschlossenen Thüren."

„Bis dann der Zufall einen Vetter aus Preußen hereinwehen muß, der die köstliche Einsamkeit stört," unterbrach sie Rantow.

„Im Ganzen genommen," fuhr sie fort, „ist es im Schloß gerade auch nicht geräuschvoll. Es ist so einsam als irgend ein bezaubertes Schloß in Tausend und eine Nacht. Außer der Dienerschaft und im hintern Flügel dem Amtmann, den man nie zu sehen bekommt, sind wir, der Vater und ich, die einzigen Bewohner; ja, die Einsamkeit im Schloß ist oft so schrecklich und traurig, daß ich mich lieber in die Waldeinsamkeit flüchte, wo das Rauschen der Bäume und der Gesang der Vögel doch noch einiges Leben verkünden."

3.

Ueberrascht stand der junge Mann stille, als sie aus dem dichten Holz durch eine Wendung des Weges auf einmal dem Schloß gegenüber standen. Die Bewohner des südlichen Deutschlands sind von Jugend auf an Anblicke dieser Art gewöhnt. Man trifft in Franken und Schwaben selten ein Thal von der Länge einiger Stunden, in welches nicht eine Burg oder zum Mindesten ein gebrochener Thurm und ein halbes Thor herabschauten. Die natürliche Beschaffenheit des Landes, die vielen Berge und kleinen Flüsse, überdies die eigenthümliche Verfassung des zahlreichen Landadels begünstigten oder nöthigten in früherer Zeit zu diesen befestigten Wohnungen. Aber der Norden unseres Vaterlandes trägt weniger Spuren dieser alten Zeit; die weiten Ebenen boten keine so natürliche Befestigung, wie die Felsen und Gebirgsausläufer des Südens, und hatte auch hier und dort eine solche Feste im platten Land gestanden, so war sie nur desto schneller dem Verfall und der

Zerstörung preisgegeben. Die Nachbarn theilten sich brüderlich in die theuern Steine, und ihr Gedächtniß verwehte der Wind, der über die Ebene hinstrich. Darum war es dem jungen Mann aus der Mark ein so überraschender Anblick, sich in solcher Nähe einer dieser alterthümlichen Burgen gegenüber zu sehen, um so überraschender, da er durch diese düsteren, tiefen Thore als Gast einziehen, in jenem alterthümlichen Gemäuer wohnen sollte. Doch bald erfüllte kein anderer Gedanke mehr als der malerische Anblick, der sich ihm darbot, seine Seele. Der alte schwärzlichgraue Wartthurm war auf der Mittagsseite von oben bis in den Graben hinab mit einem Mantel von Epheu umhängt. Aus den Ritzen der Mauer sproßten Zweige und grüne Ranken, und um das Thor zog sich ein breites Rebengeländer, dessen zarte Blätter und Fasern sich mit sanfter Gewalt um die rostigen Angeln und Ketten der Zugbrücke geschlungen hatten. Zur rechten Seite des Schlosses hinderte der dunkle Wald die Aussicht; aber links, an den hohen Mauern vorüber, tauchte das Auge hinab in die Tiefe des schönen fruchtbaren Neckarthales, schweifte hinauf, den Fluß entlang, zu Dörfern und Weilern und weit über die Weinberge hin nach fernen blauen Gebirgen.

„Das ist unser Thierberg," sagte das Fräulein; „es scheint, die Gegend habe einigen Reiz für Sie, Vetter, und ich möchte Ihnen wahrlich rathen, recht oft aus dem Fenster zu sehen, um vor unserer Einsamkeit und diesem häßlichen alten Gemäuer nicht zu erschrecken!"

„Ein häßliches Gemäuer nennen Sie diese alte Burg?" rief der Gast. „Kann man etwas Romantischeres sehen, als diese Thürme mit Epheu bewachsen, diesen Thorweg mit den alten Wappen, diese Zugbrücke, diese Wälle und Gräben? Glaubt man nicht das Schloß von Bradwardine oder irgend ein anderes aus Scottischen Romanen zu sehen? Erwartet man nicht, ein Sickingen, ein Götz werde uns jetzt eben aus dem Thore entgegentreten —"

„Für diesmal höchstens ein Thierberg," erwiderte das Fräulein lachend, „und auch von Diesen spukt nur noch Einer in den fatalen Mauern. Dergleichen Thürme und Zinnen liebe ich ungemein in einem Roman oder in Kupfer gestochen; aber zwischen diesen Mauern zu wohnen, so einsam, und Winters, wenn der Wind um diese Thürme heult und das Auge nichts Grünes mehr sieht, als jenen Eppich dort am Thurm — Vetter! mich friert schon jetzt wieder, wenn ich nur daran denke. Doch kommt, Herr Ritter, das Burgfräulein will Euch selbst einführen."

Der düstere, schattenreiche Hof, in welchen sie traten, kühlte etwas die warme Begeisterung des Gastes. Er sah sich flüchtig um,

als sie hindurchgingen, und bemerkte, daß der Platz für ein Turnier denn doch nicht groß genug gewesen sein müsse, erschrak vor einem halb zerstörten Thurm, dessen Rudera drohend über die Mauer hereinhingen, erstaunte über den scharfen Zahn der Zeit, der in die dicke Mauer mächtige Risse genagt und dem Auge eine freie Aussicht in das Thal hinab geöffnet hatte, und gab in seinem Herzen schon auf den ausgetretenen Stufen der Wendeltreppe, wo ein heftiger Zugwind durch schlecht verwahrte Fenster blies, der Bemerkung seiner Cousine über die Wohnlichkeit des Hauses vollkommen Beifall. Sechs bis acht Hunde begrüßten in einer großen, mit Backsteinen gepflasterten Halle das Fräulein mit freundlichem Klaffen und Wedeln, und ein gefesselter Raubvogel, der in einer Ecke auf der Stange saß, stieß ein unangenehmes Geschrei aus und schwenkte die Flügel. „Das ist nun unsere Antichambre, unser Hofgesinde," sagte Anna, indem sie lächelnd auf die Thiere zeigte; „verwünschte Prinzen und Prinzessinnen, die Sie entzaubern können. — Doch lassen Sie uns jetzt eintreten," setzte sie nach einer Weile ernster hinzu; „in diesem Zimmer ist der Vater."

Sie öffnete eine hohe, schwere Flügelthüre, und durch das altfränkisch ausstaffirte Gemach fiel der Blick des Jünglings auf einen alten Mann, der in einer tiefen Fensterwölbung saß, wie es schien, in ein Zeitungsblatt vertieft. Bei dem Gruß seiner Tochter sah er sich um, und als er den Fremden erblickte und Anna seinen Namen nannte, stand er auf und ging ihm langsam, aber festen Schrittes entgegen. Mit Bewunderung sah sein Neffe die hohe gebietende Gestalt, die ihn unwillkürlich an jenen Wartthurm dieser Burg erinnerte, den so viele Jahre nicht einzustürzen vermochten, und dessen Alter nur der Epheu anzeigte, der sich an ihm emporgeschlungen hatte. Zwar hatte die Zeit in diese fünfundsechzigjährige Stirne Furchen gegraben, um die Schläfe fielen dünne graue Haare, und der Bart und die Augenbrauen waren silberweiß geworden; aber das Auge leuchtete noch ungetrübt, und der Nacken trug den Kopf noch so aufrecht, wie in jugendlicher Kraft, und die Hand gab einen beinahe kräftigeren Druck, als der Neffe zu erwidern vermochte.

„Bist willkommen in Schwaben," sagte er mit tiefer, kräftiger Stimme; „'s war ein vernünftiger Einfall meiner Frau Schwester, daß sie Dich herausschickte. Mach Dir's bequem; setz Dich zu mir ans Fenster, und Du, Anna, bringe Wein!"

So war der Empfang auf Thierberg. So herzlich und offen er aber auch sein mochte, so konnte doch der junge Mann mehrere Stunden lang ein gewisses unbehagliches Gefühl nicht verdrängen. Er hatte sich den Oheim ganz anders gedacht. Er glaubte, nach

der Beschreibung, die ihm sein Vater gemacht hatte, einen rauhen, aber fröhlichen alten Landjunker zu finden, der seine Hasen hetzt, mit Laune die Händel seiner Bauern schlichtet, von seinen Kleppern gerne erzählt und zuweilen mit seinen Freunden und Nachbarn ein Glas über Durst trinkt. Er bedachte nicht, wie fünfundzwanzig Jahre und eine so verhängnißvolle Zeit, wie die, welche dazwischen lag, auf diesen Mann gewirkt haben konnten. Das ruhige, ernste Auge des Oheims, das prüfend auf seinen Zügen zu ruhen schien, die ungesuchten, aber gründlichen Fragen, womit er den Neffen über sein bisheriges Leben und Treiben ins Gebet nahm, das ironische Lächeln, das hie und da bei einer Aeußerung des jungen Mannes um seinen Mund blitzte, dies Alles und das ganze gewichtige Wesen des Alten imponirten ihm auf eine Weise, die ihm höchst unbequem war. Er konnte sich kein Herz fassen, den Oheim ebenso traulich zu behandeln, wie Jener ihn; er kam sich vor wie ein angehender Staatsdiener, dem ein Minister Audienz giebt, und es war dies zu seinem nicht geringen Verdruß das zweite Mal, daß er sich über die ‚Landjunker in Schwaben' getäuscht sah.

Auch seine Base erschien ihm ganz anders, als er sie gedacht hatte. Er fand zwar alle jene liebenswürdige Natürlichkeit, jenes unbefangene, ungesuchte Wesen, was man ihm an den Töchtern dieses Landes gerühmt hatte; aber diese Unbefangenheit schien nicht aus Unwissenheit, sondern aus einem feinen, sichern Takt hervorzugehen, und was sie sprach, zeugte von einem so vortrefflich gebildeten Geist, daß ihre Natürlichkeit nur darin zu bestehen schien, daß sie alles Geistreiche, sei es witzig oder erhaben, wie etwas Natürliches, Angebornes vorbrachte, daß es nie als etwas Erlerntes, als etwas Gesuchtes erschien. Am Aergerlichsten war es ihm, daß sie ihn schon nach den ersten Stunden zu durchschauen schien. Die ausgesuchten Artigkeiten, die er ihr sagte, zog sie ins Komische, den feineren Komplimenten wich sie auf unbegreifliche Art aus; wollte er ihr nur den zarten, in Berlin gebildeten jungen Mann zeigen, so nannte sie ihn gewiß immer ‚Herrn von Rantow'. Und dennoch mußte er sich gestehen, daß er nie so viel Harmonie der Bewegung, der Miene, der Gestalt und der Stimme gesehen habe. Ihr ganzes Wesen erschien ihm wie das Hauskleid, das sie jetzt eben trug. Es war einfach und von bescheidenen Farben, und dennoch kleidete es ihre feine, schlanke Gestalt mit jener geschmackvollen Eleganz, die auch dem anspruchslosesten Gewand einen geheimnißvollen Zauber verleiht, ein Toilettengeheimniß, worüber, so viel der junge Mann sich erinnerte, noch nie ein Modejournal Aufschluß gab, und das

ihm mehr das Zeichen und Symbol einer harmonischen Seele als die Folge einer sorgfältigen Erziehung zu sein schien.

Dieselbe Uebereinstimmung glaubte er zwischen dem alten Herrn und dem Gemach zu finden, in welches er zuerst geführt worden war. Es war der verblichene Glanz eines früheren Jahrhunderts, was ihm von den Wänden und Hausgeräthen entgegenblickte: die schweren gewirkten Tapeten, mit Leisten befestigt, die einst vergoldet waren, und deren Farbe jetzt ins Dunkelbraune spielte, die breiten Armstühle mit ausgeschweiften, zierlich geschnitzten Beinen, die Polster mit grellen Farben künstlich ausgenäht, mit Papageien, Blumentöpfen und den Bildern längst begrabener Schooßhündchen geziert. Wie manchen Wintertag mochten seine Ahnfrauen über dieser mühsamen Arbeit gesessen sein, die ihnen vielleicht einst für das Vollendetste galt, was der menschliche Geschmack je ersonnen, und die jetzt ihrem Urenkel geschmacklos, schwerfällig und, hätten sich nicht so ehrwürdige Erinnerungen daran geknüpft, beinahe lächerlich erschien! Und doch kam ihm dies Alles, der ehrwürdigen Gestalt seines Oheims gegenüber, wie durch Alterthum und langjährige Gewohnheit geheiligt vor. Er sah, man sei in Thierberg erhaben über den Wechsel der Mode, und wenn er hinzufügte, was ihm sein Vater über die mancherlei Unglücksfälle und die mißlichen Umstände, worin sich der Oheim befand, gesagt hatte, so fühlte er sich beschämt, daß er diese Umgebungen nur einen Augenblick habe grotesk und sonderbar finden können. Er fühlte, daß er unverschuldeter Armuth, wenn sie sich in so ernstem und würdigem Gewande zeige, seine Achtung nicht versagen könne. Ja, vor diesen Wänden, diesem Geräthe und vor dem unscheinbaren, groben Hausrock des Oheims erschien er sich selbst, wenn er einen Blick auf seine modische und höchst unbequeme Tracht warf, wie ein Thor, beherrscht von einem Phantom, das ein Weiser lächelnd an sich vorübergleiten läßt.

Dies waren die Eindrücke, welche der erste Abend in Thierberg auf die Seele des jungen Rantow machte. So ernst sie aber am Ende auch sein mochten, so konnte er doch ein Lächeln nicht unterdrücken, als mit dem Schlage acht Uhr, den die alte Schloßuhr zögernd und zitternd angab, eine Flügelthüre am Ende des Zimmers aufsprang, ein kleiner Kerl in einem verschossenen bordirten Rock, der ihm weit um den Leib hing, hereintrat, sich dreimal verbeugte und dann feierlich sprach: „Le souper est servi.“

„S'il vous plait,“ sagte der Alte mit ernsthaftem Gesicht und einer Verbeugung zu seinem Neffen, reichte seinen Arm der schönen Anna und ging langsamen Schrittes dem Speisezimmer zu.

4.

Mit den Flügelthüren des Speisesaales und dem ersten Blick, den er hinein warf, hatte sich übrigens dem Gast aus Brandenburg ein weites Feld der Erinnerung geöffnet. Von diesem gemalten Plafond, der die Erschaffung der Welt vorstellte, von dem schweren Kronleuchter, den der Engel Gabriel als Sonne aus den Wolken herabhängen ließ, von den gelben Gardinen von schwerer Seide hatte ihm seine Mutter oft gesprochen, wenn sie von ihrem väterlichen Schloß in Schwaben und von dem ungemeinen Glanz erzählte, welcher einst durch ihre hochselige Frau Großmutter, die Tochter eines reichen Ministers, in die Familie und in die schöneren Appartements zu Thierberg gekommen sei. Schon seine Mutter hatte in ihrer Kindheit diese Prachtstücke mit großer Ehrfurcht vor ihrem Alterthum betrachtet, und seit dieser Zeit hatten sie zum Mindesten dreißig bis vierzig Jahre gesehen.

„Das ist der Familiensaal," sagte während der Tafel der alte Thierberg, als er die neugierigen Blicke sah, womit sein Neffe dieses Gemach musterte. „Vor Zeiten soll man es die Laube genannt haben, und meine Ahnherren pflegten hier zu trinken. Mein Großvater selig ließ es aber also einrichten und schmücken. Er war ein Mann von vielem Geschmack und hatte in seiner Jugend mehrere Jahre am Hof Ludwig's XIV. zugebracht. Auch meine Frau Großmutter war eine prächtige Dame, und sie Beide haben das Innere des Schlosses auf diese Art eingetheilt und dekorirt."

„Am Hofe Ludwig's XIV.!" rief der junge Mann mit Staunen. „Das ist eine schöne Zeit her; wie mancherlei Gäste mag dieser Saal seit jener Zeit gesehen haben!"

„Viele Menschen und wunderbare Zeiten," erwiderte der alte Herr. „Ja, es ging einst glänzend zu auf Thierberg, und unsere Gäste befanden sich bei uns nicht schlimmer als bei jedem Fürsten des Reichs. Man konnte kein fröhlicheres Leben finden, als das auf diesen Schlössern, so lange unsere Ritterschaft noch blühte. Da galt noch unser Ansehen, unsere Stimme. Man war ein Edelmann so gut als der König von Frankreich, und ein Freiherr war ein freier Mann, der nichts über sich kannte als seinen gnädigen Herrn, den Kaiser, und Gott; jetzt —"

„Vater!" unterbrach ihn Anna, als sie sah, wie die Ader auf seiner Stirn anschwoll, und wie eine dunkle Röthe, ein Vorbote nahenden Sturmes, auf seinen Wangen aufzog. „Vater!" rief sie mit zärtlichen Tönen, indem sie seine Hand ergriff. „Nichts mehr über dies Thema! Sie wissen, wie es Sie immer angreift."

„Thörichtes Mädchen!“ erwiderte der alte Herr, halb unwillig, halb gerührt von der bittenden Stimme seiner schönen Tochter. „Warum sollte ein Mann nicht stark genug sein, nach Jahren von dem zu sprechen, was er zu dulden und zu tragen stark genug war? Der Vetter kennt nur unsere Verhältnisse, wie sie jetzt sind. Er ist geboren zu einer Zeit, wo diese Stürme gerade am Heftigsten wütheten, und aufgewachsen in einem Lande, wo die Ordnung der Dinge längst schon anders war. Er kann sich also nicht so recht denken, was die Vorfahren seiner Mutter waren, und deshalb will ich ihn belehren.“

Der Freiherr nahm nach diesen Worten sein großes Glas, auf dessen Decke. die sechzehn Wappenschilde seines Hauses, aus Silber getrieben, angebracht waren, und trank, um Kraft zu seiner Belehrung zu sammeln, einen langen, tüchtigen Zug. Doch Fräulein Anna sah an ihm vorüber den Gast mit besorglichen, bittenden Blicken an. Er verstand diesen Wink und suchte den Oheim von dieser Materie abzubringen.

„Es ist wahr,“ fiel er ein, noch ehe Jener das Glas wieder auf den Tisch gesetzt hatte, „in Preußen sind die Verhältnisse anders und sind seit langer Zeit anders gewesen. Aber sagen Sie selbst, kann man ein Land in Europa finden, das meinem Vaterland gliche? Ich gebe zu, daß andere Länder an Flächeninhalt, an Seelenzahl uns bei Weitem überwiegen; aber nirgends trifft man auf so kleinem Raum eine so kräftige, durch innere Tugend imponirende Macht; es ist das Sparta der neuen Zeit. Und nicht ein glücklicher Boden oder ein milder Himmel bewirkten so Großes, sondern der Genius großer Männer hat ein Preußen geschaffen, weil sie es verstanden, die schlummernden Kräfte zu wecken, dem Volke selbst zeigten, welche Stellung es einnehmen müsse; weil sie Preußen geworden sind, ist auch ein Preußen erstanden.“

Der alte Herr hatte seinem Neffen ruhig zugehört; bei den letzten Worten aber zog sich sein Gesicht zu solcher Ironie zusammen, daß der Brandenburger erröthete. „Der Sohn meines Nachbars, des Generals von Willi, würde sagen, wenn er Dich hörte: ‚O Deutschland, Deutschland, da sieht man, wie Dein Elend aus Deiner eigenen Zersplitterung hervorgeht! Sie wollen nicht mehr Griechen, sondern Platäer, Korinther, Athener, Thebaner und gar — Spartaner heißen!‘ „Ich wünsche nur,“ setzte er lächelnd hinzu, „daß die Spartaner nicht zum zweiten Mal einen Epaminondas im Felde finden mögen. Die Schlacht bei Leuktra war kein Meisterstück der Kriegskunst unserer modernen Spartaner.“

„Unser Unglück bei Jena,“ sagte der junge Mann verdrießlich,

„kann man weder dem Volk noch dem König zuschreiben, und ich glaube, wir haben uns an Napoleon hinlänglich gerächt; wir haben nicht nur Deutschland wieder frei gemacht, sondern ihn selbst entthront."

„So? Das seid Ihr gewesen?" fragte der Oheim. „Gott weiß, ich that bis jetzt sehr Unrecht, daß ich dieses Ereigniß der halben Million Soldaten zuschrieb, die man aus ganz Europa gegen ihn zusammenhetzte. Warst Du vielleicht selbst mit dabei, Neffe? Du kannst wahrscheinlich als Augenzeuge reden?"

Der Neffe erröthete und schickte einen ängstlichen Blick nach Anna, die ihr Lächeln kaum unterdrücken konnte. „Ich war damals noch auf der Schule," antwortete er, „und es hat mich nachher oft geärgert, daß ich nicht mit dabei war. Ich gebe zu, daß die Andern auch mitgeholfen haben; aber in allen Schlachten waren es nur die Preußen, die entschieden haben; denken Sie nur an Waterloo!"

„Seid überzeugt, ich denke daran," erwiderte der alte Herr mit großem Ernst, „und denke mit Vergnügen daran. Wenn einer ein Feind jenes Mannes ist, so bin ich es; denn er hat uns und Alles unglücklich gemacht und das alte schöne Reich umgekehrt wie einen Handschuh. Aber das mit Deinen Landsleuten weißt Du denn doch nicht recht. Ich glaube schwerlich, daß Eure jungen Soldaten, wenn sie auch wirklich so begeistert waren, wie man sagte, so viele Stöße auf ihr Centrum ausgehalten hätten, als am achtzehnten Juni jene Engländer, die schon in allen Welttheilen gedient hatten."

„Nicht die Jahre sind es," sagte Jener, „die in solchen Augenblicken Kraft geben, sondern das Selbstbewußtsein, der Stolz einer Nation und die Begeisterung des Soldaten für seine Sache, und die hat der Preuße vollauf."

„Ich habe in meiner Jugend auch ein paar Jahre gedient," entgegnete der Oheim, „Anno 85 bei den Kreistruppen. Damals waren die Soldaten noch nicht begeistert; darum kenne ich das Ding nicht. Nächstens wird mich aber mein Nachbar, der General, besuchen; mit Diesem mußt Du darüber sprechen."

„Wie dem auch sei," fuhr der Gast fort, „es freut mich innig, daß Sie über den Hauptpunkt, über den Unwillen gegen die Franzosen und im Haß gegen diesen Korsen, mit mir übereinstimmen. Bei uns zu Hause behauptet man, daß er in Süddeutschland leider noch immer als eine Art Heros angesehen und, es ist lächerlich zu sagen, von Vielen sogar als ein Beglücker der Menschheit verehrt werde."

„Sprich nicht zu laut, Freund," erwiderte der alte Herr,

„wenn Du es nicht mit dieser jungen Dame hier gänzlich verderben willst. Sie ist gewaltig napoleonisch gesinnt."

„Sie werden darum nicht schlechter von mir denken," sagte Anna hocherröthend, „weil ich einen Mann nicht geradehin verdammen mag, dessen unverzeihlicher Fehler der ist, daß er ein großer Mensch war."

„Großer Mensch!" rief der Alte mit blitzenden Augen, „den Teufel auch, großer Mensch! Was heißt das? Daß er den rechten Augenblick erspähte, um wie ein Dieb eine Krone zu stehlen? Daß er mit seinen Bajonetten ein treffliches Reich über den Haufen warf, seine herrliche natürliche Form zertrümmerte, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen! Großer Mensch!"

„Sie sprechen so, weil —"

„Anna, Anna!" fiel er seiner Tochter in die Rede. „Meinst Du, ich spreche nur darum so, weil er uns elend machte? Weil er dieses Thal und diesen Wald mir entriß, weil er diese Menschen, die mir und meinen Ahnen als ihren Herren dienten, an einen Andern verschenkte? Weil die ungebetenen Gäste, die er uns schickte, das Bißchen aufzehrten oder einsteckten, was mir noch geblieben war? Es ist wahr, an jenem Tage, wo man ein fremdes Siegel über das alte Wappen der Thierberge klebte, wo man mein Vieh zählte und schätzte, meine Weinberge nach dem Schuh ausmaß, meine Wälder lichtete und die erste Steuer von mir eintrieb, an jenem Tage sah ich nur mich und den Fall meines Hauses; aber ging es der ganzen Reichsritterschaft besser? Mußten wir nicht sogar erleben, daß ein Mann von der Insel Korsika erklärte: es gebe keinen deutschen Kaiser und kein Deutschland mehr?"

„Gott sei es geklagt!" sagte der junge Rantow, „und uns wahrhaftig hat er es nicht besser gemacht."

„Ihr, gerade Ihr seid selbst schuld daran," fuhr der alte Herr immer heftiger fort. „Ihr hattet Euch längst losgesagt vom Reich, hattet kein Herz mehr für das Allgemeine, wolltet einen eigenen Namen haben und thatet Euch viel darauf zu gut. Ihr sahet es vielleicht sogar gern, daß man uns Schaft für Schaft entzwei brach, weil man uns fürchtete, so lange die übrigen Speere ein Band umschlang. Habt Ihr nicht gesehen, wie weit es kam, als man in Sparta jeden Griechen einen Fremden nannte? Verdammt sei dieses Jahrhundert der Selbstsucht und Zwietracht, verdammt diese Welt von Thoren, welche Eigenliebe und Herrschsucht Größe nennt!"

„Aber, lieber Vater —" wollte das Fräulein besänftigend einfallen; doch der alte Herr war bei seinen letzten Worten schnell

aufgestanden, und der kleine Mensch in der Thierbergischen Livree eilte auf seinen Wink mit zwei Kerzen herbei.

„Gute Nacht," wandte er sich noch einmal zu seinem Neffen; „stoße Dich nicht daran, wenn Du mich zuweilen heftig siehst; 's ist so meine Natur. Schlafet wohl, Kinder!" setzte er ruhiger hinzu, „wenn die Gegenwart schlecht ist, muß man von besseren Zeiten träumen." Anna küßte ihm gerührt die Hand, und die erhabene Gestalt des alten Herrn schritt langsam der Thüre zu. Rantow war so betroffen von Allem, was er gehört und gesehen, daß es ihm sogar entging, welche komische Figur der Diener machte, der seinem Herrn zu Bette leuchtete. Die weite Staatslivree, die er trug, hing beinahe bis zum Boden herab, und die langen bordirten Aufschläge bedeckten völlig die Hände, welche die silbernen Leuchter trugen. Er war anzusehen wie ein großer Pilgrim, der einen Kalvarienberg hinan auf den Knieen rutscht. Um so erhabener war der Kontrast des Mannes, der ihm folgte; er erschien, als er durch den altfränkischen Saal unter den Familiengemälden seiner Ahnen vorbeischritt, wie ein wandelndes Bild der guten alten Zeit.

Als der alte Herr das Gemach verlassen hatte, stand das Fräulein mit einer Verbeugung gegen ihren Gast auf und trat in ein Fenster. Der junge Mann fühlte an ihrem Schweigen, daß er diesen Abend Saiten berührt haben müsse, die man antasten sonst vielleicht sorgfältig vermied. Sie blickte hinaus in die Nacht, und Rantow trat an ihre Seite; er hatte oft erprobt, wie sich Mißverständnisse leichter lösen, wenn man sie in einen Scherz kehrt, als wenn man mit Ernst oder Wehmuth darüber spricht. Mit solch einem Scherz wollte er Anna versöhnen; doch als er zu ihr ans Fenster trat, war der Anblick, der sich ihm darbot, so überraschend, daß kein heiteres Wort über seine Lippen schlüpfen konnte. Das tiefe, schwärzliche und doch so reine Blau, das nur ein südlicher Himmel im Mondlicht zeigt, hatte er noch nie gesehen. Ueber Wald und Weinberge herab goß der Mond seltsame Streiflichter, und im Thal schimmerten seinen Glanz nur die zitternden Wellen des Neckar's und die Spitze des dunkeln Kirchthurms zurück. Der falbe Schein dieses Lichtes der Nacht hatte Anna's Züge gebleicht, und in ihren schönen Augen schwamm eine Thräne. Jetzt erst, als Alles so still und lautlos war, vernahm man aus der Ferne die gehaltenen Töne einer Flöte, und diese Klänge verbanden sich so sanft mit dem milden Schimmer des Mondes, daß man zu glauben versucht war, es seien *seine* Strahlen, die so melodisch sich auf die Erde niedersenkten. Ein seliges Lächeln zog über Anna's Gesicht, ihr glänzender Blick

hing an einer Waldspitze, die weit in das Thal vorsprang, und ihre tieferen Athemzüge schienen der Flöte zu antworten.

„Wie prachtvoll ist selbst die Nacht in Ihrem Thal!“ sprach nach einer Weile der Gast. „Wie schön wölbt sich der Himmel darüber hin, und der Mond scheint nur für diesen stillen Winkel der Erde geschaffen zu sein.“

Anna öffnete das hohe Bogenfenster. „Wie warm und mild es noch draußen ist!“ sagte sie, indem sie freundlich in das Thal hinabschaute. „Kein Lüftchen weht.“

„Aber die Bäume neigen sich doch her und hin,“ erwiderte er, „sie rauschen, gewiß vom Wind bewegt.“

„Kein Lüftchen weht!“ wiederholte sie und hielt ihr weißes Tuch hinaus. „Sehen Sie, nicht einmal dieses leichte Tuch bewegt sich. Und kennen Sie denn nicht die alte Sage von den Bäumen? Nicht der Nachtwind ist es, der ihre Blätter bewegt, sie flüstern jetzt und erzählen sich, und wer nur ihre Sprache verstünde, könnte manches Geheimniß erfahren.“

„Vielleicht könnte man dann auch erfahren, wer der Flötenspieler ist,“ sagte der Vetter, indem er Anna schärfer ansah; denn schon war er so eifersüchtig auf seine schöne Base geworden, daß ihm die süßen Töne vom Wald her und ihr Tuch, das sie noch immer aus dem Fenster hielt, in Wechselwirkung zu stehen schienen.

„Das kann ich Ihnen auch ohne die Bäume verrathen,“ erwiderte sie lächelnd, indem sie das Tuch zurücknahm. „Das ist ein munterer Jägerbursche, der seinem Mädchen einen guten Abend spielt.“

„Dazu ist aber bie Entfernung doch beinahe zu groß,“ fuhr er fort, „manche Töne werden nicht ganz deutlich.“

„Im Dorf unten hört man es besser als hier oben,“ sagte sie gleichgiltig und schloß das Fenster; „überdies sagt ja das Sprichwort: das Ohr der Liebe hört noch weiter als das des Argwohns.“

„Schön gesagt,“ rief der junge Mann; „doch das Auge des Argwohns sieht weiter, als das der Liebe.“

„Sie haben Recht,“ entgegnete sie; „aber nur bei Tag, nicht bei Nacht.“

Diese, wie es schien, ganz absichtslos gesagten Worte überraschten den jungen Mann so sehr, daß er beschämt die Augen niederschlug. Er warf sich seine Thorheit vor, daß er nur einen Augenblick glauben konnte, es sei ein Liebhaber dieses arglosen Kindes, der dort im Walde musicire.

„Und nun gute Nacht, Vetter,“ fuhr Anna fort, indem sie eine Kerze ergriff. „Träumen Sie etwas recht Schönes! Man sagt ja,

der erste Traum in einem Hause werde wahr. Hans, leuchte dem Herrn Baron ins rechte Thurmzimmer! Und dies noch," setzte sie auf Französisch hinzu, als der Diener näher trat, „vermeiden Sie mit meinem Vater über Dinge zu sprechen, die ihn so tief berühren. Er ist sehr heftig; doch gilt sein Zorn nie der Person, sondern der Meinung. Es war meine Schuld, daß ich Sie nicht zuvor unterrichtet habe; morgen will ich nähere Instruktionen ertheilen. — Gute Nacht!"

Sinnend über dieses sonderbare und doch so liebenswürdige Wesen, folgte der Gast dem Diener, und die dumpfhallenden Gänge und Wendeltreppen, das vieleckige, in wunderlichen Spitzbogen gewölbte Gemach, das alterthümliche Gardinenbett, so manche Gegenstände, die er sonst so aufmerksam betrachtet hätte, blieben diesmal ohne Eindruck auf seine Seele, die nur eifrig beschäftigt war, den Charakter und das Benehmen Anna's zu prüfen und zu mustern.

5.

Als der Gast am folgenden Morgen nach einer sorgfältigen Toilette hinab ging, um mit seinen Verwandten zu frühstücken, konnte er sich anfänglich in dem alten Gemäuer nicht zurecht finden. Ein Diener, auf welchen er stieß, führte ihn dem Saale zu, und an den Gängen und Treppen, die er durchwandern mußte, bemerkte er erst, was ihm gestern nicht aufgefallen war, daß er im entlegensten Theil dieser Burg geschlafen habe. Auf sein Befragen gestand ihm der Diener, daß sein Gemach das einzige sei, das man auf jener Seite noch bewohnen könne, und außer dem Wohnzimmer mit den gewirkten Tapeten, dem Schlafzimmer des alten Herrn, dem Saal, dem kleinen Zimmerchen in einem andern Thurm, wo Fräulein Anna wohne, sei nur noch das ungeheure Bedientenzimmer, das früher zu einer Küche gedient habe, und die Wohnung des Amtmanns einigermaßen bewohnbar; die übrigen Gemächer seien entweder schon halb eingestürzt, oder werden zu Fruchtböden und dergleichen benützt. Der stolze Sinn des Oheims und die fröhliche Anmuth seiner Tochter standen in sonderbarem Widerspruch mit diesen öden Mauern und verfallenen Treppen, mit diesen sprechenden Bildern einer vornehmen Dürftigkeit. Der junge Mann war, wenn nicht an Pracht, doch an eine gewisse reinliche Eleganz in seiner Umgebung selbst an den Treppen und Wänden gewöhnt, und er konnte daher nicht umhin, seine Verwandten, die in so großer, augenscheinlicher Entbehrung lebten, für sehr unglücklich zu halten. Das romantische Interesse,

das der erste Anblick dieser Burg für ihn gehabt hatte, verschwand vor dieser traurigen Wirklichkeit, und wenn er sich dachte, wie die Mauerrisse und Spalten, durch welche jetzt nur die warme Morgensonne hereinfiel, den Stürmen des Winters freien Durchgang lassen mußten, war ihm Anna's Furcht vor dieser Jahrszeit wohl erklärlich.

„Und ein so zartes Wesen diesen rauhen Stürmen ausgesetzt," sagte er zu sich, „ein so reicher und gebildeter Geist ohne Umgang, vielleicht ohne Lektüre, einen ganzen Winter lang in diesen Mauern von Schnee und Wetter gefangen gehalten, einsam bei dem ernsten, feierlichen, alten Mann! Und dieser ehrwürdige Alte, der einst bessere Tage gesehen, durch die Ungunst der Zeit in unverschuldete Dürftigkeit und Entbehrung versetzt!" Von so gutmüthiger Natur war das Herz des jungen Mannes, daß er vor der Thür des Saales halb und halb den Entschluß faßte, um die schöne Anna zu freien, sie in die Mark zu führen oder, wenn ihm das Leben in Schwaben besser gefallen sollte, mit ihr in die Residenz zu ziehen und für den Sommer Thierberg wieder in Stand setzen zu lassen.

Der Alte empfing ihn mit einem herzlichen Morgengruß und derben Händedruck, und Anna erschien ihm heute noch freundlicher und zutraulicher als gestern. Das Tagewerk der Knechte wurde in seiner Gegenwart angeordnet, und mit Wonne sah er Anna eine Geschäftigkeit im Hauswesen entfalten, die er der feingebildeten jungen Dame nicht zugetraut hätte. Auch über ihre eigenen Geschäfte sprachen die Bewohner des Schlosses. Der Alte wollte Vormittags mit seinem Verwalter rechnen, Anna den Gast unterhalten und einen Spaziergang mit ihm ins Thal hinab machen. Nach Tisch wollte sie bei einigen Damen in der Nachbarschaft Besuche abstatten, der Alte das Stück Wald, das ihm noch eigen gehörte, mustern, und Albert sollte ihn begleiten. Der Abend sollte sie Alle zum Spiel vereinigen. So angenehm dem jungen Mann die Aussicht war, einen ganzen Vormittag mit der schönen Cousine zu verleben, so erschreckte ihn doch ein so langer Waldspaziergang mit dem ernsten Onkel, der alle Augenblicke die sonderbarsten, vielseitigsten Kenntnisse verrieth und in so hohem Alter noch ein Wortgedächtniß hatte, vor welchem Jenem graute. „Wie, wenn er Dich den ganzen Nachmittag ausfragte, was Du gelernt hast!" sagte er zu sich. „Wie schnöde wird es dann an den Tag kommen, welche Lehr-Stühle und Säle in Berlin Du nicht besucht, und wie schnell wird er ahnen, welche Du besucht hast." Einiger Trost für ihn war seine geläufige Zunge und ein Wenig Disputirkunst, das Einzige, was ihm von seinem

Hofmeister übrig geblieben war. Doch wie einen zum Galgen Verdammten das Henkermahl noch erfreut, das ihm der Nachrichter zu- und anrichten muß, so richtete sich seine geängstigte Seele an der schönen Gegenwart auf. Und welcher Himmel ging ihm erst auf, als der Onkel, nachdem er schon Hut und Stock ergriffen hatte, sich noch einmal zu seinem Neffen wandte. „Noch etwas!“ sagte er zu ihm. „So lange Thierberg steht, ist es Sitte, daß die nächsten Verwandten gleicher Linie mit Du unter sich reden; ich denke, Du wirst mit Anna keine Ausnahme machen, weil Du hundert Meilen nördlicher geboren bist.“

Anna lächelte und schien es ganz in der Ordnung zu finden; aber mit freudeglühenden Wangen sagte der junge Mann zu; dankbar blickte er dem alten Oheim nach, der ihm in diesem Augenblick wie ein Bote der Liebe erschien. Leider vergaß er dabei, daß dieses Du nicht das süße, heimliche Du der Liebe sei, und daß ein so nahes Verhältniß zwar der Freundschaft förderlich, für die entstehende Liebe aber ein Hinderniß sein könnte.

„Und Du wolltest mir gestern Abend noch Instruktionen geben,“ sagte er, indem er sich in das Fenster zu dem Fräulein setzte. „Es ist mir angenehm, wenn Du mir recht viel vom Onkel sagst; ich habe ihn mir durchaus anders gedacht, und daher kam nun wol gestern Abend mein Mißgriff.“

„Wie hast Du Dir ihn denn gedacht?“ fragte Anna.

„Nun, ich setzte mir aus dem, was Mutter und Vater erzählten, ein Bild zusammen, das nun freilich nicht paßt. Seit mein Vater Kammerjunker an Euerm Hofe war und nachher die Mutter nach Preußen heimführte, mögen es doch etwa dreißig Jahr sein. Damals war wol Onkel etwa fünf- bis sechsunddreißig Jahre alt, und man nannte ihn noch immer den Junker; denn der Großvater Thierberg lebte noch. Mein Vater beschreibt ihn nun gar komisch, wenn er auf ihn zu sprechen kommt. Er war hier im Schloß aufgewachsen unter der Aufsicht seines Herrn Papa und seiner Frau Mama. Die guten Großeltern könnte ich malen. Sie müßten in den geblümten und ausgenähten Fauteuils sitzen, aufrecht und anständig frisirt; die Großmama in einem blauseidenen Reifrock, der Großpapa in einem verschossenen Hofkleid. Sie sind die regierende Familie in ihrem Lande, der Amtmann und der Pastor ihr Hofstaat. Der Erbprinz lernte hier nicht viel mehr, als sich anständig verbeugen, die Hand küssen, reiten und jagen, und die Prinzessinnen sollen ihn an Bildung weit übertroffen haben. Die zwei Jahre Garnisonsleben bei den Reichstruppen hatten ihn nicht gerade verfeinert, und so soll er immer zur größten Lust der Verwandten gedient haben, wenn er

um die Zeit, da man alljährlich die Remontepferde von Leipzig brachte, in die Residenz kam. Meine Mutter wurde damals bei Onkel Wernau erzogen, und mein Vater kam täglich in das Haus. Wenn dann Dein Vater im Herbst zum Besuch kam, verhehlte er nicht, daß er nur gekommen sei, um die schönen Remontepferde zu betrachten, zog den ganzen Tag bei Bereitern und in den Ställen umher, freute sich, mit seiner großen Pferdekenntniß glänzen zu können, und unterhielt Abends die glänzende Gesellschaft bei Wernau's durch sein sonderbares Wesen, das zwar nie linkisch oder unanständig, aber im höchsten Grade naiv, ungezwungen und komisch war. Mein Vater sagte oft: ‚Er war ein Bild der guten alten Zeit, nicht jener steifen Zeit, wo man den Hofton und die Reifröcke in jedem Winkel des Landes affektirte, sondern einer viel früheren. Er war das Muster eines schwäbischen Landjunkers.'"

Der junge Mann hielt inne in seiner Beschreibung, als er sah, daß seine Zuhörerin lächelte. „Du findest vielleicht diese Züge unwahr," sagte er, „weil sie auf heute nicht mehr passen, und doch versichere ich —"

„Mir fiel nur," erwiderte sie, „als Du dies das Bild eines schwäbischen Landjunkers nanntest, jenes Buch ein, das beinahe mit denselben Zügen einen Landjunker in — Pommern schildert. Du versetzest nun dieses Bild in mein Vaterland, in dieses Schloß sogar; sonderbar ist es übrigens, daß beinahe kein Zug mehr zutrifft. In dem gutgemalten Bild eines Jünglings muß man sogar die Züge des Greises wieder erkennen; doch hier —"

„Das wollte ich ja eben sagen; ich fand den Onkel so ganz und durchaus anders, daß ich selbst nicht begreifen konnte, wie er einst jener muntere, naive Junge habe sein können."

„Ich spreche ungern mit Männern über Männer; ich meine, es passe nicht für Mädchen," nahm Anna das Wort; „über meinen Vater vollends habe ich nie — beinahe nie gesprochen," setzte sie erröthend hinzu; „doch mit Dir will ich eine Ausnahme machen. Ich zwar kenne den Vater nicht anders, als wie er jetzt ist; es ist möglich, daß er vor dreißig Jahren etwas anders war; aber bedenke, Vetter Albert, durch welche Schule er ging! Alles, Alles, was ihm einst lieb und werth war, hat diese furchtbare Zeit niedergewühlt. Oder meinst Du, jene Verhältnisse, so sonderbar und unnatürlich sie vielleicht erscheinen, seien ihm nicht theuer gewesen? Wie oft, wenn die alten Herren von der vormaligen Reichsritterschaft im Saal waren und sich besprachen über die gute alte Zeit, wie oft hätte ich da weinen mögen aus Mitleid mit den Greisen, die sich nun so schwer in diese neuen Gestaltungen finden!"

„Aber ging es ganz Europa besser? Denke an Spanien, Frankreich, Italien, Polen und das ganze Deutschland!“ erwiderte der Gast.

„Ich weiß, was Du sagen willst,“ fuhr sie eifrig fort; „man soll über dem Unglück und der Umwühlung eines Welttheils so kleine Schmerzen vergessen; aber wahrlich, so weit sind wir Menschen noch nicht. Auf diesen Standpunkt erhebe sich, wer kann, und ich meine, er wird auch in seiner Großherzigkeit wenig Trost, weder für sich, noch für das Allgemeine finden. Und ich möchte überdies noch behaupten, daß unter Allen, die überall gelitten haben, vielleicht gerade diese Ritterschaft nicht am Wenigsten litt. Andere Wunden, die man nur dem Vermögen schlägt, heilen mit der Zeit; doch wo, nicht durch Revolution, sondern im Namen gesetzlicher Gewalt, so alte, lang gewöhnte Bande zersprengt und Formen, die auf ewig gegründet schienen, zertrümmert werden, das eine Stück hierhin, das andere dorthin gerissen — da werden die theuersten Interessen in innerster Seele verwundet. Wenn so die alten Hauptleute und Räthe der Ritterschaft, einige Komthure und deutsche Ritter um die Tafel sitzen, so glaubt man oft Gespenster, Schatten aus einer andern Welt zu sehen. Doch wenn man dann bedenkt, daß dies Alles, was sie einst erfreute, so lange vor ihnen zu Grabe ging, und diese Titel von der jungen Welt nicht mehr verstanden werden, so kann man mit ihnen recht traurig werden.“

„Es ist wahr,“ bemerkte der Gast, „und man muß gerecht sein; sie wurden von früher Jugend in der Achtung und im ritterlichen Eifer für jene alten Formen erzogen, glänzten vielleicht eben im ersten Schimmer einer neuen Amtswürde, als das Unglück hereinbrach und Alles auflöste; und wie schwer ist es, alten Gewohnheiten zu entsagen, alte Vorurtheile abzulegen!“

„Um so schwerer,“ setzte Anna hinzu, „wenn man ein Recht und gesetzliche Ansprüche darauf zu haben glaubt. Hätte man jene Bande sanft gelöst, man würde sich nach und nach gewöhnt haben; so aber war es das Werk eines Augenblicks. Vermögen, Ansehen und Würden gingen zugleich verloren, und Mancher wurde geflissentlich gekränkt. So wurde der Unmuth über die Veränderungen zur Erbitterung. Der Vater hat oft erzählt, wie sie ihm an einem Tage alle Familienwappen von den Wänden gerissen, das Vieh geschätzt, Pferde weggeführt, die Braupfannen versiegelt und für Staatseigenthum erklärt haben; die Mutter war krank, der Vater außer sich gebracht durch höhnische Behandlung der neuen Beamten, und um das Unglück vollkommen zu machen, legten sie fünfundsiebzig Franzosen in dieses Schloß, die nicht plündern,

aber ungestraft stehlen durften und, wenn sie weiter zogen, nur ebenso viel neuen Gästen Platz machten."

„Wahrhaftig," rief Albert, „ein solches Schicksal hätte wol auch den fröhlichsten Junker ernst machen müssen!"

„Wie es ging, weiß ich nicht, nur so viel nahm ich mir aus Gesprächen ab, daß er seit jener Zeit ganz verändert sei. Er hielt sich meistens zu Hause, las viel und studirte Manches. Er gilt jetzt in der Gegend für einen Mann, der viel weiß, und muß in manchen Fällen Rath geben. Doch um auf die Instruktionen zu kommen, die ich Dir ertheilen wollte, so kannst Du sie aus dem, was ich Dir erzählte, selbst abnehmen. Berühre nie die früheren politischen Verhältnisse, wenn Du ihn nicht wehmüthig machen willst, sprich nie von dem Kaiser —"

„Von welchem Kaiser?" unterbrach sie der Vetter.

„Nun, von Napoleon, wollte ich sagen; er sieht ihn als den Urheber aller seiner Leiden an, und wenn etwa der General in diesen Tagen kommen sollte, laß Dich in keinen politischen Diskurs ein; sie sind schon so heftig an einander gerathen."

„Wer ist denn der General?" fragte Albert. „Hat nicht Dein Vater mich gestern aufgefordert, mit ihm über die neuere Kriegszucht zu sprechen?"

„Der General Willi ist unser Nachbar," erwiderte Anna, „und wohnt eine halbe Stunde von hier, den Neckar abwärts. Er gehört so sehr der neueren Zeit an, als der Vater der alten, und ich kann ihm seine Art, zu denken, ebenso wenig verargen als meinem Vater. Er machte in den früheren Feldzügen eine sehr schnelle Karriere, und der Kaiser selbst soll ihn im Feldzuge von 1809 beredet haben, unsern Dienst zu verlassen und in die Garde zu treten. Er war mit in Rußland, wurde bei Chalons gefangen und zog sich nachher gänzlich zurück. Hier hat er nun ein Gut gekauft, ist ein sehr vermöglicher Mann und lebt im Stillen seinen Erinnerungen. Du kannst Dir denken, daß ein Mann, der in solchen Verhältnissen seine schönsten Jahre lebte, wol auch noch heute von der Sache, für welche er einst focht, eingenommen ist; er ist, was man so nennt, ein eigensinniger Napoleonist und hat wenigstens so gut als irgend Einer Grund dazu."

„Wenn er ein Franzose wäre," entgegnete Albert, „dann möchte es ihm hingehen. Aber für einen Deutschen schickt es sich doch wahrhaftig nicht. Es war keine Sache, für welche er focht, sondern ein Phantom."

„Streiten wir nicht darüber," fiel ihm Anna ins Wort. „Ich bin überzeugt, wenn Du diesen liebenswürdigen, edeln Mann kennen lernst, wirst Du ihm seinen Enthusiasmus vergeben."

„Wie alt ist er denn?“ fragte Jener befangen.

„Ein guter Fünfziger,“ erwiderte Anna lächelnd. „Mir aber scheint er, wie gesagt, für seine Gesinnungen ein so gutes Recht zu haben als der Vater. Wurde ja doch auch, was ihm groß und erhaben däuchte, zerstört und verhöhnt, und Du weißt, daß dies nicht der Weg ist, die Menschen mit dem Neueren auszusöhnen. Die beiden Herren haben große Zuneigung zu einander gefaßt, obgleich sie in ihren Meinungen so schroff einander gegenüberstehen. Oft kommt es unter ihnen zu so heftigem Streit, daß ich immer einmal einen wirklichen Bruch der nachbarlichen Verhältnisse voraussehe. Ich glaube, wenn mehr Damen zugegen wären, würde es nie so weit kommen; aber leider hat auch der General vor einigen Jahren seine Frau verloren. Sie war eine treffliche Frau, und meine Mutter schätzte sie sehr; der Vater konnte es ihr aber nie vergeben, daß sie eine Bürgerliche war, und seine Schwester, die jetzt eben bei ihm ist, pflegt immer nur auf kurze Zeit einzukehren.“

Der alte Thierberg, der in diesem Augenblicke von seinem Amtmann zurückkam, unterbrach dieses Gespräch, das der junge Mann noch lange hätte fortsetzen mögen; denn Base Anna erschien ihm, wenn sie lebhaft sprach, wenn ihre Augen während ihrer Rede immer heller glänzten und ihre zarten Züge jede ihrer Empfindungen abspiegelten, immer reizender, liebenswürdiger zu werden, und er glaubte aus dem Vergnügen, das ihr die Unterhaltung mit ihm zu gewähren schien, nicht mit Unrecht einen günstigen Schluß für sich ziehen dürfen.

6.

Von allen seinen früheren reichsfreiherrlichen Rechten war dem alten Thierberg nur die Ernennung oder, wie man es dort nannte, die Präsentation des Schulmeisters übrig geblieben, und er verwünschte auch diesen letzten Rest ehemaliger Größe und Gewalt, als er Nachmittags zwei Schulamtskandidaten mit dem Thierberger Prediger ins Schloß treten sah. Er hieß seinen Neffen allein in den Wald vorausgehen und versprach bald zu folgen. Der junge Mann wanderte langsam jenen Weg hinan, welchen ihn Anna zuerst geführt hatte. Oft stand er stille und sah zurück auf diese alterthümliche Burg, und gerne verweilte sein Auge auf jenem Thurm, in dessen Zimmerchen Anna wohnte. Wie liebte er dieses klare, ruhige, natürliche Wesen, gepaart mit so viel Anstand und mit so feiner Bildung! Er konnte sich auf nichts Aehnliches besinnen. Oft wollten zwar in seiner Erinnerung die Damen der

Mark diesem Schwabenkind den Vorrang streitig machen. Es däuchte dem jungen Mann, er habe elegantere Formen gesehen, gewandter, zierlicher sprechen gehört; er rief sich jede einzelne Schönheit, die ihn sonst bezauberte, zurück; aber er bekannte, daß es gerade diese Unbefangenheit, diese Ruhe sei, was ihm so überraschend, so neu, so liebenswürdig erschien. „Sie ist zu verständig, zu ruhig, zu klar, um jemals recht lieben zu können," fuhr er in seinen Gedanken fort; „aber schätzen wird sie mich, sie wird Interesse an mir finden. Und gerade diese Klarheit, diese Art, über das Leben zu denken, muß ihr andere, bessere Verhältnisse längst wünschenswerth gemacht haben. Bequeme, elegante Wohnung, eine geschmackvolle Garderobe, Wagen, Pferde, Bediente, eine ausgesuchte Bibliothek, das sind die Dinge, welche in einem solchen kalten Herzen die Liebe ersetzen; so unbefangen sie ist, so weiß sie doch in ihrer Unbefangenheit die Dame recht wohl zu spielen, und wirklich — es muß ihr als Frau von Rantow allerliebst stehen!"

Der junge Mann war unter diesen Träumen einer schönen Zukunft auf einer Höhe angelangt, wo er einen Theil des reizenden Neckarthales überschauen konnte. Vorwärts zu seiner Linken gewahrte er eine Waldspitze, die weit vorsprang und ihm die Aussicht auf den andern Theil des Thales verdeckte. Er verglich sie mit der Lage des Schlosses und fand, es müsse dieselbe Bergspitze sein, von welcher gestern jene süßen Flötenklänge herübertönten. Von dort aus, hatte ihm Anna gesagt, könne man einen weiten, freien Blick über das ganze Thal genießen, und rasch beschloß er, nicht erst den Oheim abzuwarten, sondern im Genuß einer herrlichen Aussicht auf jener Waldecke seinen Gedanken nachzuhängen. Er hatte sich die Richtung gut gemerkt, und nicht lange, so trat er auf diesen reizenden Platz heraus. Das Thal schwenkte sich in einem schönen Bogen an Thierberg vorüber um diese Bergecke. Rechts und bei Weitem näher, als Albert gedacht hatte, lag die Burg, durch eine breite Waldschlucht von dieser Stelle getrennt. Man konnte mit einem guten Fernglas deutlich in die Fenster von Thierberg sehen, und der junge Mann ergetzte sich eine Zeit lang an den Zügen des Pastors und seines Oheims, die in eifrigem Gespräch an der Fensterbrüstung standen. Auch Anna's Thurmfenster war geöffnet; aber statt ihrer holden Züge sah man nur einen kleinen Orangenbaum, den sie an die Sonne gestellt hatte. In der Mitte des Thales zog in kleineren Bogen der Neckar hin, viele freundliche Halbinseln bildend, und in kleiner Entfernung entdeckte das Auge des jungen Mannes ein neues Schloß, in dessen Fenstern sich die Mittagssonne spiegelte. Es war in gefälligem, italienischem Stil aufgebaut, die Säulen und der Balkon, schlank und zierlich, machten einen sonder-

baren Kontrast mit den dunkeln schweren Mauern des Thierbergs zu seiner Rechten, und wie diese Burg auf der Nordseite des Gebirges auf einem steilen Waldberg hing, so ruhte jenes schöne Lustschloß auf der Südseite gegenüber an einem sanften Rebhügel, dessen reinlich und nett angelegte Geländer und Spaliere sich bis an den Fluß herabzogen. Albert war in diesen reizenden Anblick versunken und dachte nach über diesen Gegensatz, welchen die beiden Schlösser, wie Bilder der alten und neuen Zeit, hervorbrachten, als feste Männertritte hinter ihm durch das Gebüsch rauschten und ihn aus seinen Betrachtungen weckten. Er wandte sich um, und war vielleicht nicht weniger erstaunt als der Mann, der jetzt durch die letzten Büsche brach und vor ihm stand. — Es war sein Gefährte vom Eilwagen. Er hatte eine Jagdtasche übergeworfen. trug eine Büchse unter dem Arm, und zwei große Windhunde stürzten hinter ihm aus dem Gebüsch.

„Wie, ist es möglich!“ rief der Jäger und blieb verwunderungsvoll stehen. „Ich hätte mir noch eher einfallen lassen, hier auf einen Adler denn auf Sie zu stoßen!“

„Sie sehen, ich benütze Ihren Rath,“ erwiderte der junge Mann, „ich durchspüre jeden Winkel Ihres Landes nach schönen Aussichten —“

„Aber wie kommen Sie hieher?“ fuhr Jener fort, indem er ihn aufmerksamer betrachtete. „Und Sie sind auch nicht auf der Reise, wie ich sehe. Haben Sie Sich in der Nähe eingemiethet?“

Albert deutete lächelnd auf die alte Burg hinüber. „Dort — und gestehen Sie,“ sagte er, „ich hätte keinen schöneren Punkt wählen können.“

„In Thierberg?“ rief der Jäger mit steigendem Erstaunen, indem er auf einen Augenblick leicht erröthete. „Wie ist es möglich, in Thierberg? Oder sind vielleicht gar Thierberg's die Verwandten, die —“

„Die ich in der Stadt besuchen wollte und hier auf ihrem Landsitz traf. Ich segne übrigens diesen Geschmack meines Oheims,“ setzte Albert mit einer Verbeugung hinzu, „da er mich aufs Neue in die Nähe meines angenehmen Reisegesellschafters führte.“

„So wären Sie vielleicht ein Rantow aus Preußen?“ fragte der Jäger aufs Neue.

„Allerdings,“ antwortete der Gefragte. „Aber wie folgern Sie dies? Sind Sie vielleicht mit meinem Oheim bekannt?“

„Ich besuche ihn zuweilen,“ sagte Jener mit einem langen Seitenblick auf das alte Schloß. „Ich bin gerne dort; doch beinahe hätte ich das Glück gehabt, Ihre Bekanntschaft noch früher zu machen. Ich reiste vor einem Jahre in Ihre Heimath, und auf

den Fall, daß mich meine Straße über Fehrbellin geführt hätte, war ich mit einem Brief an Ihre Eltern versehen, mit einem Brief von Ihrem Oheim selbst. — Aber habe ich zu viel gesagt, wenn ich von den Reizen unseres Neckarthales sprach? Finden Sie nicht Alles hier vereinigt, was man immer für das Auge wünschen kann?"

„Ich dachte schon vorhin darüber nach," versetzte Rantow. „Wie verschieden ist der Charakter dieser beiden Berge zur Seite des Thales! Hier dieser dunkle Wald, mit Schluchten und Felsenrissen, durch welche sich Bäche herabgießen, die alte Burg, halb Ruine, auf diese jäh abbrechende Wand hinausgerückt. Jenseits die sanften, wellenförmigen Rebhügel mit bläulichrother Erde und dem sanften Grün des Weins. Und diese Kontraste durch das lieblichste Thal, durch den Fluß vereinigt, der bald hierhin, bald dorthin zu den Bergen sich wendet! Wahrhaftig, es müßte nichts Angenehmeres sein, als auf einer dieser grünen Halbinseln ein einsames Idyllenleben zu führen!"

„Ja," entgegnete der Jäger lächelnd. „Wenn der Fluß nicht in jedem Frühjahre austräte und Damon, die Hütte und — seine Daphne zu entführen drohte! Aber, waren Sie schon unten im Thal?"

„Noch nicht, und wenn etwa Ihr Weg hinabführt, werde ich Sie gerne begleiten."

Der Jäger lockte seine Hunde und schlug dann einen Seitenpfad ein, der in die Tiefe führte. Rantow, der hinter ihm ging, bewunderte den schlanken Bau, den kräftigen Schritt und die gewandten Bewegungen des jungen Mannes. Er war einigemal versucht, zu fragen, wer er sei, wo er wohne. Aber es lag etwas so Bestimmtes, Ueberwiegendes in seinem ganzen Wesen, daß er diese Frage immer wieder auf eine bequemere Zeit verschob. Im Thal wandte sich der Jäger stromabwärts. Kinder und Alte, die ihnen begegneten, grüßten ihn überall freundlich und zutraulich. Manche blieben wol auch stehen und schauten ihm nach. Oft stand er stille und machte den Fremden auf jeden schönen Punkt aufmerksam, erzählte ihm von der Lebensart der Leute, von ihren Sitten und ländlichen Festen.

Der Weg bog jetzt um den Berg, und plötzlich standen sie dem neuen Schloß gegenüber, das Albert von der Höhe herab gesehen hatte. „Welch herrliches Gebäude!" rief er, „wie malerisch liegt es in diesen Weinbergen! Wem gehört dieses Schloß?"

„Meinem Vater," erwiderte der Jäger freundlich. „Ich denke, Sie setzen mit mir über und versuchen den Wein, der auf diesen Hügeln wächst."

Gerne folgte der junge Mann dieser einfachen Einladung. Sie gingen ans Ufer, wo der Jäger einen Kahn losband. Er ließ seinen Gast einsteigen und ruderte ihn leicht und kräftig über den Fluß. Auf reinlichen, mit feinem Kies bestreuten Wegen, durch hohe Spaliere von Wein gingen sie dem Schloß zu, dessen einfach schöne Formen in der Nähe noch deutlicher und angenehmer hervortraten, als aus der Ferne betrachtet. Unter dem schattigen Portal, das vier Säulen bildeten, saß ein Mann, der aufmerksam in einem Buche las. Als die jungen Männer näher kamen, stand er auf und ging ihnen einige Schritte entgegen. Er war groß, aufrecht und hager und etwa zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt. Ein schwarzes, blitzendes Auge, eine kühn gebogene Nase, die dunkelbraune Gesichtsfarbe und eine hohe gebietende Stirne, wie seine ganze Haltung, gaben ihm etwas Auffallendes, Ueberraschendes. Er trug einen einfachen militärischen Oberrock, ein rothes Band im Knopfloch, und noch ehe er ihm vorgestellt wurde, wußte der junge Rantow aus diesem Allem, daß es der General Willi sei, vor welchem er stand. Ihn selbst stellte der junge Willi als Vetter der Thierberg's und als seinen Reisegefährten vor.

Der General hatte eine tiefe, aber angenehme Stimme; er antwortete: „Mein Sohn hat mir von Ihnen gesagt. Ihre Mutter kenne ich wohl, habe sie früher in der Residenz gesehen. Als wir nach Schlesien marschirten, wurde ich nach Berlin geschickt. Ich blieb vier Wochen bei der Feldpost dort und ritt während dieser Zeit mehreremal nach Fehrbellin hinüber, Ihre Eltern zu besuchen."

„Wahrhaftig!" rief der junge Mann, „ich erinnere mich, mehrere französische und deutsche Offiziere damals in unserem Hause gesehen zu haben. Es müßte mich Alles täuschen, Herr General, oder ich kann mich noch Ihrer erinnern. Ihre Uniform war grün und schwarz, und einen großen grünen Busch trugen Sie auf dem Hut. Sie ritten einen großen Rappen."

„Ach ja, die alte Leda!" sagte der General. „Sie hat treu ausgehalten bis an die Beresina. Dort liegt sie zwanzig Schritte von der Brücke im Sumpf. Es war ein gutes Thier, und in der Garde nannte man sie le diable noir. — Grüne Büsche, sagen Sie? — Richtig, ich diente damals unter den schwarzen Jägern von Württemberg. Ein braves Corps, bei Gott! Wie haben sich diese Leute bei Linz geschlagen!"

„War es damals," bemerkte Rantow, „als Marschall Vandamme, den Gott verdamme, äußerte: Ces bougres là se battent comme nous!?"

„Sie haben da eine sonderbare Uebersetzung des Namens Vandamme, doch — ach! Sie sind ein Preuße, — gut, ich gebe zu, der General Vandamme war verhaßt, besonders in der süddeutschen Armee. Er wußte es auch recht gut. Aber seine Bewunderung über die Bravour jener Soldaten hätte er vielleicht artiger, aber nie mit mehr Wahrheit ausdrücken können."

Sie waren unter diesen Worten bis unter das Portal des Hauses getreten. Ein Buch lag dort aufgeschlagen, der junge Willi sah es lächelnd an und sagte: „Zum sechsten Mal, mein Vater?"

„Zum sechsten Mal," erwiderte Jener, indem auch durch seine ernsten Züge ein leichtes Lächeln ging. „Sie sehen, Herr von Rantow, man zieht oft die Kinder nur dazu auf, daß sie ihre Eltern nachher wieder aufziehen. So kann er es nicht recht leiden, daß ich gewisse Bücher oft lese. Und doch ist es ein guter Grundsatz, nicht vielerlei Bücher, aber wenige gute öfter zu lesen."

„Sie haben Recht," erwiderte Rantow. „Und darf ich wissen, welches Buch Sie zum sechsten Mal lesen?" Der General bot es ihm schweigend.

„Ah! die schöne Fabel von 1812," rief Albert, „der Feldzug des Grafen Segur! Nun, ein Gedicht wie dieses darf man immer wieder lesen, besonders wenn man, wie Sie, den Gegenstand kennen gelernt hat."

„Sie nennen es Gedicht?" fragte der General. „Da Sie nicht aus Erfahrung sprechen können, ist wol General Gourgaud Ihr Gewährsmann. Aber ich kann Sie versichern, in diesem Buche ist so furchtbare Wahrheit, so traurige Gewißheit, daß man das Wenige, was Dichtung ist, darüber vergessen kann. Die Figuren in diesem Gemälde leben; man sieht ihren schwankenden Marsch über die Eisfelder, man sieht brave Kameraden im Schnee verscheiden, man sieht ein Riesenwerk, jene große, kampfgeübte Armee, durch die Ungunst des Schicksals in viele tausend traurige Trümmer zerschlagen. Aber ich liebe es, unter diesen Trümmern zu wandeln, ich liebe es, an jene traurigen, über das Eis hinschwankenden Männer mich anzuschließen; denn ich habe ihr Glück und — ihr Unglück getheilt."

„Ich bewundere nur Deine Geduld, Vater," erwiderte der Sohn; „Du kannst diese französischen Tiraden, die, wenn man sie in nüchternes Deutsch auflöst, beinahe lächerlich erscheinen, lesen und immer wieder lesen! Ich erinnere mich aus diesem berühmten Buche einer solchen Stelle, die im Augenblicke das Gefühl besticht, nachher, mich wenigstens, lächeln machte. Die Armee hat sich in größter Unordnung hinter Wilna zurückgezogen. Die Russen sind auf den Fersen. Eine Zeit lang imponirt ihnen noch die

Nachhut des Heeres; aber bald löst sich auch diese auf, und die Ersten der Russen, indem sie einen Hohlweg heraufdringen, mischen sich schon mit den Letzten der Franzosen. Segur schließt seine Periode mit den Worten: ‚Ach! Es giebt keine französische Armee mehr!‘ — ‚Doch es giebt noch eine,‘ fährt er fort; ‚Ney lebt noch; er reißt dem Nächsten das Gewehr aus der Hand,‘ u. s. w. Kurz, der edle Marschall thut in übertriebenem Eifer noch einige Schüsse auf den Feind und repräsentirt gleichsam in sich selbst die halbe Million Soldaten, die Napoleon gegen Rußland ins Feld führte. Ist dies nicht mehr als dichterisch, ist dies nicht lächerlich übertrieben?“

„Ich erinnere mich noch recht wohl jenes Moments, und so grausam unser Schicksal, so gedrängt unser Rückzug war, so ließ er uns doch einige Augenblicke frei, diesem Krieger und seiner wahrhaft antiken Größe unsere Bewunderung zu zollen. Wenn Du bedenkst, wie es von großer Wichtigkeit war, daß er mit wenigen Tapfern jenes Défilé eine Zeit lang gegen den Feind behauptete, daß er und die Seinigen allerdings in diesem Augenblick noch die einzigen wirklichen Kombattanten waren, die den Russen die Spitze boten, so wird Dich jener Ausdruck weniger befremden; ich wenigstens danke es Segur, daß er auch jenem erhabenen Moment einen Denkstein setzte.“

„Also ist jene Scene wahr?“

„Gewiß! Und eine schöne, großartige Idee liegt darin, daß man weiß, wer von der großen Armee zuletzt gegen die Russen schlug, daß es Ney war, welchen jener hohe Ruhm, der ihm sogar aus diesem Rückzug sproßte, die Handgriffe des gemeinen Soldaten nicht vergessen ließ. Er war, wie Hannibal, der Letzte beim Rückzug.“

„Was sagen Sie aber über Jenen, welcher der Erste in der Armee und der Erste beim Rückzug war?“ bemerkte Rantow. „Ich glaube, zwanzig Jahre früher hätte er jeden Schritt mit seinen Garden vertheidigt —“

„Und zwanig Jahre später vielleicht auch,“ fiel ihm der General ins Wort, „und wäre vielleicht als Greis eines schönen Todes mit seinen Garden gestorben. Anno 13, werden Sie aber wol wissen, war er Kaiser eines Landes, von welchem er ohne Nachricht, ohne Hilfe, auf so viele hundert Meilen getrennt war. Was hielt ihn bei der Armee, nachdem unser Unglück entschieden war? Glauben Sie nicht, daß er etwas Aehnliches wie den Abfall Ihres York geahnt hat! Mußte er nicht in Frankreich frische Mannschaft holen?“

„Warum zog er gegen Asien zu Feld, der neue Alexander,“ sagte Rantow spöttisch lächelnd, „wenn er ahnte, daß das Preußen-

volk in seinem Rücken nur darauf laure, ihm den Todesstreich zu geben? War dies die gerühmte Klugheit des ersten Mannes des Jahrhunderts?"

„Glauben Sie, junger Mann," erwiderte der General, „der Kaiser war erhaben über einen solchen Verdacht. Er wußte, daß Ihr König ein Mann von Ehre sei, der ihn im Rücken nicht überfallen werde; er wußte auch, daß Preußen zu klug sei, um à la Don Quixote die große Armee allein anzugreifen."

„Preußen war ihm nichts schuldig," rief der junge Mann erröthend. „Man weiß, wie Bonaparte selbst seine Friedensbündnisse gehalten hat; man war nicht schuldig, zu warten, bis es dem großen Manne gefällig sei, die Kriegserklärung anzunehmen. Der Gefesselte hat das Recht, in jedem günstigen Augenblicke seine Fesseln zu zerreißen, und sollte er auch Den damit zertrümmern müssen, der sie ihm anlegte."

„Nun, Vater," setzte der junge Willi hinzu, „das ist es ja, was ich schon lange sagte, wenn ich den Aufstand des ganzen Deutschlands in Schutz nahm. Wer gab den Franzosen das Recht, uns in Ketten und Bande zu schlagen? Unsere Thorheit und ihre Macht! Wer gab uns das Recht, ihnen das Schwert zu entwinden und die Spitze gegen sie selbst zu wenden? Ihre Thorheit und unsere Macht."

„Ich gebe zu," antwortete der General mit Ruhe, „daß man im Volk, vielleicht auch unter Politikern, also spricht und sprechen darf. Niemals aber darf der Soldat diese Sprache führen, um eine schlechte That zu beschönigen. Es giebt manche glänzende Verräthereien in der Geschichte; die Zeiten, wo sie begangen wurden, waren vielleicht mit der Gegenwart so sehr beschäftigt, daß man die Verräther gepriesen hat; aber die Nachwelt, welche die Gegenstände in hellerem Lichte sieht, hat immer gerecht gerichtet und manchen glänzenden Namen ins schwarze Register geschrieben. Auch die Sache des Kaisers wird die Nachwelt führen. So viel ist aber gewiß, daß zu allen Zeiten, wo es Soldaten giebt, Einer, der seine Fahne verläßt, immer für einen Schurken gelten wird."

„Ich gebe dies zu," erwiderte Rantow, „nur sehe ich nicht ein, wie dies den übereilten Zug nach Rußland entschuldigen könnte."

„Meinen Sie denn, der Zustand Preußens sei uns so unbekannt gewesen?" fragte der General. „Man wußte so ziemlich, wie es dort aussah. Ich war von Mainz bis Smolensk im Gefolge des Kaisers und namentlich in deutschen Provinzen oft an seiner Seite, weil ich die Gegenden kannte und manchmal in seinem Namen Fragen an die Einwohner thun mußte. In den

preußischen Stammprovinzen fiel ihm und uns Allen die Haltung und das Ansehen der jungen Leute auf. Das ganze Land schien von Beurlaubten angefüllt, und doch waren es immer nur die jungen Männer, die hier geboren und erzogen waren. Die Haare waren ihnen militärisch verschnitten, ihre Haltung war aufgerichtet, geregelt; sie standen selten wie faule, müßige Gaffer da, wenn der Kaiser und sein Gefolge vorüberzog. Nein, sie machten Front, wenn sie ihn sahen, die Füße standen eingewurzelt, der linke Arm straff angezogen und an die Seite gedrückt, das Auge hatte die regelrechte Richtung, und die rechte Hand machte ihren Soldatengruß. Es waren dies keine Bauerbursche mehr, sondern Soldaten, und der Kaiser wußte wenigstens, daß nicht die ganze preußische Armee mit ihm ziehe."

„Er ließ einen gefährlichen, beleidigten Feind in seinem Rücken," bemerkte Rantow.

„Ein gefährlicher Feind, Herr von Rantow, ist etwa eine beleidigte Schlange, aber nicht eine Armee, nicht Männer von Ehrgefühl. Das preußische Heer hatte sich mit der großen Armee vereinigt, und sobald dies geschehen war, stand sie unter dem Oberbefehl des ersten Kriegers dieser Armee; in dieser Eigenschaft hatten wir weder von ihnen, noch von den Zurückgebliebenen etwas zu fürchten; die Untergebenen band ihr Eid an ihre Fahnen, und die Generale, die Repräsentanten dieser Fahnen, band ihre Ehre. Wenn Sie die Sache aus diesem natürlichen Gesichtspunkte betrachten wollen, so werden Sie am Betragen des Kaisers bei Beginn jenes unglücklichen Feldzuges nichts Uebereiltes oder Unkluges finden."

„Das preußische Heer, das gezwungen mit ausrückte," erwiderte der junge Mann, „gehörte nicht diesem Kaiser der Franzosen, sondern seinem rechtmäßigen König, und in demselben Augenblicke, als dieser sie ihrer Pflichten gegen jenen ersten Krieger entband —"

„Konnten sie gegen uns selbst die Waffen richten," fiel der General ein, „da haben Sie vollkommen Recht; sie konnten ihre Quarrés bilden, uns den Gehorsam weigern und im Fall des Zwanges Feuer auf unsere Kolonnen geben, sie konnten sich im Angesichte der Armee mit den Russen vereinigen, sie durften dies Alles thun —"

„Nun ja — das war es ja eben, was ich meinte —"

„Nein, Herr! Das war es *nicht*," fuhr Jener eifrig fort. „Nur erst, verstehen Sie wohl, *nur dann erst*, wann ihr König sie ihres Eides entband, konnten sie den Gehorsam verweigern, sie *mußten* es sogar, auch auf die Gefahr hin, zu Grunde zu

gehen. So lange dies nicht der Fall war, handelten sie, wenn sie feindlich auftraten, als Verräther an ihrer Ehre und sogar an ihrem König; denn die Ehre des Königs, der die Befehlshaber gewählt hatte, bürgte gleichsam für ihr Betragen."

„Nun — wenn ich auch dies von den Befehlshabern zugebe," erwiderte Rantow, „so hat wenigstens die Armee immerhin ihre Pflicht gethan."

„In diesem Falle nimmermehr!" rief der General. „Wenn der Chef keinen Befehl seines Herrn vorweisen kann, um seine Schritte zu entschuldigen, und dennoch seine Schuldigkeit nicht thut oder sogar zum Verräther wird, —und zum Verräther nicht für sich allein, sondern mit einem ganzen Corps, — so hat jeder Offizier, jeder Soldat hat das Recht, ihn vor der Front vom Pferde zu schießen."

„Ei, Vater!" rief der junge Willi.

„Mein Gott, dies denn doch nicht," rief zugleich der Fremde; „einen General en chef vom Pferde zu schießen!"

„Und wenn man es unterlassen hat," fuhr Jener mit blitzenden Augen fort, „so hat man seine Pflicht versäumt. Aber ich kenne noch recht wohl jene schändliche Zeit und die Motive, die damals die Handlungen der Menschen lenkten; Wölfe und Tiger waren sie geworden, die menschliche Natur hatte man ausgezogen, Treue, Ehre, Glauben, Alles verloren, und für Heroismus galt damals, was sonst für eine Schandthat gegolten hätte!"

„Nun, etwas Herrliches und Erhabenes, was sich damals offenbarte, werden Sie doch nicht leugnen können," sprach der Märker; „der allgemeine Enthusiasmus, womit das ganze Volk aufstand, war doch wirklich erhaben, ergreifend!"

„Das ganze Volk? — aufstand?" rief der General bitter lachend. „Da müßte Deutschland erst auferstehen, ehe die Deutschen aufstünden. Es war bei Manchem ein schöner, aber unkluger Eifer, bei Einigen Haß, bei Vielen Uebermuth, bei den Meisten war es Sache der Mode, und Sie vergessen, daß Oestreich, Baiern, Württemberg, daß Schwaben und Franken nicht, was Sie sagen, aufstanden und denn doch auch zu Deutschland gehörten. Und Ihre Enthusiasten selbst! Vor diesen wären wir gewiß nie aus Sachsen gewichen!"

„Wenn es ihnen auch an jenen gerühmten Eigenschaften eines alten, gedienten Soldaten gebrach, wahrhaftig, ihr Wille war schön, ihre Thaten groß, und ihre Einheit, ihre Aufopferung ersetzte Vieles —"

„Einheit? Aufopferung? Wir nahmen, es war schon auf französischem Boden, einmal ein solches Individuum gefangen.

Es war ein junger, schön geputzter Mann. Der Kaiser hatte von diesen Volontärs sprechen gehört, man hatte ihm ihre Kleidung, ihre Haltung überaus komisch beschrieben; er ließ daher den Gefangenen vortreten. Als dieser den Kaiser erblickte, gerieth er in augenscheinliche Verwirrung, dachte nicht mehr daran, daß er selbst Soldat geworden sei und gegen den größten Krieger zu Felde ziehe, sondern er nahm seinen Tschako am Schild, riß ihn nach gewöhnlicher bürgerlicher Weise vom Kopf, daß der schöne Federbusch elendiglich in den Koth hing, und kratzte mit dem Fuße hinten aus. Der Kaiser ließ ihn durch mich fragen, ob er unter den deutschen Freiwilligen diene. Jener aber verbeugte sich noch einmal und sagte: ‚Ich bin vom Frankfurter Corps der Rache.‘ Der Kaiser konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und als er weiter ritt, wandte er sich noch einmal um. Der Sohn der Rache stand noch immer ganz verblüfft unter einem Haufen von Franzosen, und jetzt erst schien er aus dem Traum zu erwachen; er mochte sich auf die schöne Beile zurückwünschen. Der arme Teufel sah aus, als wäre er ein volontaire malgré lui, als hätte er nur seinem Schatz zu Gefallen sich in dem Corps der Rache einschreiben lassen. Und dieser Rächer kehrte nicht mehr hinter den Ladentisch seines Vaters heim. Ich sah ihn sechs Tage nachher, ohne Beine, sterbend wieder; seine eigenen Landsleute hatten ihn in unsern Reihen getödtet. Und von solchen Menschen verlangen Sie Einheit, Aufopferung?“

Der Preuße hatte dem General unmuthig zugehört; es kam ihm vor, als liege in den Zügen dieses Mannes Spott und Verachtung einer Sache, die er immer als etwas Ungeheures, Welthistorisches, Großartiges zu betrachten gewöhnt gewesen war. Der junge Willi sah diese unangenehmen Gefühle, die mit der Ehrfurcht vor dem General in Rantow's Brust zu kämpfen schienen. Er nahm daher schnell das Wort und sagte: „Du warst damals auf feindlicher Partei, lieber Vater, Du sahst Alles in einem andern Lichte, und ich zweifle, ob nicht Eure jungen Konskribirten sich auf ähnliche Weise benommen hätten. Aber wahr bleibt es immer und jedem unbefangenen Auge noch jetzt sichtbar, daß damals ein erhabener, ungewöhnlicher Geist unter dem Volke, hauptsächlich im Norden, wehte; die Mittelstände vorzüglich haben gezeigt, daß sie einer bewunderungswürdigen Kraftäußerung fähig seien, und darauf, so schlecht auch die Zeiten sind, kann man noch immer einige Hoffnung gründen.“

Rantow sah den jungen Mann bei den letzten Worten befremdet an, als wüßte er sich diesen Satz nicht zu erklären; doch erfreut, seine eigenen Gesinnungen wiederholt zu hören, wandte er

sich wieder an den General. „Er hat Recht," sagte er, „auf feindlicher Seite konnten Sie das rührende Bild dieser Aufopferung nicht so genau kennen lernen. Aber die großen Worte unserer Redner, die feurigen, aufrufenden Lieder unserer Sänger, die begeisternde Aufopferung unserer Frauen, sie gaben, verbunden mit dem Muth, der frommen Kraft und der gottgeweihten Hingebung unserer Jünglinge und Männer, Scenen, die ebenso erhaben als unvergeßlich sind."

„Und wofür denn dieses Alles?" fragte der alte Soldat, „wozu so große Aufopferungen, was hat man damit erreicht und errungen? Ließ sich dies Alles nicht voraussehen?"

„Und was haben denn Sie, Herr General, auf jener Seite erreicht und errungen? Das ist einmal das Schicksal alles menschlichen Lebens und Treibens, daß man kämpft, sich hingiebt, aufopfert, um am Ende nichts oder wenig zu erreichen. Zwanzig Jahre haben Sie jenem Mann geweiht, jenem Eigensüchtigen, der nur sich und immer nur sich bedachte. Jetzt liegt er auf einem öden Felsen, seine Genossen sind zerstreut, aufgerieben — was, was haben denn Sie gewonnen?"

„Ein Endchen rothes Band und die Erinnerung," antwortete er lächelnd, indem er mit einer Thräne im Auge auf seine Brust herabsah. Es lag etwas so Ergreifendes, Erhabenes in dem Wesen des Mannes, als er diese Worte sprach, daß Rantow, erröthend, als hätte er eine Thorheit gesagt, seine Augen von ihm abwandte und betreten den Sohn ansah. Doch Dieser schien nicht auf das Gespräch zu merken; er blickte unverwandt und eifrig auf ein kleines Gebüsch am Fluß, von welchem man eben das Plätschern eines Ruders vernahm; jetzt theilten sich die Zweige der Weiden, und ein schöner Mädchenkopf bog sich lächelnd daraus hervor.

7.

„Unsere schöne Nachbarin!" rief der General freundlich und eilte auf sie zu, ihr die Hand zu bieten; die jungen Männer folgten, und mittelst seiner trefflichen Lorgnette entdeckte Rantow zu seinem nicht geringen Vergnügen, daß es Anna sei, die hier so plötzlich, gleich einer Najade, aus dem Fluß auftauchte. Der General küßte sie auf die Stirne und bot ihr dann den Arm; sie grüßte seinen Sohn kurz und freundlich, fragte flüchtig nach des Generals Schwester und verweilte dann mit einem Ausdruck der Verwunderung auf ihrem Gast. „Du hier, Vetter Albert?" rief sie, indem sie ihm die Hand bot. „Nun, das muß ich gestehen, für so klug hätte ich Dich nicht gehalten, — Deinen schönen Verstand in

Ehren, — daß Du sogleich die angenehmste Gesellschaft in der ganzen Gegend auffinden würdest; welcher Zauberer hat Dich denn hieher gebracht?“

„Mein Sohn,“ sagte der General, „hatte das Glück, Ihren Vetter auf seiner kleinen Reise kennen zu lernen, und fand ihn jenseits in Ihrem Forst —“

„Und lud mich ein, ihn hieher zu begleiten,“ fuhr Rantow fort, „wo ich schon wieder wie gestern das Unglück hatte, zu streiten und immer heftiger zu widersprechen. Du lächelst, Anna? Aber es ist, als brächte es hier das Klima so mit sich; zu Hause bin ich der friedfertigste Kerl von der Welt, habe vielleicht in zwei Jahren nicht so viel disputirt, als hier in zwei Tagen, und wie käme ich vollends mit Herren wie der Herr General oder mein Onkel in Streit?“

„Ist es möglich?“ fragte der General, „mit Herrn von Thierberg, mit Ihrem Vater, Aennchen, kommt er in Streit? Ich dachte doch, da Sie mit mir in politischen Ansichten so gar nicht übereinstimmen, Sie müßten von Ihres Oheims Grundsätzen eingenommen sein.“

„Nun, so ganz unmöglich ist eine dritte oder vierte Meinung doch nicht,“ bemerkte der junge Willi lächelnd; „ich bin gewiß nicht von Ihrem politischen Glaubensbekenntniß und glaube, daß sich mit der Welt jetzt etwas machen ließe, wenn Ihr nicht fünfzehn Jahre früher mit Feuer und Schwert reformirt und die Menschen eingeschüchtert hättet; aber mit Herrn von Thierberg lebe ich deswegen doch in ewigem Kampf, und wir Beide haben unsere gegenseitige Bekehrung längst aufgegeben.“

„Demagogen streiten gegen alle Welt,“ erwiderte ihm Anna lächelnd und doch, wie es schien, ein Wenig unmuthig. „Sie sind ein Incurable in diesem Spital der Menschheit; haben Sie je gehört, daß ein solcher politischer Ritter von la Mancha, solch ein irrender Weltverbesserer, von Grund aus kurirt worden wäre?“

„Ich sehe, Sie wollen den Krieg auf mein Land spielen,“ sagte Robert, „Sie wollen, wie immer, meine Ansichten zur Zielscheibe Ihres liebenswürdigen Witzes machen, und doch soll es Ihnen nicht gelingen, mich aus der Fassung zu bringen, heute wenigstens gewiß nicht. Sie kennen wol die schönen Eigenschaften Ihrer Fräulein Cousine noch nicht ganz, Rantow? Nehmen Sie Sich um Gottes willen in Acht, ihr zu trauen!“

„Freund,“ entgegnete Rantow, „in diesem Süddeutschland finde ich mich selbst nicht mehr; es ist Alles ganz anders, man denkt, man spricht anders, als ich gewöhnt bin, und so mag ich mir selbst kein Urtheil mehr zutrauen, am Wenigsten über Anna.“

„General!“ rief Anna, „Sie führen nachher hoffentlich meine Vertheidigung gegen Ihren Herrn Sohn?“

„Nun merken Sie auf, Rantow!“ sprach der junge Willi. „Daß dieses Fräulein die Schönste im ganzen Neckarthal von Heidelberg bis Tübingen ist, behaupten nicht nur alle reisenden Studenten, sondern auch sie selbst weiß es nur allzu gut und hat sich ganz darnach eingerichtet; sie ist aber dabei so spröde wie Leandra im eben angeführten Don Quixote. Nach ihren politischen Ansichten, — denn sie ist gewaltig politisch, — ist sie ein Amphibion. Sie hält es bald mit dem Alten, bald mit der neuen Zeit. Sie ist gewaltig stolz, daß sie vierundsechzig Ahnen hat, auf ihrem Stammschloß lebt, und daß schon Anno 950 ein Thierberg einen Acker gekauft hat. Auf der andern Seite ist sie durch und durch napoleonisch. Sie hat den ersten Lügner seiner Zeit, den Moniteur, öfter gelesen als die Bibel, trägt ein Stückchen Zeug, das Montholon meinem Vater schickte, und das angeblich von Napoleon's letztem Lager stammt, in einem Ring, singt nichts als kaiserliche Lieder von Beranger und Delavigne, und kurz — sie liebt eben jenen Mann mit Enthusiasmus, der den Glanz ihrer vierundsechzig Ahnen in den Staub geworfen hat.“

„Sind Sie nun zu Ende?“ fragte Anna ruhig lächelnd, indem sie ihren Ring an die Lippen zog. „Weißt Du aber auch, Vetter, daß er den ärgsten Anklagepunkt, das schwärzeste Verbrechen in seinen Augen, aus Edelmuth verschwiegen hat? Nämlich das, daß ich kein sogenanntes deutsches Mädchen bin, daß ich nicht jetzt schon in meinem Kämmerlein mich im Spinnen übe, wie es einer deutschen Maid frommt, und keine Lorbeerkränze für die Stirne der künftigen Sieger flechte. Weißt Du denn auch, wer dieser Herr ist? Das ist ein Glied eines ungeheuern, unsichtbaren Bundes, der nächstens das Oberste zu unterst kehren wird; nun, bei Euch soll es ja noch mehrere solcher Staatsmänner geben. Aber, Herr von Willi, wie ist mir doch, ist es denn wahr, was man mir letzthin erzählte, daß unter Euern geheimen Gesetzen eines ausdrücklich gegen junge Damen von Adel gerichtet sei und also laute: ‚Wenn ein biderber deutscher Ritter um eine Jungfrau freit, die ehemals der adeligen Kaste angehörte, und Solche aus thörichtem Hochmuth ihre Hand versagt, soll ihr Name öffentlich bekannt gemacht und sie selbst für wahnsinnig erklärt werden.‘“

Das Pathos, womit Anna diese Worte vorbrachte, war so komisch, daß der General und Rantow unwillkürlich in Lachen ausbrachen; der junge Willi aber erröthete, und unmuthig entgegnete er: „Wie mögen Sie Sich nur immer über Dinge lustig machen, die Ihnen so ferne liegen, daß Sie auch nicht das Geringste

davon fühlen können? Ich gebe zu, daß es Ihnen in Ihrem Stande, in Ihren Verhältnissen recht angenehm und behaglich scheinen mag, weil Sie freiere Formen und natürlichere Sitten nicht kennen, keine Ahnung davon haben. Warum aber mit Spott Gefühle verfolgen, die wenigstens in Männerbrust mächtig und erhaben wirken und zu allem Schönen und Guten begeistern?"

„Wie ungezogen!" erwiderte Anna. „Sie haben mit Spott begonnen und meine Ahnen und den Kaiser der Franzosen schlecht behandelt, und nehmen es nun empfindlich auf, wenn man über die Herren Demagogen und ihre Träume scherzt! Wahrlich, wenn nicht Ihr Vater ein so braver Mann und mein getreuester Anhänger wäre, Sie sollten es entgelten müssen. Doch zur Strafe will ich Sie über das Gedicht examiniren, das Sie mir für meinen Vater versprochen haben." Sie nahm bei diesen Worten Robert's Arm und ging mit ihm den Baumgang hin, und Albert Rantow hätte in diesem Augenblicke viel darum gegeben, an der Stelle des jungen Willi neben ihr gehen zu dürfen; denn nie hatte ihm ihr Auge so schön, ihre Stimme so klangvoll und rührend gedäucht, als in diesem Augenblick.

„Sie ist ein sonderbares, aber treffliches Kind," sagte der General, indem er ihr lächelnd nachblickte. „Wenn sie ihm doch alle seine Schwärmereien aus dem Kopfe reden könnte! Aber so wird er nie glücklich werden; denken Sie, Rantow, er hat oft Stunden, wo es ihm lächerlich, ja thöricht erscheint, daß er in meinem bequemen Schloß wohnt, und Nachbar Görge und Michel, die doch auch ‚deutsche Männer' sind, nur mit einer schlechten Hütte sich begnügen müssen. Das ist eine sonderbare Jugend, das nennen sie jetzt Freiheitssinn! Und doch ist er sonst ein so wackerer und vernünftiger Junge."

„Ein liebenswürdiger, trefflicher Mensch," bemerkte Albert, indem er oft unruhige Blicke nach jenen Bäumen streifen ließ, unter welchen Willi und Anna wandelten. „Ich darf Ihnen sagen, daß ich über seine Gewandtheit, über die feinen gesellschaftlichen Formen staunte, die er so unbefangen entwickelt; er muß viel und lange in guten Zirkeln gelebt haben; und dennoch so sonderbare, spießbürgerliche Pläne!"

„Er war in London, Paris und Rom," sagte der General gleichgiltig, „und er lebte dort unter meinen Freunden. Ich glaube, Lafayette und Foy haben mir ihn verzogen."

„Wie! Lafayette, Foy, hat er Diese gesehen?" fragte Rantow staunend.

„Er war täglich in der Umgebung beider Männer, und sie fanden an dem Jungen mehr, als ich erwarten konnte. Da hörte

er nun die Amerikaner und die Herren von der linken Seite; und weil er manche der exaltirtesten Schreier als meine alten Freunde kannte, glaubte er in seinem jugendlichen Eifer, es müsse Alles wahr sein, was sie schwatzen, und fand sich am Ende geschickt, selbst mit zu reformiren. Da ist er nun mit allen unruhigen Köpfen in diesem ruhigen Deutschland bekannt. Keine Woche vergeht, ohne daß sie einen jener deutschen Radikalreformer, mit langen Haaren, Stutzbärtchen, Beilstöcken und sonderbaren Röcken in meinen Hof bringt; sie nennen ihn ‚Bruder' und sind so wunderliche Leute, daß sie alle Briefe an meinen Robert mit einem ‚deutschen Gruß zuvor' anfangen."

„Ich kenne diese Leute," bemerkte Albert mit wegwerfender Miene, „sie zeigen sich auch bei uns zu Hause. Aber wie kann nur ein Mann von so glänzenden Anlagen für ein anständigeres Leben und für die gute Gesellschaft, wie Robert, mit so gemeinen Menschen umgehen, die im Bier ihr höchstes Glück finden, rauchend durch die Straßen gehen, in gemeinen Schenken umherliegen und alles Noble, Feine gering achten?"

„Gemein, lieber Herr von Rantow, habe ich sie noch nie gefunden," erwiderte der General lächelnd, „was ich unter ‚gemein' verstehe; daß sie rauchen, macht sie höchstens für einen Nichtraucher unangenehm, daß sie Bier trinken, geschieht wol aus Armuth, denn meinen Wein haben sie nicht verachtet, und von der bonne société denken sie gerade wie ich; sie langweilen sich dort und finden das Steife gezwungen und das Gezierte lächerlich. Sonst fand ich sie unterrichtet, vernünftig, und nur in ihrer Kleidung und in ihren Träumereien dachte ich mit Anna an Don Quixote und fand es komisch, daß sie sich berufen glauben, die Welt zu erlösen von allem Uebel."

Der junge Mann verbeugte sich stillschweigend gegen den General, als wolle er ihm dadurch seinen Beifall zu erkennen geben; bei sich selbst aber dachte er: Ich lasse mich aufknüpfen, wenn er nicht selbst raucht und lieber Stettiner und Fosty als Franzwein trinkt; doch einem alten Soldaten kann man es verzeihen, wenn er roh und unhöflich ist. Er sah sich zugleich wieder nach Anna um; das Gespräch schien von beiden Seiten mit großem Interesse geführt zu werden; die Gegenwart des Generals verhinderte ihn, von seiner Lorgnette Gebrauch zu machen, und doch war sie ihm nie so nöthig gewesen als in diesem Augenblick; denn er glaubte gesehen zu haben, wie der junge Willi Anna's Hand ergriff und — an seine Lippen führte. Der General mochte die Unruhe und Zerstreuung des jungen Mannes bemerken; er ging mit Rantow dem Baumgang zu, und als Anna sie herankommen sah, ging sie

ihnen mit Willi entgegen. Des Generals Schwester, eine würdige Dame, welcher Anna's Besuch galt, kam in diesem Augenblick herzu, und da in ihrer Gegenwart nichts Politisches, das zum Streit führen konnte, abgehandelt werden durfte, so zog es die Gesellschaft vor, ihrer Einladung zu folgen und unter der Halle des Schlosses den Wein des Generals und die schönen Früchte seiner Gärten zu kosten. Man beschloß, daß der General und sein Sohn morgen den Besuch auf Thierberg erwidern sollten, und so schieden die beiden Willi, als ihre Gäste in den Kahn stiegen, mit Ehrfurcht von Anna, mit der Herzlichkeit alter Freunde von Rantow.

8.

Der Gast aus der Mark, obgleich er in jedem Damenkreis seiner Heimath mit jener Sicherheit aufgetreten war, welche man sich durch Erziehung und gehöriges Selbstvertrauen erwirbt, obgleich er sich in Berlin manches schwierigen Sieges hatte rühmen können, fühlte sich doch nie in seinem Leben so befangen als an jenem Abend, wo er mit Anna am Neckar hin nach Thierberg zurückkehrte. Tausend Zweifel plagten und quälten ihn, und jetzt erst, als ihm der letzte Blick, den Anna dem jungen Willi zugeworfen hatte, zu feurig für bloße Achtung, zu zögernd für gute Nachbarschaft geschienen hatte, jetzt erst fühlte er, wie mächtig schon in ihm die Neigung zu seiner schönen Base geworden sei. Zwar, wenn er seine eigene Gestalt, sein ausdrucksvolles Gesicht, sein sprechendes Auge, seine gewählte und reiche Sprache, seine eleganten Formen, die Sicherheit und Gewandtheit seines Geistes, kurz, wenn er alle seine Vorzüge mit Robert Willi's Eigenschaften maß, so glaubte er sich doch ohne Anmaßung trösten zu können; fehlte doch Jenem, wenn er sich auch gut auszudrücken vermochte, jener unnachahmliche Tonfall der Sprache, fehlte ihm, wenn man ihm auch Anstand und Würde nicht streitig machen konnte, jene letzte Vollendung und Feinheit eines modischen Wundervogels (Incroyabilis, *Linn.*), jenes unnachahmliche Genie des Geschmackes, das angeboren sein muß; es fehlt ihm, so schloß der Berliner mit heimlichem Lächeln bei sich selbst, jenes Je ne sais quoi, das den Geschöpfen Gottes das Siegel der Veredlung und Vollendung aufdrückt und auch den gewöhnlichsten Menschen zu einem homme comme il faut macht! Aber Anna ist hier auf dem Lande, ist in Schwaben aufgewachsen, fuhr er fort, sie könnte, ehe sie mich sah, mit Robert Willi — „Anna, eine Frage," sprach er ängstlich zu ihr, nachdem sie eine geraume Weile still fortgewandelt waren,

„und nimm doch diese Frage nicht übel auf! Liebst Du diesen jungen Willi? Stehst Du mit ihm in einem Verhältniß?“

Das Fräulein von Thierberg erröthete leicht über diese Frage, und diese Röthe konnte ebenso gut der Frage als dem Gegenstand gelten, den sie berührte. „Wie kömmst Du auf diesen Einfall, Vetter?“ erwiderte sie. „Und meinst Du denn, wenn ich auch das Unglück haben sollte, diesen Willi zu lieben, was mir übrigens noch nie in den Sinn kam, ich würde etwa Dich zum Vertrauten in meinen Herzensangelegenheiten wählen, weil ich Dich schon seit zwei Tagen kenne? Mein Gott, Vetter,“ setzte sie schalkhaft lächelnd hinzu, „was seid Ihr doch für närrische Leute in Preußen!“

„Ich will mich ja durchaus nicht in Dein Geheimniß drängen, hochedle und gestrenge Dame,“ sagte er, „aber meinst Du denn, Dein langes und, wie es schien, interessantes Gespräch mit ihm sollte mir nicht aufgefallen sein? Meinst Du, ich glaube, Ihr habt nur von Versen gesprochen?“

„Wenn ich nun sagte, wir haben nur von Versen gesprochen,“ entgegnete sie eifrig, „so müßtest Du es doch glauben. Leuten, die gerne Arges denken, fällt Alles auf. Diesmal übrigens hat sich Dein Scharfsinn nicht betrogen; das übrige Gespräch drehte sich auch noch um etwas Anderes als Verse, um ein Geheimniß, ein gar wichtiges Geheimniß.“

„Also doch?“ — rief der junge Mann mit ungläubiger Miene. „Siehst Du, also doch!“

„Doch,“ antwortete sie lächelnd, „und weil Du so artig bist, will ich Dich auch mit ins Geheimniß ziehen, vielleicht kannst Du behilflich sein; er rieth mir selbst, es Dir zu entdecken.“

„Wie?“ entgegnete er bitter. „Meinst Du, ich sei nur deshalb nach Schwaben gekommen, um Herrn von Willi's Liebesboten an meine Base zu machen? Da kennst Du mich wahrhaftig schlecht; eher sage ich Deinem Vater die ganze Geschichte, und ich glaube nicht, daß er sich einen solchen Tugendbünder, einen solchen Weltverbesserer und Demagogen zum Schwiegersohn wählen wird.“

Anna war verwundert stehen geblieben, als sie diesen heftigen Ausbruch seiner Leidenschaft vernahm. „Habe die Gnade und höre zuvor, um was man Dich bitten wird,“ sagte sie, und, wie es schien, nicht ohne Empfindlichkeit; „so viel weiß ich aber, daß, wäre ich ein junger Herr und überdies ein Berliner, ich mich gegen Damen ganz anders betragen würde.“ Bestürzt wollte Albert etwas zur Entschuldigung erwidern; aber mit freundlicherer Miene und gütigeren Blicken fuhr sie fort: „Du weißt und hast es heute selbst gehört, wie sehr der General seinen Napoleon liebt und verehrt. Nun ist nächstens sein Geburtstag, der zufällig auf

einen berühmten Schlachttag des Kaisers fällt, und da will ihn sein Sohn mit etwas Napoleonischem erfreuen. Er hat sich durch einen Bekannten in Berlin eine Kopie jenes berühmten Bildes von David verschafft, das Bonaparte zu Pferd noch als Konsul vorstellt. Es ist kein übler Gedanke; denn so nimmt er sich am Besten aus, er ist noch jung, mager, und das interessante, feurige Gesicht unter dem Hut mit der dreifarbigen Feder ist malerischer, eignet sich mehr für die Darstellung eines Helden, als wie er nachher abgebildet wird. Und dieses Bild des Kaisers ist unser Geheimniß."

„Aber was soll ich hiebei thun?" fragte Albert, der wieder freier athmete, da kein anderes, gefürchtetes Geständniß ihn bedrohte.

„Höre weiter! Dieses Bild wird in diesen Tagen ankommen, und zwar nicht bei Generals, sondern bei uns. In meinem eigenen Zimmer wird es bis am Vorabend des Geburtstages bleiben, und dann müssen wir Beide dafür sorgen, daß der General, während das Bild hinübergeschafft wird, nicht zu Hause oder wenigstens so beschäftigt sei, daß er nichts bemerkt. Während der Nacht wird dann das Bild im Salon aufgehängt und bekränzt, und wenn dann Morgens der gute Willi zum Frühstück in den Salon tritt, ist es sein Held, der ihn an diesem feierlichen Tage zuerst begrüßt!"

„Gut ausgedacht," erwiderte Rantow lächelnd, „und wenn es nur nicht dieser Held wäre, wollte ich noch so gerne meine Hilfe anbieten, doch — auch so werde ich mitspielen; hast ja Du mich darum gebeten!" Sein Ton war so zärtlich, als er dies sagte, daß ihn Anna überrascht ansah. Er bemerkte es und fuhr, indem er ihren Arm näher an seine Brust zog, fort: „Du kannst ja ganz über mich gebieten, Anna; ach, daß Du immer über mich gebieten möchtest! Wie freut es mich, daß Du nicht schon liebst, nicht schon versagt bist! Darf ich bei dem Onkel um Dich werben?"

In Anna schien es zu kämpfen, ob sie bei diesen Worten wie über eine Thorheit lächeln oder erzürnt weinen solle; wenigstens wechselte auf sonderbare Weise die Farbe ihres schönen Gesichtes mit Röthe und Bläße. Sie zog ihren Arm schnell aus seiner Hand und sagte: „So viel kann ich Dir sagen, Vetter, daß uns hier in Schwaben nichts unerträglicher ist als Empfindsamkeit und Koketterie, und daß wir Diejenigen für Thoren halten, die nach zwei Tagen schon Bündnisse für die Ewigkeit schließen wollen."

„Anna!" fiel ihr der junge Mann mit bittender Geberde ins Wort. „Glaubst Du nicht an die Allgewalt der Liebe? Wenn auch ihre Dauer unsterblich ist, so ist doch ihr Anfang das Werk eines Augenblicks, und ich —"

„Kein Wort mehr, Albert," rief sie unmuthig, „wenn ich nicht Alles dem Vater sagen und ihn um Schutz gegen Deine Thorheit anrufen soll! Das wäre Dir wol bequem," fuhr sie gefaßter und lächelnd fort, „um Deine Langeweile in Thierberg zu vertreiben, einen kleinen Roman zu spielen? Spiele ihn in Gottes Namen, wenn Du nichts Besseres zu thun weißt, — mich wirst Du vielleicht trefflich damit unterhalten, nur verlange nicht, daß ich die zweite Rolle darin übernehme."

„O Anna!" sprach er seufzend. „Verdiene ich diesen Spott? Ich meine es so redlich, so treu! Das Loos, das ich Dir bieten kann, ist nicht glänzend; aber es ist doch so, daß Du vielleicht zufrieden, glücklich sein könntest."

„Werde nur nicht tragisch," erwiderte sie. „Alles höre ich lieber als solches Pathos. Spott verdienst Du auf jeden Fall, und zum Mindesten kann er Dich heilen. Komm, sei vernünftig, begleite mich recht artig und wie es sich ziemt, nach Hause. Aber sei überzeugt: wenn noch ein einziges Wort dieser Art über Deine Lippen kömmt, so beschäme ich Dich vor dem nächsten besten Bauer und rufe ihn heran, und wenn Du im Schloß oben diese Thorheiten fortsetzest, so werde ich nie mehr mit Dir allein sein." Der Ton, womit sie dies aussprach, klang zwar bestimmt, muthig und befehlend; doch schien ihr schalkhaftes Auge und ihr lächelnder Mund dem strengen Befehl zu widersprechen, und Rantow, den diese widersprechenden Zeichen verwirrten, begnügte sich zu schweigen, zu seufzen, mit Blicken zu sprechen und einen erneuerten Kampf auf einen glücklicheren Moment zu verschieben. Mit großer Besonnenheit und Ruhe knüpfte sie ein Gespräch über den General an, und so gelangten sie, weniger verstimmt, als man hätte denken sollen, nach Thierberg. Der Alte ließ sich ihre Ausflüge erzählen und schien nicht unzufrieden, daß Albert diese neue Bekanntschaft gemacht habe. „Es sind wackere Leute, diese Willi's, und das ganze Thal hat ihnen Wohlthaten zu danken. Es soll wenige hohe Offiziere von der Bildung und den ausgezeichneten Kenntnissen des Generals geben, und den jungen habe ich selbst schon auf dem Korn gehabt und gefunden, daß er tiefe, gründliche Kenntnisse hat und mit Eifer Studien treibt, die man heutzutage unter der jüngeren Generation selten findet. Ein kluges, gewandtes, feuriges Bürschchen; aber, aber — diese verschrobenen überspannten Ansichten. Ich glaube, er würde mich in meinem eigenen Hause anfallen, wollte ich sagen, daß das Bauernpack immer Bauernpack bleibe, und wenn man sie auch noch so frei von Lasten, noch so gelahrt machte, daß die Bürgerlichen bei ihrem Leist bleiben und nicht an der erhabenen Figur des Staates künsteln und pinseln

und meißeln sollen. Aber das kommt nur daher, weil der alte Thor unter seinem Stand geheirathet hat; da will nun der junge den Fehler gut machen, indem er die Vettern und Basen und das ganze Verwandtschaftsgesindel seiner hochseligen Frau Mutter, spießbürgerlichen Angedenkens, recht hoch stellt!"

„Aber, Vater," bemerkte Anna, „daß er es aus diesem Grunde thut, kannst Du doch nicht behaupten. Ich gebe zu, er stellt uns Alle insgesammt etwas tief und die Andern an unsere Seite; aber er ist ein Enthusiast und hat von Freiheit und Volksleben Begriffe, die sich nie ausführen lassen."

„Lehre mich die Menschen nicht kennen, Kind!" sagte der Alte lächelnd. „Eitelkeit ist der Grundtext in Jedem, die Variationen mögen heißen, wie sie wollen; aber was sagst Du zu dem Vater, Neffe?"

„Bei uns würde man ihn steinigen, wollte er öffentlich aussprechen, was ich heute habe hören müssen. Ja, in einer Gesellschaft von Preußen sollte er einmal solch Wort sagen! Ich glaube, man würde weder sein Alter, noch seinen Stand berücksichtigen. Sein ganzes Gespräch ist ein Triumphgesang der Vergangenheit und ein Fluch der Gegenwart. Ich glaube, er hält es für die größte Sünde, daß wir das schmähliche Joch abgeschüttelt und die Uebrigen, vielleicht gegen ihren Willen, mitbefreit haben. Eine Schande, daß ein deutscher Mann etwas solches nur denken kann. Aber bei nächster Gelegenheit will ich ihm sagen, wie sehr ich vom Grund des Herzens seinen Kaiser und alle Franzosen hasse."

„Das hat er von mir schon oft gehört," erwiderte Herr von Thierberg, „mehr denn zwanzigmal; ich hasse sie Alle, allesammt wie die Hölle!"

„Alle, Vater, Alle?" fragte Anna mit Bedeutung.

„Nein, Du hast Recht, Kind! Einen nehme ich aus, den ich täglich loben und preisen möchte. Hätte er nicht so verzweifelt gut französisch gesprochen, ich hätte geglaubt, es sei ein Engel vom Himmel. Leider war und blieb er nur ein Franzose."

„Und wer ist denn dieser Eine, den Sie so feierlich ausnehmen?" fragte Albert.

„Siehe, das ist eine wunderliche Geschichte," fuhr der Oheim fort. „Doch ich will sie Dir erzählen, es ist ein schönes Stück. Ich machte im Jahre 1800 eine Reise nach Italien mit meiner seligen Frau. Ehe wir uns dessen versahen, brach der Krieg aus, und da wir vernahmen, daß Moreau gegen Deutschland ziehe, beschloß ich, meine Frau bei einer befreundeten Familie in Rom zurückzulassen und allein, um desto schneller reisen zu können, nach

Schwaben heimzukehren. Ich wählte, theils weil ich dort am Wenigsten auf Franzosen zu stoßen hoffte, theils weil einer meiner Vettern die Besatzung in der kleinen Festung Bard kommandirte, theils der Neuheit der Gegend wegen die Straße über den großen Bernhard, der bald nachher durch den Uebergang des Konsuls Bonaparte so berühmt wurde. Dort am Fuß des Berges, auf der Schweizerseite, überfielen mich fünf zerlumpte Kerls von der französischen Armee, die ich hier freilich nicht vermuthen konnte. Ich zeige ihnen meinen Paß; aber es half nichts, sie rissen mich und meinen Reitknecht, den alten Hans, den Du noch hier siehst, vom Pferd, zogen uns Rock und Stiefeln aus, nahmen mir Uhr und Börse, und eben wollten sie auch meinen Mantelsack untersuchen, als eine schreckliche Stimme hinter uns H a l t gebot.

„Die Räuber sahen sich um und ließen, wie vom Donner gerührt, die Arme sinken; denn es war ein französischer Offizier, der hinter uns zu Pferd hielt, und sie hielten, man muß selbst dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren lassen, strenge Mannszucht. ‚Wer sind Sie, mein Herr?‘ fragte er, nachdem er abgestiegen war. Ich erzählte ihm kurz meine Verhältnisse und den Zweck meiner Reise. Er nahm meinen Paß, sah ihn durch und fragte mich, ob ich solchen den Soldaten gezeigt habe. Als ich es bejahte, wandte er sich an die Bursche, die noch immer kerzengerade und verlegen dastanden: ‚Seid Ihr Soldaten? Seid Ihr Franzosen?‘ rief er zürnend und sah, trotz seinem schlechten Oberrock, sehr vornehm aus. ‚Auf der Stelle kleidet Ihr diesen Herrn und seinen Diener an, ordnet sein Gepäck und geht dann, wohin Ihr beordert seid.‘ Noch nie bin ich so schnell bedient worden. Ein junger Kerl wollte mir gegen meinen Willen die Stiefeln anziehen und bat mich mit Thränen im Auge, es zu erlauben. Solchen Gehorsam habe ich nie in der Reichsarmee gesehen. Ich sagte es auch dem Offizier, der sich, nachdem wir fertig waren, zu mir ins Gras setzte und für seine Landsleute Vergebung und Entschuldigung erbat. Ich sagte ihm, daß dieser ganze Vorfall durch jenen schönen Anblick von Disziplin aufgewogen werde. Ehe ich mich dessen versah, waren wir in ein tiefes Gespräch über die Zeitereignisse und namentlich über das Schicksal des Adels verwickelt. Ich stritt lebhaft für unsern alten Reichsadel; aber kurz und bestimmt und so artig als möglich wußte er meine besten Gründe zu widerlegen. Ich merkte wol aus Allem, und er gestand es auch offen, daß er ein Ci-devant sei. Er gestand auch zu, daß eine Republik in neueren Zeiten etwas Schwieriges, beinahe Unnatürliches sei, daß Institute wie der Adel nützlich, ja gewissermaßen nothwendig seien,

behauptete aber, daß der Adel überall von Neuem geboren werden und nur aus kriegerischem Verdienst und Ruhm hervorgehen müsse."

„Wie?" fiel ihm Rantow ins Wort, „so allgemein dachte man schon damals in jener Armee an das, was nachher jener sogenannte Kaiser wirklich ausführte? Das ist wunderbar!" — „Auch mir sind nachmals," erzählte der alte Thierberg, „da Napoleon die Ehrenlegion und Dotationen schöpfte, oft die Worte meines guten Kapitäns eingefallen. Diesen gewann ich in einer Stunde, die wir zusammen sprachen, so lieb, als wäre er kein Franzose, als wären wir langjährige Freunde. Endlich mahnte ihn die Feldmusik eines ferne heranziehenden Regiments zum Aufbruch. Ich schenkte ihm meine silberne Feldflasche, die er erst nach langem Streit und endlich lachend annahm; mir gab er dafür eine kleine Ausgabe des Tacitus und eine von den bunten Federn auf seinem Hut, womit sich damals die republikanischen Offiziere schmückten. Die Bajonette des Regiments blitzten über den nächsten Hügel herab, und die Musiker begannen eben ihr ‚Allons enfants,' als er aufs Pferd stieg; er gab mir noch einige Verhaltungsregeln, drückte mir lächelnd die Hand, und unter dem ‚Marchons, ça ira!' setzte er den Berg hinan. Noch heute steht dieser liebenswürdige, interessante junge Mann vor meinen Augen, wie er den Fuß der Alpe hinanritt, der Wind in seinem Mantel, in seinen Federn wehte, und er grüßend noch einmal sein geistreiches Gesicht nach mir umwandte. Damals, aber nur einen Augenblick lang, und ich weiß heute noch nicht warum, schlug mein Herz für diese Franzosen, und so lange ich die Musik hören konnte, sang ich das Allons enfants und das Marchons, ça ira mit. Nachher freilich schämte ich mich meiner Schwäche, haßte dieses Volk nach- wie vorher, und nur mein Retter in der Noth, mein Kapitän, steht in meinem dankbaren Gedächtniß."

„Allerdings ein wunderbarer Fall," sagte Rantow, als der Alte nicht ohne tiefe Rührung geendet hatte; „artige und honette Leute gab es zwar immer unter diesen Truppen; aber die gute Disziplin war ungleich seltener. Ich hätte mögen den Schrecken jener fünf Soldaten sehen."

„Nun, Hans," sagte Anna zu dem Diener, der aufmerksam und gespannt zuhorchte, „Du hast sie ja gesehen."

„Ich sag' Ihnen, gnädiges Fräulein, wie aus Stein gemeißelt standen sie vor dem Kapitän und schämten sich, und Augen hat er auf sie dargemacht, wie der Lindwurm auf den Ritter Sankt Georg. Als die Franzosen nachher zu uns herauskamen, bin ich oft halbe Tage lang an der Landstraße von Heidelberg gestanden

und habe sie Regiment für Regiment defiliren lassen; aber der Kapitän war nie dabei, der ist wol schon lange todt."

„Ehre und Segen mit seinem Andenken, wo er auch sein möge," sprach der alte Thierberg. „Ist er gestorben, so hat er doch Alles, was nachher in der Welt Ungerechtes und Frevelhaftes geschah, nicht mehr mitmachen müssen. Vielleicht hat er sich auch vom Dienst zurückgezogen, als der Diktator sich zum Kaiser machte; denn mein braver Kapitän, der so nobel dachte, kann kein Freund des übermüthigen Korsen gewesen sein."

Anna lächelte, aber sie mochte das Lieblingsthema ihres alten Vaters, die Geschichte „vom besten Franzosen", nicht durch eine Apologie jenes großen Sohnes einer kleinen Insel stören.

9.

Man hatte sich heute früher getrennt als sonst, und Albert, den der Schlaf noch nicht besuchen wollte, stand unter dem Bogenfenster seines alterthümlichen Zimmers und schaute in das Thal hinab. Er dachte nach über alle Worte seiner schönen Cousine, er fand so viel Stoff, sie anzuklagen und sich zu bedauern, daß er das erste Mal in seinem Leben im Ernste sich selbst sehr schwermüthig erschien.

Dieses eine Mal, nach so vielen flatterhaften und flüchtigen Geschichten, war er sich recht klar und deutlich bewußt, ernstlich zu lieben; niemals zuvor hatte er einem Gedanken an ein häusliches Verhältniß, an das Glück der Ehe, Raum gegeben, und nur erst diesem fröhlichen, unbefangenen Geschöpf war es gelungen, seine Ansichten über seine Zukunft ernster, seine Gefühle würdiger zu machen. Er wunderte sich, gerade da zurückgewiesen zu werden, wo er es wirklich redlich meinte; es befremdete ihn, gerade in jenen Augen als flüchtig und kokett zu erscheinen, die ihn so unwiderstehlich angezogen, gefesselt hatten; er schämte sich, daß bei diesem natürlichen Kinde seine sonst überall anerkannten Vorzüge ohne Wirkung bleiben sollten; er sah darin ein böses Vorzeichen; denn seine bisherige Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß die Ueberraschung, daß der erste Eindruck entscheiden müsse.

Aus diesen Gedanken weckte ihn eine Flöte, die wie am gestrigen Abend süße Töne vom Wald herüberhauchte. Aufs Neue erwachte in ihm der Gedanke, daß diese Serenade wol Anna gelten könnte. Er sah schärfer nach dem Wald hinüber, und — er irrte sich nicht — es war jene Waldecke, die er heute besucht hatte, woher die Töne kamen. Schnell warf er seinen Mantel über, eilte hinab und bat den alten Hans, ihm das Thor zu

öffnen; er gab vor, auf einem Platz im Wald unweit des Schlosses ein Taschenbuch zurückgelassen zu haben, dem der Nachtthau schaden könnte. Die Flötenklänge, die immer weicher und schmelzender wurden, dienten ihm zu Führern nach jener Waldecke; immer eifriger drang er durch das Gebüsch; denn er hatte einen Blick nach der Burg hinüber geworfen und gesehen, daß ein weißes Tuch von Anna's Fenster wehte. Schon sah er die Umrisse des Flötenspielers, schon rief er: „Halt, Freund Musikus, ich werde die zweite Stimme spielen," da schlug dicht neben ihm ein Hund an, und als er erschreckt auf die Seite sprang, stürzte er über die Wurzeln einer alten Eiche unsanft zur Erde.

Als er sich nach einer Weile wieder aufgerichtet hatte und auf den Platz zutrat, wo der Mann mit der Flöte gesessen hatte, fand er weder von ihm noch von dem Hund eine Spur, wol aber hörte er tief unten am Berg die Büsche rauschen und das Gesträuch knacken. Beschämt wandte er sich ab und sah nach dem Schloß hinüber. Ein heller Schein war an Anna's Fenster; aber es war kein Tuch, wie er geglaubt hatte, sondern der Mond, der in den Gläsern sich spiegelte. Er warf sich seine Unbesonnenheit, seine Hast und Eile, sein Mißtrauen, seine Eifersucht vor. Er suchte für das Entweichen des Flötenspielers die gewöhnlichen und prosaischen Gründe auf; er wollte Anna unschuldig finden, und dennoch wurde er nicht ruhig.

So stand er in dem Anblick der vom Mondlicht übergossenen Burg da, als er plötzlich mit einem Schrei des Schreckens auffuhr; denn eine kalte Hand rührte an die seinige; er sah sich um, und eine dunkle Gestalt stand vor ihm. Ehe er noch fragen, sich nur fassen konnte, fühlte er, daß man ein Papier in seine Hand gedrückt habe, und zugleich stürzte sich dieses geheimnißvolle Wesen in den Wald; doch war es nicht so ätherischer Natur, daß es nicht im Forteilen das Gesträuch zerknickt und Zweige abgestoßen hätte. Albert wurde es ganz unheimlich an diesem Ort. Sein aufgeregtes Blut, die tiefe Stille der Nacht, das schaurige Dunkel der Buchen und gegenüber die altergraue Burg, ihre Fenster vom Monde so sonderbar beleuchtet, daß er geheimnißvolle Schatten in den hohen Gemächern hin- und herschleichen sah — es war ihm so bange, daß er schnell seinen Weg zurückeilte, daß er im Wald laut auftrat, nur um sich selbst in dieser unheimlichen Stille zu hören.

Die Laterne des alten Hans warf ihm ein tröstliches Licht aus dem Thor entgegen. Eilends ließ er den Alten mit der Lampe voran nach seinem Zimmer gehen; er entrollte das Papier und erschrak vor einem fremden Unglück; denn die wenigen Zeilen lauteten:

„Dein Brief traf mich erst heute. Die Antwort ein ander Mal.“ S. Z. N. und noch drei Andere wurden heute frühe verhaftet und nach der Festung geführt. Ich weiß nicht, ob Du Dich schuldig fühlst; aber vernünftig wäre es, wenn Du Dich auf die Beine machtest. In Deiner Lage kann es nicht schaden. Ich schickte diese Zeilen an den gewöhnlichen Platz; Gott gebe, daß sie Dich treffen! Was Du auch thun wirst, Robert, sei diskret und nenne mich nie!“

Wer der unglückliche Flötenspieler gewesen sei, sah jetzt Albert deutlich; doch zu großmüthig, um aus dieser Verwechselung einen Vortheil ziehen zu wollen, faßte er rasch den Entschluß, den jungen Willi zu retten. Aber fremd und unbekannt in dieser Gegend, däuchte es ihm unmöglich, dies allein auszuführen. Er schickte schnell den alten Hans nach dem Thurm, wo Anna wohnte; er ließ sie dringend bitten, ihm nur auf zwei Minuten in einer sehr wichtigen Sache Gehör zu geben. Er folgte dem Alten bis an die Thüre des Saales, und dort blieb er in dem großen weiten Gemach allein, um seine Cousine zu erwarten. Zu jeder andern Zeit hätte der Anblick, der sich ihm hier darbot, mächtig auf seine Seele wirken müssen. Ein ungewisses Licht schimmerte durch die Fenster und fiel auf die Gemälde seiner Ahnen. Ihre Gestalten schienen lebendiger hervorzutreten, ihre Gesichter waren bleicher als sonst, und die ausgestreckte Hand einer längst verstorbenen Frau von Thierberg schien sich zu bewegen. Dazu rauschten die Bäume und murmelte der Fluß auf so eigene Weise, daß man glauben konnte, dieses Geräusch gehe von den Gewändern der Verstorbenen aus.

In diesen Augenblicken aber hatte er nur ein Ohr für die immer leiser schallenden Tritte des alten Dieners; sein Auge hing erwartungsvoll an der Thüre, sein Herz pochte unruhig einer Gewißheit entgegen, die keine erfreuliche sein konnte.

Bald tönten die Schritte wieder den Korridor herauf; er strengte sein Ohr an, ob er nicht auch den leichten Tritt seiner Base vernehme; die Thür öffnete sich, und sie erschien mit Hans und ihrem Mädchen; er sah ihrer Kleidung und ihren Augen an, daß sie noch nicht geschlummert hatte. Noch ehe sie fragen konnte, reichte er ihr schnell das Billet und sagte französisch in wenigen Worten, wie er es erhalten habe. Eine hohe Röthe flammte über das schöne Gesicht, so lange er sprach; sie wagte es nicht, die zarten Augenlider aufzuschlagen; doch kaum hatte sie einen Blick auf die Zeilen geworfen, so erbleichte sie, sah ihn mit großen Augen erschrocken an und zitterte so heftig, daß sie sich an dem Tisch halten mußte.

„Ich muß sogleich hinübereilen," sagte er näher tretend, „und nur darum habe ich Dich rufen lassen, daß Du mir ein Mittel angebest, wie ich durch den Fluß komme. Ich möchte bei den Domestiken nicht gerne Aufsehen erregen."

„Zu Pferd, schnell zu Pferd," rief sie hastig, indem sie bebend seine Hand ergriff; „schwimm hinüber und dann schnell nach Neckareck."

„Aber bei Nacht?" erwiderte er zaudernd. „Ich kenne die Stellen nicht, wo man durchkommen kann, der Fluß ist tief und reißend."

„Führe mir des Vaters Pferd heraus, Hans!" wandte sie sich an den erschrockenen Diener. „Schnell, Du begleitest mich, ich will selbst hinüber!"

„Führe es heraus, Alter, aber für mich!" fiel Rantow unmuthig ein. „Wie magst Du mich so verkennen, Anna? Du wirst mir den Weg zu einer Stelle zeigen, wo ich durch den Neckar kommen kann."

„Nein, so geht es nicht!" sagte sie beinahe weinend und sank auf einen Stuhl nieder. „Du wirst nicht hinüberkommen. Führe ihn durchs Dorf hinab, Hans, mach unsern Kahn los und schiffe den Vetter hinüber! Du mußt zu Fuß hinüber, Albert; in einer halben Stunde kannst Du dort sein. O Gott, ich habe es ja schon lange geahnt, daß es so kommen würde! Sag ihm, er soll nicht zögern, ich wolle ihn überall lieber wissen als in einem Kerker!"

Der junge Mann drückte ihr schweigend die Hand und winkte dem Alten, zu gehen. Nie zuvor hätte er sich für fähig gehalten, so schönen Hoffnungen so schnell zu entsagen; aber der Gedanke an die schöne, kummervolle Anna, die er bis jetzt nur lächelnd gesehen hatte, spornte ihn zu immer schnelleren Schritten, und so mächtig ist in einem Herzen, das die Selbstsucht noch nicht ganz umsponnen hat, das Gefühl, in einem entscheidenden Moment Hilfe oder Rettung zu geben, daß er in diesem Augenblick in dem jungen Willi nur einen Unglücklichen und nicht Anna's Geliebten sah.

Am Ufer schloß der Alte schnell den Kahn los und bat den Gast, sich ruhig niederzusetzen; aber dennoch konnte Albert diesem Gebot nicht völlig Folge leisten; denn als sie ungefähr die Mitte des Neckar's erreicht hatten, hörte man deutlich den Hufschlag von Pferden und das Rollen eines Wagens von der Landstraße her, die sich jenseits dem Ufer näherte. Er richtete sich auf, trotz dem Schelten des Alten und dem unruhigen Schaukeln des Kahns, und sah im Schein einiger Laternen einen Wagen mit vier Pferden von einigen, wie es schien, bewaffneten Reitern begleitet,

vorüberfahren. „Ist dies eine Hauptstraße?“ fragte er den alten Hans. „Kann dies vielleicht ein Postwagen sein, der dort fährt?“

„Hab' hier noch nie einen gesehen,“ erwiderte Jener mürrisch; „und um einen Postwagen zu sehen, möchte ich kein kaltes Bad im Neckar wagen.“

„Schnell! Wo geht man nach Neckareck, nach dem Gut des Generals?“ fragte Albert, welcher besorgte, er möchte zu spät gekommen sein. „Spute Dich, Alter!“

„So lassen Sie mich doch den Kahn erst wieder anschließen!“ sagte Hans. „Doch, wenn Sie Eile haben, nur hier links immer die Straße fort! sie führt gerade auf das Schloß zu; ich will schon nachkommen.“

Der junge Rantow lief mehr als er ging; der Alte keuchte mühsam hinter ihm her; aber so oft er ihn erreicht hatte, lief Jener wieder schneller, als würde er verfolgt. Endlich sah er das Schloß mit seinen weißen Säulen durch die Nacht schimmern; es fiel ihm ängstlich auf, daß viele Fenster erleuchtet waren, und als er näher kam, sah er deutlich Menschen an den Fenstern hin und her laufen. Der Schrecken dieser Nacht und die ungewöhnlich schnelle Bewegung hatten seine Kräfte beinahe erschöpft; aber dieser beunruhigende Anblick trieb ihn zu noch rascherem Laufen; in wenigen Minuten langte er an dem Schloß an; aber er mußte sich an die Pforte lehnen und nach Athem suchen, ehe er eintrat.

Der Erste, dem er an der erleuchteten Treppe begegnete, war der Gardist, ein alter, französischer Kriegsgefährte des Generals, der jetzt mehr den Haushofmeister als den Diener spielte. Er schien bleicher als sonst und schlich trübselig die Treppe herab. „Wo ist Euer junger Herr?“ rief Albert hastig. „Führt mich schnell zu ihm!“

„Sacre bleu!“ antwortete der Gardist erstaunt, als er den jungen Mann erkannte. „Weiß es Fräulein Anna schon? O la pauvre enfant!“

„Wo ist Robert?“ rief Rantow drängender.

„Il est prisonnier!“ erwiderte er traurig. „Auf die Festung gebracht comme ennemi de la patrie, comme démocrate, vier dragons de la gensdarmerie haben ihn eskortirt. O, mein armer Monsieur Robert!“

„Führet mich zum General!“ sagte Rantow, als er diese Nachricht hörte.

„Monsieur le Général est sorti.“

„Wohin?“ rief der junge Mann, unwillig darüber, daß er jedes Wort dem alten Soldaten abfragen mußte.

„Mit seinem Sohn à la capitale, zu fragen, was Monsieur de Willi verschuldet."

Als Rantow sah, daß hier nichts mehr zu thun sei, suchte er einen andern Bedienten auf und ließ sich die näheren Umstände der Verhaftung erzählen. Er hörte, daß spät Abends, in Robert's Abwesenheit, ein Kommissär angekommen sei, der nach einer kurzen Rücksprache mit dem General die Papiere des jungen Willi untersucht und theilweise versiegelt habe. Darauf sei Robert nach Hause gekommen und habe sich gutwillig darein ergeben, dem Kommissär zu folgen; er habe seinem Vater das Wort darauf gegeben, daß man ihn unschuldig finden werde; das Letztere habe der General einem Bedienten befohlen, am nächsten Morgen dem Herrn von Thierberg und seiner Familie zu sagen; er habe sich dann zu Pferd gesetzt und sei, nur von einem Bedienten begleitet, vom Schloß weggeritten. Der junge Willi selbst hatte weder nach Thierberg noch sonst wohin Aufträge zurückgelassen.

So viel erfuhr Albert, und diese Nachrichten waren nicht dazu geeignet, ihn auf dem Rückweg freudiger zu stimmen. Er konnte auf den Trost, welchen Robert seinem Vater gegeben, keine große Hoffnung bauen, und vor Allem war ihm vor dem Augenblick bange, wo er die schmerzliche Kunde der trauernden Anna bringen sollte.

10.

Es waren seit jener traurigen Nacht mehrere Wochen verstrichen; sie däuchten der armen Anna eben so viele Monate. Das Laub der Bäume fing schon an, sich zu bräunen, der Herbst mit seinem fröhlichen Gefolge war in das Thal eingezogen, Gesang und Jubel schallte von den Rebhügeln, schallte antwortend aus dem Fluß herauf, welcher Kähne, mit Trauben schwer belastet, abwärts trug. Als würde einem verwegenen, in diesen Bergen eingedrungenen Feind ein Gefecht geliefert, so krachte Büchsen- und Pistolenfeuer aus den Weinbergen; doch nicht das Wuthgeschrei zurückgeworfener Kolonnen, sondern das Jauchzen einer freudeberauschten Menge stieg auf, wenn die Gewehre recht laut knallten, oder wenn die vorspringenden Ecken der Bergreihen die tiefere Stimme eines Pfundböllers zehnfach nachriefen.

Mit verschiedenen Empfindungen sahen die Bewohner des Schlosses Thierberg diesem fröhlichen Treiben von einer alterthümlichen Terrasse des Schlosses zu. Der junge Rantow blickte unverwandt und mit glänzenden Augen auf dieses Schauspiel, das ihm ebenso neu als anziehend erschien. Er hatte in seiner

Heimath, im Kreise vertrauter Freunde oft bemerkt, wie der Wein, diese Himmelsgabe, die Wangen freundlicher färbte, die Zungen löste und zu traulichem Gespräch, wol auch zum Gesang, selbst die Ernsteren fortriß; doch nie hatte er gedacht, daß eine noch rauschendere Freude, ein höherer Jubel mit der Bereitung des fröhlichen Trankes sich verbinden könnte. Wie poetisch däuchte ihm dieses lebhafte Gemälde! Welch frische, natürliche Bilder zeigte ihm sein Opernglas! Diese Gruppen hatte der Zufall geordnet, und doch schienen sie ihm reizender, als was die Kunst je erfunden. „Siehe," sagte er zu Anna, die, den schönen Kopf auf den Arm gestützt, ihm gegenübersaß und zuweilen einen ernsten Blick über das Thal hingleiten ließ, „siehe, dort gegenüber jenen Alten mit den silbergrauen Haaren! Wie viele solche Herbste mag er schon gesehen haben! Wahrlich, ich könnte an der Gruppe um ihn her seine Lebensgeschichte studiren. Der blonde Knabe, der ihm eben die große Traube brachte, ist wol sein Enkel; den jungen Burschen, der mit der Pritsche die Mädchen neckt und durch seine Scherze von der Arbeit abhält, indem er sie anzutreiben scheint, halte ich für seinen jüngeren Sohn; siehe, jenes Mädchen hat seinen Schlag derb erwidert; sie ist wol das Liebchen des muntern Burschen; denn sie lachen Alle und verspotten ihn. Dieser gebräunte, breite Mann von vierzig, der soeben den ungeheuern, mit Trauben gefüllten Korb auf seine Schultern hob, ist wol der ältere Sohn und des blonden Knaben Vater. So hast Du die vier Altersstufen, die sie wol Alle ohne viele Aenderung durchlaufen mögen."

„Gewiß, ohne viele Aenderung und ohne viel Vergnügen," bemerkte der alte Herr von Thierberg, der gleichgiltig hinabblickte; „das ewige Einerlei seit vielen hundert Jahren. Der Kleine dort wird jetzt bald in die Schule getrieben und von seinem Schulmeister täglich geprügelt, gerade wie vor Zeiten sein Großvater. Der junge Bursche wird bald Soldat oder auf ein paar Jahre Knecht in der Stadt. Kömmt er dann nach Hause und der Vater ist todt, so bekommt er sein kleines Stückchen Erbe und glaubt heirathen zu müssen; und hat er vier Kinder, so werden sie, wenn auch er einst stirbt, das armselige Erbe unter sich theilen und gerade viermal ärmer sein als er. So treibt es sich herauf und herab; zu dem Pulver, das sie heute verschießen, haben sie ein ganzes Jahr gespart, um doch auch einen Tag zu haben, an welchem sie sich betäuben können; und das nennen sie lustig sein! Das nennen die Städter ein Fest, ein malerisches Volksvergnügen!"

„Nein! Sie sehen es zu düster an, Oheim!" entgegnete der Gast. „Mir scheint, ich gestehe es, eine wundervolle Poesie in

diesem Treiben zu liegen. Diese Menschen sind so behende, so lebendig, so regsam. Stellen Sie einmal meine Märker hieher, wie unbeholfen und ungeschickt sie sich benehmen würden! Ich schäme mich heute noch der Unerfahrenheit, die ich letzthin zeigte; ich nahm in einem Ihrer Weinberge einem hübschen Mädchen das gebogene Messer ab und versprach, sie zu unterstützen; als ich die erste Traube abgeschnitten hatte und sie in das Körbchen legte, betrachtete das Mädchen nur den Stiel der Traube und sagte lächelnd: ‚Er hat wol noch nicht oft Trauben geschnitten?‘ und siehe, ich hatte, statt schief zu schneiden, gerade geschnitten. Nein! mir scheint diese Weinlese ein fortdauernder Festtag der Natur, eine liebliche, verkörperte Poesie.“

„Poesie?“ erwiderte Anna, indem sie einen trüben, wehmüthigen Blick auf die Berge gegenüber warf. „Eine Poesie, die mir das Herz durchschneidet. Mir erscheint dieses fröhliche Treiben wie ein Bild des Lebens. Unter langem Jammer und Ungemach ein Tag der Freude, der durch seine hellen, freundlichen Strahlen das öde Dunkel umher nur noch deutlicher zeigt, aber nicht aufhellt! O, kenntest Du erst das Leben dieser Armen näher! Wenn Du sie beim ersten Erwachen des Frühlings sehen könntest! Jeder Winter verwüstet ihre steilen Gärten; der Schnee löst sie auf und reißt ihre beste, fruchtbarste Erde mit sich hinab. Aber rastlos zieht Jung und Alt heraus. Die Erde, die ihnen das Wasser nahm, tragen sie wieder hinauf und legen sie sorglich um ihre Reben her. Vom frühesten Morgen, in der Gluth des Mittags, bis am späten Abend steigen sie schwer beladen die steilen engen Treppen hinan. Welche Freude, wenn dann der Weinstock schön steht und nach den Blüthen treibt; aber wie bitter ist zugleich ihre Sorge; denn der kleinste Frost kann ihre zarte Pflanze vernichten. Und fällt nun der böse Thau oder eine kalte Nacht, wie schauerlich ist dann ihr Geschäft anzusehen! Alle, selbst die kleinsten Kinder, strömen noch vor Tag in den Weinberg. Dort legen sie alte Stücke von Kleidern und Tüchern neben die Rebstöcke und brennen sie an, daß der qualmende Rauch die zarte Pflanze schützen möchte. Wie arme Seelen, ins Fegfeuer verbannt, schleichen sie um die kleinen, zuckenden Feuer und durch die Schleier, die der Rauch um sie zieht. Die Kleinen rennen umher, sie können noch nicht berechnen, welches Unglück sie sehen, aber die Männer und Weiber wissen es wol; es ist eine kühle Morgenstunde, die das Werk langer, mühsamer Wochen zerstört und sie ohne Rettung noch tiefer in die Armuth senkt.“

„Wahrhaftig! Du bist krank, Anna!“ sagte der alte Herr, indem er lächelnd zu ihr trat und doch nicht ohne leise Besorg-

lichkeit seine Hand auf ihre schöne Stirne legte. „Du warst ja doch sonst so fröhlich im Herbst, gabst solchen bösen Gedanken niemals Raum und freutest Dich mit den Fröhlichen. Bist Du krank?“

Anna erröthete und suchte fröhlicher zu scheinen, als sie es war. „Krank bin ich nicht, lieber Vater,“ erwiderte sie; „aber ich bin doch alt-genug, um sogenannte Herbstgedanken haben zu dürfen. Man kann doch nicht immer fröhlich sein, und — mein Gott!“ rief sie, indem sie erröthend aufsprang — „ist er es nicht? — Seht dort! —“

„Willi?“ rief Rantow verwundert und wandte sich nach der Seite, wohin Anna deutete.

„Wer denn?“ sagte der Alte, indem er bald seine zitternde und verwirrte Tochter, bald seinen Gast ansah „Wie kömmst Du nur auf Willi? Wer soll denn kommen? So sprechet doch!“

Aber in diesem Augenblicke trat auch schon Der, dem Anna's Ausruf gegolten hatte, herein; es war der alte Gardist. Er war noch nicht ganz auf die Terrasse getreten, als schon Anna, jede andere Rücksicht vergessend, zu ihm hinflog, seine Hand ergriff und eine Frage aussprechen wollte, zu welcher ihr der Athem fehlte. Der alte Soldat zog lächelnd seine Hand zurück, grüßte mit militärischem Anstand und berichtete in Form eines militärischen Rapports: „daß der General noch diesen Abend zu Hause eintreffen und —“

„Ist er frei?“ unterbrach ihn Anna.

„— und seinen Sohn mitbringen werde, der auf sein Ehrenwort und die Kaution, die der Herr General gestellt habe, aus der Haft entlassen worden sei.“

In Anna's Augen drängten sich Thränen; sie zitterte heftig und setzte sich nieder; der alte Thierberg, durch diesen Anblick überrascht, preßte die Lippen zusammen und blickte seine Tochter unwillig an, und Albert, der in den Zügen seines Oheims las, daß Jener ein Geheimniß ahne, dessen Theilnehmer er bis jetzt allein gewesen war, fühlte sich befangen; er fürchtete für Anna, und erst in diesem Augenblick wurde es ihm deutlich, daß es für ihn selbst besser gewesen wäre, sich nie in diese Angelegenheit zu mischen. „Ich lasse dem Herrn General danken und Glück wünschen,“ sagte nach einer peinlichen Pause Herr von Thierberg zu dem Grenadier und winkte ihm, zu gehen. „Wünsche nur,“ fuhr er fort, indem er auf der Terrasse mit heftigen Schritten auf und ab ging, „wünsche nur, daß die paar Wochen Gefängniß eine gute Wirkung auf den Herrn Weltstürmer gehabt haben mögen! Ein paar Monate hätten nicht schaden können, wäre es auch nur gewesen, um das heiße Blut abzukühlen und die vorschnelle Zunge

zu fesseln. Aber das Alles ist das Erbtheil seiner hochweisen Frau Mama! Ein junger Mann von unbeflecktem Adel hätte sich so weit nicht verirrt; aber das gewinnt man bei solchen Heirathen; weil sie sah, daß man in unserem Zirkel ihre Abkunft nicht vergessen habe, hat sie ihrem Sohn solche tolle republikanische Ideen eingeprägt und ihn zu einem Thoren, wo nicht zu einem verderblichen Menschen gemacht." Diese und andere Worte stieß er schnell und heftig aus, und plötzlich blieb er vor seiner Tochter stehen, sah sie mit grimmigen Blicken an und sagte dann: „Ich glaube jetzt in der That, daß Du kränker bist, als ich dachte; geh auf Dein Zimmer! — Ich werde mit dem Vetter diesen Abend allein speisen; geh!"

Das arme Kind ging hinweg, ohne ein Wort zu sagen; sie mochte die Natur ihres Vaters kennen und wissen, daß jeder Widerspruch seinen Zorn steigere; sie mochte auch fühlen, was in diesem Augenblick in seiner Seele vorgehe, wo sie zu wenig Macht über sich besaß, um ihr Geheimniß zu verbergen.

Als sie weggegangen war, schritt der Alte wieder eine Zeit lang schweigend hin und her; dann trat er zu seinem Neffen und fragte mit bewegter Stimme: „Was sagst Du zu dem Auftritt, den wir da gesehen haben? Meinst Du wirklich, es wäre möglich?"

„Ich kann Sie nicht verstehen, lieber Oheim."

„Nicht verstehen, Junge? So soll ich es denn selbst in den Mund nehmen? Wisse — ich habe entdeckt, daß Anna den — Den von drüben — nun, daß sie den Sohn des Generals liebt. — Zum Teufel, Junge! Du erwiderst nichts? Wie magst Du so — so gleichgiltig aussehen, wenn von der Ehre Deiner Familie die Rede ist? Rede!"

„Ich kann nichts hierin sehen," entgegnete der junge Mann trotzig, „was etwa der Thierberg'schen Ehre zu nahe treten könnte. Der alte Willi ist von Adel, ist ein berühmter General, ist reich —"

„Also abkaufen sollen wir uns unsere Ehre lassen, abhandeln? — Bursche, wenn Du nicht mein Neffe wärest — Gott strafe mich, aber ich kenne mich selbst nicht, wenn ich in Wuth bin. — Reich? Siehe, für so schlecht und niederträchtig halte ich mein Kind selbst nicht, daß es daran gedacht haben sollte. Sieh Dich um — so weit Du sehen kannst, war einst Alles — Alles mein; ich habe nichts mehr, als diese verfallenen Thürme und eine Hufe Landes, wie der gemeinste Bauer; aber auch dieses soll diese Nacht noch hinfahren, in den Schuldthurm soll man mich werfen, mich auspfänden, mein altes Wappen entzwei schlagen, wenn ich je zugebe —"

„Oheim!" fiel ihm der Neffe erbleichend ins Wort, „bedenken Sie Sich zuvor, ehe Sie einen solchen Frevel aussprechen! Was

kann dieser junge Mann dafür, daß sein Vater reich ist? Beträgt er sich denn aufgeblasen? Macht er Ansprüche auf seinen Reichthum? Ich sagte es ja vorhin nur so in der Uebereilung."

„Nein, das thun sie nicht, die Willi's," antwortete nach einer Pause der Alte; „das ist noch ihre gute Seite. Aber das macht ihn nicht besser. Seine Grundsätze sind es, die ich hasse; er ist mein bitterster Feind!"

„Wie wäre dies möglich?" erwiderte Rantow beruhigend. „Wie könnte er Ihr persönlicher Feind sein!"

„Was persönlicher Feind!" rief Thierberg heftiger. „Solche Feindschaft kenne ich nicht, und mein Feind müßte ein Anderer sein als dieser Knabe; aber ein Todfeind bin ich all diesem Wesen, diesen Neuerungen, diesem Deutschthum, Bürgerthum, Kosmopolitismus, und welche Namen sie dem Unsinn geben mögen, und dessen treuester Anhänger eben dieser junge Mensch da ist. Das ganze erste Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hatte den verdammten Geschmack dieses Unwesens, und man wird sehen, wohin es im jetzigen kommt, wenn diese Menschen und ihre Gesinnungen um sich greifen; aber, so wahr Gott lebt, man soll von dem letzten Thierberg nicht sagen können, daß er in seinen alten Tagen einem dieser Weltverbesserer die Hand zur Unterstützung gereicht hätte!"

„Aber, Oheim!" fiel Albert ein, dem es in diesem entscheidenden Augenblicke keine Sünde däuchte, gegen seine eigene Ueberzeugung zu sprechen, „giebt es denn in diesem Jahrhundert auch nur eine Familie, die nicht, wenn man sie einzeln durchginge, die verschiedensten Gesinnungen in sich schlösse? Wird denn der einzelne Mann dadurch schlechter, daß er eine andere Meinung hat als wir? Ist nicht Protestant und Katholik in den Augen des Vernünftigen gleich viel werth? Denkt nicht der General selbst ganz verschieden von seinem Sohn?"

„Laß mir den Glauben aus dem Spiel, Neffe!" entgegnete Jener. „Darüber zu richten, geht weder Dich noch mich an. Aber dieser General vollends, der meinen Todfeind als Schutzpatron anbetet und diesen Bonaparte für den heiligen Georg hält, der den Lindwurm des veralteten Jahrhunderts tödtete — Diesen in meiner Familie! Es würde mich tödten!"

„Aber wissen Sie denn, ob auch der junge Willi Ihre Tochter liebt? Hat denn Anna irgend etwas gestanden?"

Der Alte sah seinen Neffen bei dieser Frage lange und erschrocken an; dann fuhr er nach einigem Nachsinnen gefaßter fort: „Nein, einer solchen Schmach halte ich sie nicht fähig; meinst Du, meine Tochter werde sich in einen solchen — Menschen verlieben, ohne daß er sie zuvor mit tausend Künsten dazu ver-

lockte? Nein, dazu ist sie mir noch immer zu gut! Aber — ich will mir Gewißheit verschaffen!“

Er sprach es, und noch ehe ihn Rantow aufhalten konnte, eilte der alte Mann hinweg, um seine Tochter zu Rede zu stellen. Düster schaute ihm der Gast aus der Mark nach. „Wahrlich, wenn die Aktien so stehen, werde ich weder Brautführer noch Hochzeitgast in Thierberg sein,“ sprach er; „der Alte müßte sich denn durch ein Wunder in einen Demagogen oder der Demagoge in einen rechtgläubigen Verehrer der alten Reichsritterschaft verwandeln.“

11.

Es hatte dem General Willi nicht geringe Mühe gekostet, von seinem Sohn das Unglück einer längeren Gefangenschaft abzuwenden. Sein Ansehen war zwar in der Hauptstadt jenes Landes, welchem sein Gut angehörte, durch den Wechsel der Verhältnisse und Meinungen nicht gesunken; man verehrte in ihm einen Mann von hohem Verdienst, militärischer Umsicht und Tapferkeit, und es gab Manche, die ihn wegen seiner treuen und ausdauernden Anhänglichkeit an jenen Mann, der einst das Schicksal Europa's in der Rechten getragen, bewunderten; es gab Viele, die ihm, wenn sie auch diese Bewunderung nicht theilten, doch wegen der Beharrlichkeit und Charakterstärke, die er in den Tagen des Unglücks entfaltet hatte, wohlwollten. Dennoch mußte er sein ganzes Ansehen aufbieten, manche Thüre öffnen, um seinen Sohn, auf dem der Verdacht, mit Verdächtigen in Verbindung zu stehen, lastete, nützen zu können.

Der General war ein Mann von zu großem Rechtsgefühl, als daß er, wenn er seinen Sohn schuldig glaubte, diese Schritte für ihn gethan hätte. Aber es genügte ihm an der einfachen Versicherung seines Sohnes. „Ich theile,“ hatte er ihm gesagt, als er verhaftet wurde, „ich theile im Allgemeinen die Gesinnungen jener Männer, die man jetzt zur Untersuchung zieht; aber — ich theile weder ihre Pläne, noch die Ansichten, die sie über die Mittel zum Zweck haben. Ich habe nur gedacht, nie gehandelt, habe mir selbst gelebt, nicht mit Andern, und Beschuldigungen, welche Andere treffen mögen, werden nie auf mich kommen.“ So war es denn gelungen, den jungen Willi auf so lange frei zu machen, als nicht stärkere Beweise, die gegen ihn vorgebracht würden, seine Anwesenheit vor den Gerichten nothwendig machten, eine Schonung, die er nur der Fürsprache seines Vaters und dem Vertrauen verdankte, das man in die Bürgschaft des Generals Willi setzte.

Sie konnten sich Beide wol denken, welches Aufsehen dieser Vorfall in der Umgegend von Neckareck gemacht haben mußte; hätten sie in einer Stadt gewohnt, so würden sie sich wol damit begnügt haben, ihren Bekannten von ihrer Rückkunft Nachricht zu geben; aber die Sitte auf dem Land fordert größere Aufmerksamkeit für gute Nachbarn; man mußte fünf oder sechs Familien im Umkreis von drei Stunden besuchen, mußte ihre Neugierde über diesen Vorfall umständlich befriedigen; kurz, man mußte sich zeigen, wie man sich etwa nach einer überstandenen Krankheit bei den Bekannten wieder zeigt und für ihre Theilnahme Dank sagt. Als aber der General mit seinem Sohn am dritten Tag nach ihrer Rückkehr nach Thierberg aufbrach, war es noch ein anderer Grund als Höflichkeit gegen gute Nachbarn, was sie dorthin zog. Der junge Willi mochte in den einsamen Wochen seiner Gefangenschaft Zeit gefunden haben, über sein Leben und Treiben nachzudenken; er mochte gefunden haben, daß ihn jene politischen Träume, welchen er nachgehängt hatte, nicht befriedigen könnten, daß es ein höheres, reineres Interesse gebe, wodurch sein Leben Bedeutung und Gehalt, seine Seele Ruhe und Zufriedenheit gewänne.

Der General lächelte, als ihm Robert sein Verhältniß zu Anna entdeckte und die Wünsche auszusprechen wagte, die sich mit dem Gedanken an die Geliebte verbanden. Er lächelte und gestand seinem Sohn, daß er längst dieses Verhältniß geahnet, daß er gewünscht habe, das unruhige Treiben des jungen Mannes möchte eine festere Richtung annehmen. „Ich kenne Dich," sagte er ihm; „wärest Du zu jener Zeit jung gewesen, wo wir in Europa umherzogen, um Krieg zu führen, so hätte Deine Phantasie mit aller Kraft die großartigen Bilder des Krieges ergriffen, ich hätte Dir den ersten Raum geöffnet, Du selbst hättest dann Deine Laufbahn gemacht. Daß Du in diesen stillen Feiertagen des Jahrhunderts nicht dienen willst, kann ich Dir nicht übel nehmen. Des Umherschweifens in der Welt bist Du satt, das Leben in den Salons genügt Dir nicht, — so bleibe bei mir, besorge an meiner Statt meine Güter! Ich kann dabei nur gewinnen; ich gewinne Zeit für mich und meine Erinnerungen, gewinne Dich, und —" setzte er mit einem freundlichen Händedruck hinzu, „wenn Du anders Deiner Sache gewiß bist, gewinne ich Anna."

Sie besprachen dieses Kapitel auch auf dem Weg nach Thierberg wieder, und Robert gab seinem Vater Vollmacht, bei dem Alten um Anna für ihn zu werben. Sie verhehlten sich nicht, daß eine nicht unbedeutende Schwierigkeit im Charakter des alten Thierberg liegen könne. Ihre Gesinnungen hatten so oft die seinigen beinahe feindlich durchkreuzt; man hatte sich wegen

Meinungen so oft gezankt, man war oft unzufrieden, beinahe verstimmt aus einander gegangen. Aber sie tröfteten sich damit, daß er doch nie persönliche Abneigung gezeigt habe, und die Vortheile, die für Thierberg aus dieser Verbindung hervorgingen, erschienen so bedeutend, daß der General, als sie über die Zugbrücke ritten, sich schon im Geist als Vater der schönen Anna zu sehen glaubte und vertrauungsvoll auf das Thierbergische Wappen über dem alten Portal zeigte. „Muth gewinnt, führen sie als Symbol im Wappen," flüsterte er seinem Sohn zu. „Das fügt sich trefflich; denn weißt Du noch, was der Wahlspruch Deiner Ahnen war?"

„Der Will' ist stark!" rief der junge Willi, freudig erröthend. „Muth gewinnt — und der Will' ist stark!"

Im Schloßhof empfing Rantow die Angekommenen. Er entschuldigte seinen Oheim mit einem kleinen gichtischen Anfall, der ihn verhindere, die steile Treppe herabzusteigen und seinen Gästen entgegenzugehen. Er sagte dies schnell und nicht ohne einige Verlegenheit, die er hinter einem Schwall von Glückwünschen für Robert Willi zu verbergen suchte. Nach den Verhältnissen, die gegenwärtig in den alten Mauern von Thierberg herrschten, konnte nicht leicht etwas störender wirken, als dieser Besuch. Man hatte zwar den Vetter aus der Mark nicht mit in das Geheimniß gezogen. Der Vater schien es zu bereuen, daß er sich nur so weit gegen seinen Neffen ausgesprochen habe, und Anna hatte mit ihm seit einigen Tagen nie mehr über Willi gesprochen, sei es auf ein Verbot ihres Vaters, sei es aus Argwohn, er möchte dem Alten ihr Geheimniß verrathen haben. Seit jenem Abend jedoch, wo die Rückkehr Robert's angekündigt worden war, herrschte eine Spannung, die um so drückender wurde, da die ganze Gesellschaft zwar aus dreierlei Parteien, aber — nur aus drei Personen bestand.

Anna sprach wenig, hielt sich meist auf ihrem Zimmer auf, wohin Albert noch niemals eingeladen worden war. Der Alte war mürrisch, aufbrausender als sonst gegen seine Diener, gegen seinen Gast herzlich wie zuvor, aber ernster und einsilbiger, gegen seine Tochter kalt und gleichgiltig. Er trank, trotz der bittenden Blicke, die Anna zuweilen nach ihm hinzusenden wagte, mehr Wein als gewöhnlich, schimpfte dann auf die ganze Welt, verschlief den Nachmittag und ließ sich Abends den Amtmann holen, um ein Spiel mit ihm zu machen. Dann setzte sich Anna mit ihrer Arbeit in ein Fenster, ließ sich von dem Vetter etwas vorlesen; aber Thränen, die hin und wieder auf ihre Hand herabfielen, zeigten dem jungen Mann, wie wenig ihr Geist mit dem beschäftigt sei, was er eben las. Der Anfall von Gicht, der über den Alten kam, machte die Sache womöglich noch schlimmer. Man sah, wie er alle

Kraft aufbot, seine Schmerzen zu unterdrücken, nur um der natürlichen Hilfe seiner Tochter weniger zu bedürfen, und wenn Fälle eintraten, wo er diese Hilfe nicht abweisen konnte, wenn das schöne Kind bleich und mit Thränen im Auge vor ihm kniete, um seine Beine in warme Tücher zu hüllen, da wandte er sich ab, pfiff irgend ein altes Liedchen, nannte sich einen Mann, der bald in die Grube fahren müsse, und fand es schön, daß doch ein Enkel der Thierberge zugegen sein werde, wenn man den Letzten dieses Namens beisetze.

Rantow wußte zwar, daß sein Oheim das Gastrecht gegen seine Nachbarn nicht verletzen werde; aber diese letzten Tage fielen ihm schwer auf die Seele, als er die Fremden die Treppe hinan führte, und er sah voraus, daß die beiden Willi's gewiß nichts dazu beitragen würden, die Verstimmung aufzulösen.

Der Empfang war übrigens herzlicher, als er sich gedacht hatte. Es giebt eine gewisse höfliche Freundlichkeit, die man sich angewöhnen kann, ohne sich dessen bewußt zu werden. Besonders auffallend erscheint diese Eigenschaft, wenn sich Männer begrüßen, von welchen wir wissen, daß sie keiner Heuchelei fähig sind, und die dennoch, sei es durch Meinungen, sei es durch Verhältnisse, sich feindlich gegenüberstehen. So schien es auch der alte Thierberg nicht über sich vermögen zu können, sein gewohntes: „Ah! schön! schön! Freut mich, Platz genommen!“ diesmal mit einem kälteren und förmlicheren Gruß zu vertauschen, und die fünfhundertjährige Gastfreundschaft dieser Burg schien die unwillkommenen Gäste in ihre schützenden Arme zu schließen. Ein Blick von Anna hatte dem jungen Willi gesagt, was hier vorgegangen sei. Er fand sie blaß, ihre Stimme nicht so fest wie sonst, es lag Kummer um den holden Mund, und ihre Augen schienen weicher geworden zu sein. Er pries im Stillen ihren richtigen Takt, daß sie mehr zu dem General sprach, als zu ihm; denn er hätte, von diesem Anblick ergriffen, nicht Fassung genug gehabt, Gleichgiltiges mit ihr zu reden. Rantow, der einen ganz andern Auftritt erwartet hatte, wunderte sich, daß auch in diesem „ehrlichen Schwaben,“ wo ihm sonst Alles so offen und ehrlich däuchte, vier Menschen, die sich so nahe standen, ein so falsches Spiel unter sich spielen könnten, ihre Gedanken, ihre Leidenschaften unter einer so ruhigen Hülle zu verdecken wüßten. Er sah staunend bald den jungen Willi und den alten Thierberg an, die ganz ruhig und abgemessen sich über die Ereignisse der letzten Wochen besprachen; bald hörte er auf das Gespräch zwischen dem General und der Geliebten seines Sohnes, die dasselbe Thema, nur mit Veränderungen, abhandelten, wobei übrigens Anna eine solche Ruhe

an den Tag legte, daß sie nie hastig fragte, von nichts mehr als schicklich ergriffen war. Der General wandte sich im Gespräch und ging mit ihr langsam im Saal auf und ab. Er stellte sich endlich wie zufällig in einen tiefen Fensterbogen, und Albert entging es nicht, daß er sich dort schnell zu dem schönen Mädchen herabbückte, ihr etwas zuflüsterte, was eine tiefe Röthe auf ihre Wangen jagte. Sie schien erschrocken, sie faßte seine Hand, sie sprach leise, aber heftig zu ihm; aber er lächelte, schien sie zu beruhigen, zu trösten, und so stolz und zuversichtlich war seine Stirne, waren seine Züge, als müßte er in diesem Augenblick seine Division ins Feuer führen, um den schwankenden Sieg zu entscheiden.

Der Gast aus der Mark ahnete, daß dort in jenem Fensterbogen ein Entschluß gefaßt oder mitgetheilt worden sei, der auf Anna's Schicksal sich beziehe, und das Herz pochte ihm, wenn er an den eisernen Trotz seines Oheims dachte. Die Diener hatten indessen Wein herbeigebracht, man setzte sich in eines der weiten Fenster, und wenn nur die Gemüther der fünf Menschen, die um den kleinen Tisch saßen, weniger befangen waren, der schöne Tag, der Anblick des herrlichen Thales, das vor ihnen lag, hätte sie zu immer höherer Freude stimmen müssen.

Der General, dem es peinlich sein mochte, daß das Gespräch nach und nach zu stocken anfing, bat Anna um ein Lied, und ein Wink ihres Vaters bekräftigte diese Bitte. Man brachte ihre Guitarre herbei, der junge Willi stimmte die Saiten; aber waren es die Worte des Generals, war es der Anblick ihres Vaters, war es die lang' ersehnte Nähe des Geliebten, was sie verwirrte, sie erröthete und gestand, daß sie in diesem Augenblick kein passendes Lied zu singen wüßte. Man schlug vor, man verwarf, bis Rantow beifiel, wie man einst in Berlin eine berühmte schöne Sängerin von einer ähnlichen Verlegenheit befreite. Er schnitt kleine Zettel und ließ Jeden ein Lied aufschreiben. Dann faltete er die Papiere geschickt und zierlich zusammen, schüttelte sie als Loose durcheinander und ließ die Sängerin eines wählen.

Sie wählte, sie öffnete das Loos und erröthete sichtbar, indem sie den General besorgt anblickte. „Das hat Niemand anders als Sie geschrieben," sagte sie. „Warum denn gerade dieses Lied? Es ist nicht immer politisch, ein politisches Lied zu singen!"

„Wenn es nun aber mein Lieblingslied ist!" erwiderte Willi. „Ich appellire an Ihren Vater; stand nicht die Wahl durchaus frei?"

„Gewiß," antwortete der Alte, „Du singst, Anna; und wenn das Lied Politik enthalten sollte — nun, erdichtete Politik kann man ja immer noch ertragen."

Sie nickte schweigend Gehorsam zu. Aber von jenem Augen-

blick an, wo sie mit einem kurzen, aber kräftigen Vorspiel den Gesang anhob, schien auf ihren lieblichen Zügen eine Art von Begeisterung aufzugehen. Eine zarte Röthe spielte auf ihren Wangen, ihre Augen glänzten, und um den schönen Mund, der die Töne so voll und rund hervorströmen ließ, spielte anfangs ein Lächeln, das mehr und mehr in Wehmuth überging. Es war eine französische Ode, aus welcher sie einige Stellen vortrug. Die Melodie, bald heiter, ermunternd, bald erhaben und triumphirend, bald ernst und getragen, schmiegte sich an das wechselnde Versmaaß und den Gedankengang der Strophen, und so süß war ihre Stimme, so ausdrucksvoll ihr Vortrag, so hinreißend ihr ganzes Wesen, das mit dem Gesang sich zu verschmelzen schien, daß die Männer, wenn sie gleich über den Gegenstand die verschiedensten Gesinnungen hegten, doch von dem Strom der Töne mit fortgerissen wurden. Wie erhaben war ihr Vortrag, als sie sang:

Cachez ce lambeau tricolore!
C'est sa voix; il aborde, et la France est à lui.

Ernst, beinahe traurig, doch nicht ohne Triumph, fuhr sie fort:

Il la joue, il la perd; l'Europe est satisfaite
Et l'aigle, qui, tombant aux pieds du Léopard
Change en grand capitaine un héros de hasard,
Illustre aussi vingt rois, dont la gloire muette
N'eût jamais retenti chez la postérité;
Et d'une part dans sa défaite,
Il fait à chacun d'eux une immortalité. *)

Als sie geendet hatte, legte sie die Guitarre nieder und ging, während die Männer noch in verlegener Stille saßen, schnell hinweg.

„Il la joue, il la perd," sprach der alte Thierberg lachend. „Eine große Wahrheit! Und dieser Dichter, wer er auch sein mag, konnte jenen Mann nicht besser schildern; seine ganze Größe bestand ja nur darin, daß er das rouge et noir so hoch als möglich spielte, und der alte Satz, daß der kaltblütigste Spieler endlich gewinnt, bestätigte sich an ihm. Der Leopard hat doch die Bank gesprengt, und Wellington wird es eben darum keinen Kummer machen, wenn man ihn héros de hasard nennt.

„Wie lächerlich sind solche Hyperbeln!" rief Rantow, „als ob zwanzig Könige ihren Nachruhm, ihre Unsterblichkeit diesem Sommerkönig zu verdanken hätten! Was uns betrifft wenigstens, so wird man eingestehen müssen, daß der Ruhm der preußischen Waffen älter ist, als der des sogenannten Siegers von Italien, und nicht erst von der großen Nation geadelt werden mußte."

„Und dennoch," erwiderte der General mit großer Ruhe,

---

*) Sept Messéniennes nouvelles par M. C. Délavigne. 1re. Le départ.

„dennoch wird man einst nicht sagen: es war Bonaparte, der zur Zeit dieses oder jenes Königs lebte — man wird sagen, Herr von Rantow, sie waren Zeitgenossen Napoleon's. Doch was den Obergeneral des englischen Heeres in der Bataille von Mont St. Jean betrifft, so möchte es die Frage sein, ob ihm der Titel héros de hasard sehr angenehm ist; so viel ist wenigstens gewiß, daß er jene Schlacht nicht gewonnen, sondern nur — nicht verloren hat."

„Es ist ein Glück für die Welt," bemerkte Thierberg lächelnd, „daß man Ihren Satz umkehren kann, und daß er dann noch höhere Wahrheit enthält; Ihr Herr und Meister hat jene Schlacht zwar nicht gewonnen, aber desto gewisser verloren."

„Er hat sie verloren," antwortete der General; „was die Welt damit verlor, will ich nicht aussprechen; aber jene Strophe, womit Anna ihren Gesang schloß, drückte aus, wer noch am Abend jenes unglücklichen Tages, als Cäsar und sein Glück von der Uebermacht zerschmettert wurden, als meine braven Kameraden auf Mont St. Jean den letzten Athem aushauchten der — Größere war."

„Der Größere! Und dies können Sie noch fragen, General?" entgegnete heftig der junge Mann aus der Mark. „Als die Strahlen der Abendröthe über jenes denkwürdige Feld streiften, beleuchtend die Schande Frankreichs und sein verwirrtes Heer, als blutend, aber unbesiegt, das englische Heer jene Hügel deckte und Deutschlands Völker stolzen Schrittes in die Ebene herabstiegen, um den Kampf siegend zu entscheiden — denken Sie Sich, ich bitte, jenen erhabenen Moment, und sagen Sie mir, wer da der Größere war?"

„Der Gott des Zufalls," erwiderte der General. „Mächtiger war er wenigstens als jener alte Held, der auch noch an seinem letzten Schlachttage zeigte, welche mächtige Kluft zwischen dem Genie und roher, wohlgenährter, thierischer Kraft befestigt sei. Er ist gefallen, nicht, weil ihm England oder Deutschland gewachsen war, sondern, weil er früher oder später fallen mußte, weil er einen Vertilgungskrieg gegen sich selbst führte, der seine Kräfte aufrieb; oder können Sie mir beweisen, daß an jenem Tage von Waterloo das Genie des englischen Feldherrn oder gar Ihres Blücher ihn besiegte?"

„Seien wir gerecht," nahm der junge Willi das Wort; „geben wir zu, daß ihm keiner seiner militärischen Gegner gewachsen war, so beweist dies noch immer nicht für jene innere Größe, für jene moralische Erhabenheit, welche die Mitwelt mit sich fortreißt, ihr Jahrhundert bildet und Segen noch auf die späte Nachwelt bringt. Napoleon war ein großer Soldat, — aber kein großer Mensch."

„Sohn!“ erwiderte der General, „wie kannst Du in irgend einem Fach des Wissens groß, größer als sonst ein Mann des Jahrhunderts werden, ohne ein großer Mensch zu sein? Die Maschine ist es nicht, nicht dieser Körper ist es, was sie groß macht, es ist der Geist. Jene veralteten Formen Europas, von klugen Männern vor tausend Jahren ausgedacht, stürzten zusammen, weil es Formen waren, die der Geist verlassen hatte; sie brachen ein vor den Blitzen seines Genies, sie hatten das Schicksal jener Leichname, die, in Grüften eingeschlossen, in ihren fürstlichen Leichenprunk gehüllt, Jahrhunderte überdauern, weil sie die Kerkerluft ihres Grabes nicht vermodern läßt. Berühre sie mit lebendiger Hand, hauche sie an mit freiem Odem, und — sie zerfallen in Asche!“

„Dies beweist nicht gegen mich,“ sagte Willi.

„Und wo ist denn das große und feste Reich, das der große Mann gründete?“ unterbrach ihn Thierberg; „Sie vergleichen unsere schönen alten Institutionen, Gott möge es Ihnen verzeihen, mit einem Leichnam; aber was war denn jener korsische Kaiserthron, was sein Staatsgebäude, als ein Kartenhaus?“

„Ich habe nie gesagt, daß Napoleon der Mann war, einen großen Staat zu gründen,“ antwortete der alte Willi; „Frankreich war unter ihm ein Lager, dessen erste Posten die Rheinbundstaaten bildeten. Er hätte vielleicht ein Ende genommen, das seiner oder Frankreichs unwürdig gewesen wäre, wenn er einige Jahre in beständiger Ruhe und in Frieden regiert hätte.“

„So war also das Ende, welches er nahm, seiner würdig?“ fragte Rantow lächelnd.

„Nicht der Platz, auf welchem wir stehen,“ versetzte der General nicht ohne Wehmuth, „nicht der Raum, sei er groß oder klein, giebt uns Würde oder Schmach. Wir sind es, die uns und unsere Posten adeln oder schänden. Die Welt hat gelacht und gehöhnt, als man den größten Geist des Jahrhunderts auf eine öde Insel verbannte. Dort, an der höchsten Felsenspitze, haben sie den alten Adler angeschlossen, wo er nur in die Sonne, auf den weiten Ocean und in einige treue Herzen sah. Aber man hat nicht bedacht, wie vielen Stoff zum Lachen man der Nachwelt gebe; es war nicht Strafe, was ihn dorthin verbannte; wer in Europa konnte ihn strafen? Es war — Furcht. So mußte es kommen, daß man in ihm noch immer den Gefürchteten sah, und manche Herzen, die sich von ihm abgewendet hatten, fingen an, ihn wieder zu lieben; pflegt doch das Unglück die Menschen zu versöhnen, und — es war ja nichts an seine Stelle getreten, was ihn hätte vergessen machen können.“

„Glauben Sie etwa, Herr Nachbar," sagte Thierberg, „es hätte wieder ein solcher Attila auftreten müssen, nur um die Zeitungsschreiber zu unterhalten? Vergessen wird man wol jenen Namen noch lange nicht, aber — man wird ihn verdammen."

„Mancher hat ein persönliches Recht dazu, und ich kann ihn darum nur beklagen, nicht entschuldigen, daß sein Gang über die Erde nicht die gebahnte Straße ging. Aber man wird auch mit andern Gefühlen sich seiner erinnern. Die Großen der Erde scheinen zwar nicht viel von ihm gelernt zu haben, desto mehr vielleicht die Kleinen. Er hat sich seine Bahn so erhaben aufgerissen als Alexander, er hat sie verfolgt wie Cäsar, man hat ihm gedankt wie dem Hannibal, auf jenem Felsen hat er gelebt wie Seneca, und seine letzten Tage waren eines Sokrates würdig."

„In diesem Punkt werden wir nimmer einig," erwiderte der alte Thierberg; „was mich betrifft, so kommt er mir vor, als habe er seine Laufbahn eröffnet wie ein Aventurier, habe sie verfolgt wie ein Räuber, habe mit seinem Raub verfahren wie ein verzweifelter Spieler und habe geendet wie ein — Komödiant!"

„Wir sind noch nicht seine Nachwelt," bemerkte Robert Willi. „Erst wenn alle Parteien, die persönliches Interesse aussprachen, von der Erde verschwunden sind, dann erst wird man mit klarem Auge richten. Mein Held ist er nicht; aber in seinen italienischen Feldzügen erscheint er wie ein Wesen höherer Art, und dies wenigstens werden auch Sie zugeben, Herr von Thierberg."

„Es ist möglich," versetzte der Alte; „er hat damals mein Staunen, meine Bewunderung erregt; aber wie schnell wurde ich von meiner Vorliebe geheilt! Wenn er damals den Bourbons den Thron zurückgegeben hätte — die Macht hatte er dazu — so wäre er mir wie ein Engel erschienen."

„Dies war wegen seiner Armee, die anders dachte, unmöglich," antwortete der General.

„Sie erinnern Sich," fuhr der Alte fort, „daß ich Ihnen öfter von einem französischen Kapitän erzählte, der mich in der Schweiz aus großer Verlegenheit rettete, — der einzige Franzose, den ich achte, und für den ich noch jetzt Alles thun könnte. Mit Diesem sprach ich damals auch über diesen Punkt. Ich sagte ihm, daß Frankreich ohne Rettung verloren gehe, wenn es in der ewigen, sich immer von Neuem gebärenden Revolution fortfahre; nur ein König an der Spitze könne es retten. — Er gab es zu; er sagte mir, daß die Bourbons eine große Partei in Paris hätten, und daß mein Gedanke vielleicht erfüllt würde. Ich fragte ihn, wie der Konsul Bonaparte, der damals an der Spitze stand, darüber dächte. ‚Er äußert sich nicht,' erwiderte mir der Kapitän; ‚aber wenn ich

ihn recht verstehe,' setzte er lächelnd hinzu, ‚so wird Frankreich bald nur einen Meister haben.' Ich deutete dies Wort meines neuen Freundes damals auf die Zurückkunft der Bourbons; leider ist es an Bonaparte selbst in Erfüllung gegangen."

Der junge Willi war schon zu Anfang dieser Rede aufgestanden; er hatte Anna's Vater die Geschichte von seinem Kapitän schon einige Dutzendmal erzählen gehört, und sein Blut wallte in diesem Augenblick noch zu unruhig, als daß er sie von Neuem anhören mochte; er ging mit zögernden Schritten im Saal auf und nieder; als aber der alte Thierberg im Gespräch mit dem General auf die jetzigen Verhältnisse Frankreichs einging, ein Punkt, über den sie niemals in Streit geriethen, gesellte sich auch Rantow zu dem jungen Willi. Er ließ sich von ihm die Geschichte der letzten Wochen noch einmal wiederholen, führte ihn unbemerkt in das nächste Zimmer und dann auf den breiten Hausflur. Dort hielt er plötzlich inne und flüsterte dem erstaunten jungen Mann ins Ohr: „Sie dürfen vor mir kein Geheimniß mehr haben; Anna hat mir Alles entdeckt, und auf meinen Beistand können Sie Sich verlassen." Noch einen Augenblick zweifelte Robert, weil ihm diese Nachricht zu neu und unerwartet kam; als aber Rantow ins Einzelne einging und ihm erzählte, was in jener Schreckensnacht vorgefallen sei, als er ihm entdeckte, wie ungünstig gegenwärtig die Verhältnisse seien, da stand Jener nicht länger an, die Hilfe, die ihm geboten wurde, anzunehmen; er bat Albert, ihm, wenn es möglich wäre, Gelegenheit zu verschaffen, mit Anna zu sprechen.

Der Gast aus der Mark dachte einige Augenblicke nach, ob er dies möglich machen könnte; Anna hatte ihn selbst zwar nie auf ihr Boudoir im Thurm eingeladen; aber er hoffte in solcher Begleitung nicht unwillkommen zu sein; das Einzige, was ihn hätte abhalten können, war die Furcht vor dem Zorn seines Oheims, im Fall diese Zukammenkunft entdeckt wurde; aber die Lust, wo er nicht selbst die Rolle übernehmen konnte, wenigstens die Intrigue zu unterstützen, siegte über jede Bedenklichkeit; er winkte dem jungen Willi, ihm zu folgen. Der Gang nach Anna's Thurm war ihm bekannt. Nach der Lage ihrer Fenster mußte ihr Gemach noch zwei Stockwerke höher liegen als der Saal. Sie stiegen eine enge, steile Treppe von Holz hinan, die unter jedem Tritte, so behutsam sie auch stiegen, ächzte. Zum nicht geringen Schrecken begegnete ihnen auf dem ersten Stock der alte Hans, der sie verwundert ansah. Albert winkte seinem Gefährten, nur immer voranzugehen; er selbst nahm, ohne in seiner Bestürzung zu bedenken, ob es klug sein möchte, den alten Diener auf die Seite. „Hans!" sagte er, „wenn Du Deinem Herrn

ein Wort —“ „O,“ erwiderte Jener schlau lächelnd, „da hat es gute Wege, so wenig als in jener Nacht, da Sie mich beinahe in den Neckar warfen — ich bin so still wie ein todter Hund.“ Beruhigt folgte Rantow dem Liebhaber; sie hatten bald das Ende der Treppe erreicht und standen nun auf einer Art von Vorsaal; die Reinlichkeit und Zierlichkeit, die hier herrschte, ließ ahnen, daß man sich nicht mehr weit von Anna's Gemach befinde. Zwei Thüren gingen auf diesen Vorplatz; sie wählten auf gutes Glück die nächste, pochten an — keine Antwort. Sie pochten wieder; jetzt that sich die zweite Thüre auf, und Anna erschien auf der Schwelle.

Sie erröthete, als sie die beiden jungen Männer sah; doch als habe dieser Besuch nichts Auffallendes an sich, lud sie dieselben durch einen freundlichen Wink ein, näher zu treten. „Ihr kommt wol, um die schöne Aussicht von meinem Thurm zu betrachten?“ sagte sie. „Jetzt erst fällt mir bei, daß Du nie hier warst, Albert; aber so ganz bin ich schon an diesen herrlichen Anblick gewöhnt, daß es mir nicht einmal einfiel, Dich hieher einzuladen.“

12.

Das Gemach war klein, die Geräthe gehörten einer früheren Zeit an; aber dennoch war Alles so freundlich und geschmackvoll geordnet, daß Rantow, nachdem er die Aussicht geprüft, die nächsten Umgebungen gemustert und Alles recht genau angesehen hatte, dieses Zimmer für das schönste im Schloß erklärte. Nur eine breite Kiste, von schlechtem Holz zusammengezimmert, die auf einer Kommode stand, schien ihm nicht mit den übrigen Geräthschaften zu harmoniren. So ungerne er die beiden Liebenden, die, anscheinend in die Aussicht auf das Thal hinab vertieft, eifrig zusammen flüsterten, stören mochte, so war doch seine Neugierde, zu wissen, was der geheimnißvolle Schrank verberge, zu groß, als daß er nicht seine Base darüber befragt hätte.

„Bald hätte ich das Beste vergessen!“ rief sie aus. „Das Bild für Ihren Vater ist heute angekommen, Robert; ich habe es hieher gestellt, weil mein Vater nie hieher kömmt, und weil ich es doch auch betrachten wollte.“ Sie rückte unter diesen Worten den Deckel des Schranks, Willi half ihn herabnehmen, und das Bild eines Reiters, der auf einem wilden Pferd eine Anhöhe hinansprengt, wurde sichtbar.

„Bonaparte!“ rief Rantow, als ihm die kühnen, geistvollen Züge aus der Leinwand entgegensprangen.

„Erkennst Du ihn?“ fragte Anna lächelnd. „Das war der Sieger von Italien!“

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die Kopie so gut gelingen könnte," bemerkte Willi; „aber wahrlich, David war ein großer Maler. Wie edel ist diese Gestalt gehalten, wie glücklich der Einfall, diesen hochstrebenden Mann nicht in der gebietenden Stellung eines Obergenerals, sondern in einer Kraftäußerung aufzufassen, die einen mächtigen Willen und doch eine so erhabene Ruhe in sich schließt."

„Ich kenne das Original," sagte Rantow, „es ist in der Galerie zu Berlin aufgestellt, und ich finde diese Kopie trefflich; für Liebhaber des Gegenstandes, worunter ich nicht gehöre, gewinnt dieses Gemälde um so höheres Interesse, als die Idee dazu von Napoleon selbst ausging. Man sagt, David habe ihn malen wollen als Helden, den Degen in der Hand, auf dem Schlachtfelde; Bonaparte aber erwiderte die merkwürdigen Worte: ‚Nein! Mit dem Degen gewinnt man keine Schlachten; ich will ruhig gemalt sein — auf einem wilden Pferde.'

„Dank Dir für diese Anekdote," erwiderte Anna, „sie macht mir das Bild um so lieber, und nicht wahr, Robert," setzte sie hinzu — „auch Ihr Vater soll durch seine Originalität nur noch mehr erfreut werden."

„Anna!" unterbrach die Beschauenden eine dumpfe, wohlbekannte Stimme. Sie sahen sich um; der alte Thierberg, auf seinen Diener gestützt, stand mit hochrothem, zürnendem Gesicht und zitternd vor ihnen; der General, welcher seitwärts stand, schien verlegen und ängstlich. Aber so schnell war dieser Schreck, so groß die Furcht Anna's vor ihrem Vater und so furchtbar sein Anblick, daß sie zu schwanken anfing, und hätte der General sie nicht unterstützt, sie wäre in die Knie gesunken.

„Sind das die gerühmten Sitten Ihres Herrn Sohnes," wandte sich der Alte bitter lachend zu dem General, indem er bald den Sohn, bald den Vater ansah. „Heißt das, wie Sie mir vorzumalen suchten, sich in den zartesten Grenzen des Anstandes halten? Herr! Wie kommen Sie dazu, mit meiner Tochter allein auf ihrem Zimmer zu sein?"

„Onkel —" rief Rantow, um ihn zu belehren.

„Schweig, Bursche!" antwortete ihm der zürnende Alte, indem er immer den jungen Willi mit glühenden Blicken ansah.

„Ich denke," erwiderte Dieser ruhig und mit stolzer Fassung, „die Erziehung Ihrer Tochter und Anna's Sitten müßten Ihnen Bürge sein, daß ein Mann, selbst wenn er allein käme, sie besuchen dürfte, vorausgesetzt, sie will ihn empfangen, und über den letzteren Punkt steht nach allen Gesetzen der guten Sitte der jungen Dame selbst, nicht aber Ihnen, Herr von Thierberg, die Entscheidung zu."

Diese Worte schienen seinen Eifer noch mehr zu entflammen, er athmete tief auf; aber in diesem Augenblick trat sein Neffe muthig dazwischen und redete ihn auf eine Weise an, die, wie ihn sein kurzer Aufenthalt bei den Thierberg's gelehrt hatte, die Wirkung nicht verfehlen konnte. „Herr von Thierberg," rief er bestimmt und mit ernster Miene. „Sie haben mir vorhin zu schweigen geboten; ich werde aber nicht schweigen, wenn man meiner Ehre zu nahe tritt. Ich bin es gewesen, der Herrn von Willi hieher führte, ich bin es gewesen, der ihn hier unterhielt, und er hat mich hieher begleitet, weil ich ihn darum gebeten habe."

„Du warst zugegen?" fragte der Oheim mit etwas gemilderter Stimme. „Aber was Teufel geht Dich das Zimmer meiner Tochter an? Was hattest Du hier zu suchen?"

Mit einer theatralischen Wendung und sprechender Miene wandte sich der Neffe gegen die Hinterwand des Zimmers, deutete mit dem ausgestreckten Arm hin und sprach: „Hier steht, was ich suchte."

Der Alte trat mit schnelleren Schritten, als seine Krankheit erlaubte, näher. Er betrachtete das Bild und blieb mit einem Ausruf des Erstaunens stehen; seine trotzige Miene klärte sich auf, seine Stirn entfaltete sich, sein blitzendes Auge schimmerte nur noch von Rührung und Freude. „Gott im Himmel," rief er aus, indem er das Mützchen abnahm, das er beständig trug, „wer hat mir das gethan, woher, woher habt Ihr ihn? Wer hat ihn meinen Gedanken nachgebildet? Wer hat mir diese Züge, diese Augen hier, hier aus meinem Herzen herausgestohlen?"

Die Männer sahen sich staunend an; betreten richtete sich Anna auf und trat näher; denn sie besorgte, ihr alter Vater rede irre. „Wer hat dies Bild hieher gestellt?" fragte er nach einer Pause, indem er sich umwandte, und Alle sahen Thränen in seinen Augen glänzen.

„Ich, mein Vater," sagte Anna zögernd.

„O Du gutes Kind," fuhr er fort, indem er sie in seine Arme schloß, „wie Unrecht habe ich Dir vorhin gethan! Als ich in dieses Zimmer trat, glaubte ich, Du habest mich tief gekränkt, und doch hast Du mich so unendlich erfreut! — Kennst Du ihn, Hans?" wandte er sich an seinen Diener. „Kennst Du ihn nicht wieder?"

„Gott straf mich, er ist's!" erwiderte der alte Reitknecht. „Solche schreckliche Augen machte er gegen die fünf Buschklepper, die uns auszogen. O, das war ein braver Herr!"

Die, welche den Herrn und seinen Diener so sprechen hörten, konnten sich von ihrem Staunen kaum erholen; sie sahen sich lächelnd an, als ahnten sie eine sonderbare Fügung des Geschicks, als sei ein schweres Gewitter segnend über ihnen hinweggezogen. Der General

aber, der bald Anna, bald das Bild mit blitzenden Augen betrachtet hatte, trat näher heran und fragte den alten Thierberg, wen er denn in diesem Bilde wiedererkenne?

„Das ist derselbe treffliche Kapitän," antwortete er, „der mich am Fuß des St. Bernhard aus der Gewalt ruchloser Soldaten errettete; wie? Er ist Derselbe, von welchem ich Ihnen so oft erzählte, das Muster eines braven Mannes, eines gebildeten und klugen Soldaten."

„Nun, so bitte ich Sie," fuhr der General mit inniger Rührung fort, indem auch ihm eine Thräne im Auge schwamm, „ich bitte Sie im Namen dieses Mannes, den ich auch kannte, Sie mögen ihm vergeben, wenn er nachher anders handelte, als Sie damals dachten!"

„Wie? Sie haben ihn gekannt?" rief der Alte dringend, indem er die Hand des Generals faßte. „Wer war er? Wie heißt er? Lebt er noch?"

„Er ist todt — seinen Namen kannte die Welt — dieser Mann hier ist —"

„Nun?" drängte der Alte den General, dem die Stimme zu brechen schien. „Wer? Doch nicht —"

„Dieser Mann," rief der General mit einem feurigen Blick auf das Gemälde, „dieser Mann war — Napoleon Bonaparte, der Kaiser der Franzosen!"

Der Alte setzte seine Mütze auf; er drückte die Augen zu, und in seinem Gesichte kämpfte Unmuth mit Rührung. Doch als er nach einer Weile das Bild wieder ansah, schien er es nicht über sich zu vermögen, dem stolzen Reiter gram zu werden. „Du also," sprach er zu ihm, „Du warst dieser — kühne Mann? Das war also Deine Meinung? Du hast mir mein Kleid, meinen Hut und meine Börse zurückgegeben, um mir nachher mein Alles zu rauben?"

„Vater," sagte Anna schmeichelnd, „wie glücklich waren Sie aber dennoch! Der erste Mann des Jahrhunderts hat so traulich zu Ihnen gesprochen."

„Ja, das haben wir," erwiderte der Alte lächelnd und nicht ohne Stolz; „recht freundlich haben wir uns unterhalten, ich und er, und er schien Gefallen an mir zu finden. Ich habe nicht gehört, daß der erste Konsul sich je gegen Einen so offen ausgesprochen hätte, wie damals gegen mich. ‚Frankreich wird nicht mehr lange ohne König sein,' waren seine eigenen Worte. Du hast es erfüllt, kleiner Schelm! — Ha! Und gerade so sah er aus, so warf er noch einmal den stolzen Kopf herüber, als er sein Roß den Berg hinantrieb und die Feldmusik des Regimentes herüberklang. General Willi —es war doch ein großer Geist!"

„Gewiß!" sagte der General freudig gerührt, indem er dem

Alten die Hand drückte. „Aber wie kam nur dies Bild hieher zu Ihnen, Anna?“

„Darf ich es verschweigen, Robert?“ antwortete sie. „Nein, er hat es ja doch schon gesehen. Ihr Sohn wollte Sie an Ihrem Geburtstag damit überraschen, und ich erlaubte, daß das Bild einstweilen hier aufgestellt würde.“

Der alte Thierberg hatte aufmerksam zugehört; er schien überrascht und ging auf den jungen Willi zu, dem er seine Hand bot. „Junger Mann,“ sagte er, „ich habe Ihnen vorhin bitter Unrecht gethan; ich sehe jetzt, daß Sie ein schönerer Zweck auf dieses Zimmer führte, als ich anfangs dachte; werden Sie mir meine übereilten Worte, meine Hitze vergeben?“

Robert erröthete. „Gewiß, Herr von Thierberg,“ antwortete er; „und wenn Sie noch zehnmal heftiger gewesen wären, so konnten Sie mich zwar kränken, aber niemals beleidigen; es ist hier nichts zu vergeben.“

„Wirklich?“ erwiderte der alte Herr sehr freundlich. „Und, wenn ich fragen darf — wo haben Sie das Bild gekauft? Könnte man nicht sich auch ein Exemplar verschaffen? Ich möchte doch den grand capitaine, meinen Kapitän, in meinem Zimmer haben.“

„Wie ich meinen Vater kenne,“ sagte der junge Mann, „so wird er dieses Bild vielleicht noch lieber in Ihrem Hause als in dem seinigen sehen. Ich bitte, erlauben Sie, daß ich es dort aufhänge.“

„Sie machen mir ein großes Geschenk, lieber Robert,“ sagte Thierberg. „Wohin ist es mit unseren Gesinnungen gekommen? Ich glaube, wir denken im Grunde gleich über diesen Bonaparte, und doch sind Sie es, der mir ihn anbietet, und mir macht es Freude, ihn anzunehmen. Ich habe wenige Bilder, aber einige alte, gute; suchen Sie Sich etwas aus, nehmen Sie dafür aus meinem Schloß, was Sie wollen!“

„Halt!“ rief der General. „Bei diesem Handel bin ich auch betheiligt: ich kenne den unglücklichen Geschmack meines Sohnes und weiß, wie wenig er auf alte Bilder hält; wollen Sie ihm nicht ein jüngeres dafür geben? Thierberg, vor diesem Bilde, das nun auch für Sie von Bedeutung ist, wiederhole ich meine Werbung: Ihre Anna um diesen Napoleon!“

Der alte Herr war betreten; er warf verlegene Blicke auf die Umstehenden; endlich haftete sein Auge auf David's Gemälde. „Du hast viel verschuldet,“ sprach er, „Europas alte Ordnung hast Du umgeworfen, und nun nach Deinem Tode willst Du Dich in meine Haushaltung mischen?“

„Herr Baron!“ sagte der alte Hans mit gerührter Stimme, „nehmen Sie es einem alten Diener nicht ungnädig auf! Aber wissen Sie noch, was Sie zu dem braven Kapitän sagten, und was Sie

mir oft erzählt haben? Monsieur, haben Sie gesagt, wenn Sie einst durch Schwaben kommen und in unsere Gegend, so vergessen Sie nicht, auf Thierberg einzusprechen, daß Sie mich nicht zu Ihrem ewigen Schuldner machen."

Herr von Thierberg aber strich sich nachdenklich mit der Hand über die Stirne, warf noch einen zögernden Blick auf das Bild und führte dann Anna zu Robert Willi. „Nimm sie hin!" sagte er fest und ernst. „Ich habe es nicht thun wollen; aber vielleicht war es gut, daß dies Alles so kommen mußte. Nimm sie hin!"

Mit großer Rührung umarmte der General den alten Mann, und indem Robert überrascht und selig seine Braut, wir wissen nicht ob zum ersten Mal, an seine Lippen drückte, schüttelte der Gast aus der Mark, um nicht ganz theilnahmlos zu erscheinen, dem alten Diener herzlich die Hand. Albert hat nachher erzählt, daß er in jenem feierlichen Augenblick, trotz seines inneren Widerstrebens, gut napoleonisch gesinnt gewesen sei und zum ersten Mal in seinem Leben jene Macht und Ueberlegenheit gefühlt und anerkannt habe, die jener große Geist auf die Gemüther zu üben pflegte.

Er erzählte auch, daß der alte Thierberg jenen sonderbaren Tausch niemals bereut habe; er fand in seinem Schwiegersohne Eigenschaften, die er ihm nie zugetraut hatte; und als er ihn bei der Verwaltung der Güter seines Vaters mit Rath und That unterstützte, lebte er im Glücke seiner Kinder die Tage seiner eigenen Jugend wieder.

Von der Hochzeit des jungen Paares sprach der Gast aus der Mark nicht gerne; man sah ihm an, daß er lieber selbst mit der liebenswürdigen Anna vor den Altar getreten wäre. Einen Zug aber aus diesem glänzenden Tag pflegte er bei Wiederholung dieser Geschichte nie zu vergessen, vielleicht nur um jene schwärmerischen Anhänger Napoleon's und seinen neubekehrten Oheim ins Komische zu ziehen. Der alte Gardist des Generals, erzählte er, habe alle Domestiken und einige junge Burschen zum Vivatschreien abgerichtet und die schöne Braut mit ins Geheimniß gezogen; er habe seine Leute unter die Thüren des großen Saales im Schlosse Thierberg gestellt, und als nun mancher Toast ausgebracht war, sei auch Anna mit dem Kelchglas aufgestanden und habe mit ihrer süßen Stimme „dem Bild des Kaisers" die Ehre eines Toasts gegeben. Da wurde der Jubel rauschend, die Gäste stießen an, Hans und der Gardist schwangen zum Zeichen ihre Mützen, und wol aus fünfzig Kehlen schallte ein jauchzendes: „Vive l'Empereur!"

Leipzig,

Druck von Giesecke & Devrient.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hauff, Wilhelm,

Prosaische und poetische Werke

Bd.: 11

Berlin [1879]

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bru.833(10/12#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11437931-6